



A'V

Soma
Morgenstern
Flucht
in Frankreich

Als die deutsche Wehrmacht in Frankreich einmarschierte, begann für Soma Morgenstern wie für Tausende andere Emigranten erneut die Flucht vor den Nazis.

Aus der Perspektive eines Alter ego, des ukrainischen Schriftstellers Petrykowsky, schildert Morgenstern mit der ihm eigenen Lebendigkeit und Detailschärfe den Alltag in den Internierungslagern, die peinigende Atmosphäre von Mißtrauen und Angst und das qualvolle Warten auf Rettung. Schließlich gelingt die Flucht. Petrykowsky irrt wochenlang unter höchster Lebensgefahr durch das besetzte Frankreich, bis er sich – wie Morgenstern selbst – nach Casablanca absetzen kann.

Dieser Bericht ist ein Dokument höchsten Ranges, »ein ebenso originelles wie erhellendes Zeugnis von Vertreibung und Exil in unserem desaströsen Jahrhundert«.

Die Zeit

www.aufbau-taschenbuch.de

ISBN 3-7466-1635-2 · DM 22,90

ab 1. Januar 2002: € 11,50



9 783746 616353

Aufbau
Taschenbuch
Verlag

AtV

Soma Morgenstern

Flucht in Frankreich

Ein Romanbericht

Herausgegeben
und mit einem Nachwort
von Ingolf Schulte

Aufbau Taschenbuch Verlag

SOMA MORGENSTERN wurde 1890 in einem ostgalizischen Dorf bei Tarnopol geboren und wuchs in orthodox-jüdischer Tradition auf. Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte er mit Unterbrechungen durch den Kriegsdienst an der Ostfront von 1912 bis 1921 Jura in Wien. 1927 wurde er Kulturkorrespondent bei der »Frankfurter Zeitung«. Seiner jüdischen Herkunft wegen verlor er 1934 diese Stellung. Am Tage des »Anschlusses« Österreichs an Deutschland flüchtete er nach Frankreich. Nach mehreren Internierungen gelang es ihm 1941, über Marseille, Casablanca und Lissabon nach New York zu entkommen. 1946 erhielt er die amerikanische Staatsbürgerschaft. Von der Öffentlichkeit kaum beachtet, starb er 1976 in New York.

Soma Morgenstern schrieb zeitlebens in deutscher Sprache: Erinnerungen, Dramen, Feuilletons und vor allem Romane. Von der Romantrilogie »Funken im Abgrund« erschien der erste Band »Der Sohn des verlorenen Sohnes« noch Ende 1935 im Berliner Verlag Erich Reiss, mit Band 2 (»Idyll im Exil«) und Band 3 (»Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes«) kam die Trilogie erstmals, in amerikanischer Übersetzung, von 1946 bis 1950 in den USA heraus. Ebenfalls in amerikanischer Übersetzung erschien 1955 »Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth« (deutsch 1964 in Berlin, hebräische Übersetzung 1976). Als Erstveröffentlichungen erschienen innerhalb der Edition »Soma Morgenstern: Werke in Einzelbänden« im zu Klampen Verlag, Lüneburg: »In einer anderen Zeit. Erinnerungen« (1994), »Alban Berg und seine Idole. Erinnerungen und Briefe« (1995), »In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien« (1995), »Flucht in Frankreich. Ein Romanbericht« (1998).

Im Aufbau Taschenbuch Verlag liegen vor: »Joseph Roths Flucht und Ende«, »Alban Berg und seine Idole«, »In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien«, die Romantrilogie »Funken im Abgrund« sowie »Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth«.

»Der Wert des Buches liegt in seiner Zeugenschaft. Es ist voller Einzelbeobachtungen und atmosphärischer Details, ein ganz wesentliches persönliches Zeugnis über einen historischen Ausnahmefall und eine Studie über die Verlorenheit des einzelnen in den Turbulenzen des Jahrhunderts. Fragmente der Erinnerung werden lebendig und Lehren der Geschichte, wie der von Joseph Roth überlieferte Satz: »Ein Emigrant stirbt keines natürlichen Todes. Woran immer einer von uns in der Fremde stirbt, es wird kein natürlicher Tod sein.«

ISBN 3-7466-1635-2

1. Auflage 2000

Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin

© Dietrich zu Klampen Verlag GbR, Lüneburg

Umschlaggestaltung Torsten Lemme

unter Verwendung eines Fotos von The Image Bank

Druck Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-taschenbuch.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

ERSTER TEIL	7
ZWEITER TEIL	121

Anhang	
<i>Übersetzung fremdsprachiger Passagen</i>	363
<i>Nachwort des Herausgebers</i>	365
<i>Editorische Anmerkungen</i>	424

ERSTER TEIL

ERSTER TEIL

I

Auf dem Friedhof der kleinen Stadt Angers ist am 3. Juli 1940 die Leiche eines jungen Mannes begraben worden, den im Ort kein Mensch kannte. Er war einer von den unzähligen Flüchtlingen gewesen, die damals auf den Strassen, auf den Wegen, in den Dörfern und in den Städten Frankreichs zu sehen waren, Frauen und Männer, Kinder und Greise, Franzosen und Fremde, von allen Furien des Blitzkriegs gehetzt, von Krankheit, Erschöpfung und Hunger hier- und dorthin geschleudert. Millionen Menschen waren auf der Flucht nach dem Süden. Der junge Mann hatte in der Nähe des Städtchens unter freiem Himmel übernachtet und ist erst gegen Mittag des folgenden Tages an der Stelle tot aufgefunden worden, wo er sich zur Nacht hingelegt hatte.

In dem Bündel, auf das er seinen Kopf gebettet hatte, waren einige Wäschestücke, ein Paar Schuhe, ein Rasierapparat, ein Spirituskocher, ein Päckchen Tee sowie ein gelber Umschlag mit verschiedenen Korrespondenzen und Personaldokumenten. Der Tote war in einen wattierten Schlafsack gehüllt, auf dem ein paar Blutflecke entdeckt wurden, und in der inneren Brusttasche seines Rockes fand man bei dem Toten einen Brief, der an mich adressiert war und mir ein paar Monate später zugestellt wurde.

Dieser Brief war polizeiamtlich geöffnet und von einem Schriftstück begleitet, in dem kalt attestiert stand, dass der Ausländer Josef Cukiersky, geboren in Wien am 5. September 1912, vermutlich ein dem Konzentrationslager in Finistère entlaufener Österreicher, eines plötzlichen Todes gestorben und auf dem Friedhöfe in Angers bestattet worden sei; der bei dem Verstorbenen noch vorgefundene Barbetrag von fünfhundertundfünfzig Francs sei für die Kosten des Begräbnisses verwendet worden; die Ursache des Todes wäre nicht genau ermittelt; die Ortspolizei registrierte den Fall als Selbstmord durch Vergiftung. Nicht mehr als dieses amtliche Schriftstück sagte mir über die Ursache des Todes der Brief des Toten. Es

war wohl ein Abschiedsgruss; aber solche Briefe trugen wir, jenem Konzentrationslager entlaufene Ausländer, wahrscheinlich alle bei uns in jenen Schreckenstagen, da wir auf den Strassen des besetzten Frankreichs umherirrten, betäubt von dem fort und fort währenden Geknatter der motorisierten Deutschen, geblendet von dem Sieg des gepanzerten Kolosses: betäubt, geblendet, verhungert, todmüde und todbereit auf der Flucht vor dem deutschen Tod, der hinter uns, neben uns, vor uns, auf allen Strassen im polternden Triumph seiner Maschinen sich südwärts wälzte. Ich selbst trug einen Abschiedsbrief in einer Tasche, und mein Freund Morgenroth, mit dem ich mich zu dieser Flucht verbrüderet hatte, wird auch auf alle Fälle ein paar Abschiedszeilen bei sich getragen haben.

Cukierskys Brief hatte nicht das Datum des Todestags. Er war zwei Tage nach unserem letzten Zusammensein datiert, geschrieben in Quimper, wo wir uns getrennt hatten, weil Cukiersky zu meinem und Morgenroths schmerzlichen Bedauern entschlossen war, nach Paris zu wandern, wo er seine Schwester vermutete, während wir beide zu irgendeiner Hafenstadt im Süden uns durchzuschlagen gedachten.

Dem Brief war mit einer Sicherheitsnadel ein Ring angeheftet, ein billiger Schmuck, wie ihn kleine Leute in Wien zu tragen pflegen, und zum Schluss des Schreibens die Bitte ausgedrückt: ich möchte den Ring «seinem Mädels» in Wien XV., Benedikt Schellingergasse, zustellen lassen, da es mir als «einem Arier» wahrscheinlich doch einmal möglich sein sollte, nach Wien heimzukehren ...

An einen Selbstmord glaubte ich schon damals nicht einen Augenblick. Gift macht keine Blutflecke; nicht einmal an dem Schlafsack eines Ausländers ... Aber was mochte einer französischen Polizei an der Untersuchung eines Todesfalls am 3. Juli 1940 gelegen sein? Wenn der Tote obendrein ein Österreicher, einem Konzentrationslager entlaufener Ausländer, gewesen ist? Wenn die Mörder offenbar in den Reihen der Sieger zu suchen gewesen wären, der Herren über Leben und Tod nicht nur der Ausländer?

An dem Tage, da mir dieser Brief mit dem Ring überbracht wurde, waren die Erinnerungen, die ich hier erzählen will, noch nicht abgeschlossen. Aber manche von den Blättern, auf denen ich die Geschichten aufschreibe, waren damals schon mit unsicherer Hand bekritzelt. Denn Schreiben kann man das nicht nennen, was ich da in den ersten Monaten

des Jahres 1941 tat. Damals war ich noch immer, wie der tote Cukiersky, ein dem Konzentrationslager in Finistère entlaufener Ausländer. Täglich, stündlich konnte ich von der Polizei gefasst und in eines von den vielen Lagern gesperrt werden, die eine ehrvergessene Regierung in Vichy sogar für jene Ausländer bereithält, die gestern noch mit der Waffe in der Hand, als Alliierte oder gar als Soldaten der französischen Armee, gekämpft hatten. Die Tatsache, dass es der Polizei von Angers – wenn auch erst nach einigen Monaten – gelungen ist, meine Adresse auszuforschen, versprach nichts Gutes. Die helfende, schützende Hand des Abbé S., der mich bereits zweimal vor dem Zugriff der Marseiller Polizei bewahrt hat, kann sich in der Finsternis, die jetzt über Frankreich ausgebreitet wird, verlieren ...

Das stolze, das hochmütige Frankreich, das letzte und wertvollste Stück Europas, ist gefallen. Es liegt am Boden und sinkt, weil es noch unter dem preussischen Stiefel am Boden liegend eine pathetische Pose bewahren will, immer tiefer. An der Loire singen die Nazis. Ich habe sie gehört. Tage, Nächte, Wochen lang. Sie fahren in ihren eisernen Kolonnen und singen. Sie rasten in den Dörfern und singen: «Wir fahren, wir fahren gegen Engelland, gegen Engelland –» Wird England – wer wird die Sänger schweigen machen? Hat es noch einen Sinn zu leben? Zu überleben?

Ich kaufte mir ein Schreibheft und schrieb, kritzelte hin und wieder eine Seite voll. Meine Feder funktionierte. Sie bedeckte das französische Papier mit fremden Worten. Das Papier – war das noch eine Realität? Die Worte – was sollten sie?

Zuweilen erschien es mir, als entströmten lebendige Worte einer toten Feder, in einem absurden, grauenhaften Wachstum, posthum und ohne Zweck, wie noch lebendige Nägel wachsen an den toten Fingern einer Leiche. Ich erzählte auch von dem Buchdrucker Josef Cukiersky, den ich noch am Leben glaubte und wünschte. Seine Zustimmung hatte ich: wie könnte man sonst von einem Lebenden erzählen? Nun ist er tot. An dem Tage, da ich die Nachricht von seinem Tode erhielt, war die Erzählung an der Stelle unterbrochen worden, da ich dem Leser das wahre Gesicht eines Mannes zeige, eines neudeutschen Jünglings, von dem in diesen Blättern oft die Rede sein wird, öfter als mir recht ist; doch nicht öfter, als es dem Zweck dieser Aufzeichnungen entspricht. Warum ich nun diese Erzäh-

lung mit der Mitteilung vom Tode Josef Cukierskys beginne, weiss ich nicht recht. Vielleicht tue ich es, weil es mir so vorkommt, als hätte ich gerade ihm mehr Platz einräumen sollen auf diesen Blättern. Vielleicht geschieht das bloss aus dem Grunde, weil ich durchaus nicht mit Sicherheit wissen kann, ob ich in der Lage sein werde, die Erzählung von der Stelle fortzuführen, wo sie die Todesnachricht unterbrochen hat. Es kommt mir aber so vor, als ob es zum Nutzen der Wahrheit geschähe.

Josef Cukiersky hat nicht viel Platz im Leben eingenommen. In unserem Lager ging er umher wie das Kind in einem Affentheater. Wir, seine Affen, wir meinten, er wäre närrisch. Er aber sah uns als höhere Wesenheiten an. Die wissenschaftlich denkenden Affen unter uns, sie sagten, er hätte einen Tick. Weil er ein grosser Erfinder war. Er hat eine gute Erfindung gemacht. Er hat einen Gruss erfunden. Er nannte ihn den deutschen Gegengruss. Nur ein Herz, das kindlich und weise zugleich war, das Herz dieses Mannes eben, konnte eine solche Erfindung machen.

Eines üblen Morgens des achten Hitlerjahrs, in unserem Konzentrationslager – wir standen in Gruppen und Reihen um das bisschen Suppe an –, ging ein munterer Leidensgenosse an Josef Cukiersky vorbei und grüsst ihn, wie man einen Mann mit einem Tick grüsst: zu Recht freundlich: «Guten Morgen, Freund Cukiersky!»

«Es ist nicht wahr, noch ist Hitler nicht gehängt!» erwiderte Cukiersky recht freundlich zum ersten Mal mit seinem deutschen Gegengruss.

Wie jede grosse Erfindung war auch diese keine Improvisation. Weil mich dieser Einfall Cukierskys nicht bloss überraschte, sondern, eine verblüffend einfache und grosse Idee, auf der Stelle überzeugte, und weil ich an Improvisationen von bedeutendem Wert nicht recht glaube, fragte ich ihn danach an diesem Morgen. Ohne Weiteres bekannte er, seit Jahren – seit dem ersten Volksgeschrei: «Heil Hitler!», das ihn am Schwarzenbergplatz in Wien erschreckt hatte – darüber nachgedacht zu haben, was diesem Fluch entgegenzusetzen wäre. Man müsste allerdings, so meinte Cukiersky, auch an jenem Märzabend, da die Deutschen in Wien einzogen, das «Heil Hitler»-Geheule in der Ringstrasse gehört haben, um zu erkennen, dass es keinen guten Morgen, keinen guten Tag und keinen guten Abend mehr geben würde in der Welt, solange dies «Hajhitlaaa!» ein deutscher Gruss sei.

Man muss jenes Triumphgeschrei in der Ringstrasse mit den Ohren Cukierskys gehört haben, so meine ich. Denn ich habe jenen Triumph in der Ringstrasse auch erlebt und dennoch den deutschen Gegengruss leider nicht erfunden.

Er hatte nicht viel Erfolg mit seiner Idee – der Erfinder Josef Cukiersky. Selbst in dem französischen Konzentrationslager, das damals schon in der Gefahr war, ein deutsches Konzentrationslager zu werden – und, wie wir später sehen werden, es auch geworden ist –, fanden sich nur zwei, drei Gefangene, die Cukierskys Gegengruss annahmen und ihm die Ehre seines grossen moralischen Anspruchs stets erwiesen. Mag sein, dass dies auch der Grund war, warum er zuweilen Morgenroths und meine Gesellschaft der seiner Altersgenossen vorzuziehen geneigt war, freilich ohne sich dies zu seiner Gewohnheit zu machen, launisch und plötzlich, ein rechtes Kind auch in seiner treulosen Anhänglichkeit.

Cukiersky war noch nicht dreissig Jahre alt. Er war gross gewachsen und von schwerem Körper. Sein Gesicht war breit, die Haut weiss und frisch wie bei einem Knaben von zehn Jahren. Er hatte schwarze Augen und schwarze Haare. Er sah immer aus, als sei er eben aus einem hitzigen Schlaf erwacht. Seine Augen glänzten, die geröteten Lider blinzelten, die Lippen waren feucht. Das Haar, selten ordentlich, überschattete in schwarzem Gewirr die weisse breite Stirne, die ruhig war und glatt wie ein Quarzstein. Auf seinem Gesicht war oft ein versonnenes Lächeln zu sehen, ein schleierhaftes Lächeln, das ihm den Schein der Überlegenheit sowohl wie der Hartnäckigkeit gab. Weil aber von diesen beiden Eigenschaften nicht eine Spur seinem Charakter zugetraut werden mochte, sagte man, er wäre närrisch.

Mit diesem Lächeln auf seinem grossen Kindergesicht nahm er Abschied von uns, von Morgenroth und von mir, am 28. Juni 1940, und er machte sich auf den Weg nach Paris, um seine Schwester zu suchen. Er ging zu Fuss wie alle Menschen, die damals auf den Strassen Frankreichs waren, wo nur die Deutschen nicht zu Fuss gingen, nicht einmal die Pferde der deutschen Kavallerie. Am 2. Juli war Cukiersky schon so nah der Stadt Angers, das er ihren Bahnhof sehen konnte, der nur leicht von einer deutschen Bombe beschädigt war. Es war ein schöner Abend, und Cukiersky setzte sich am Rande der Strasse hin, um sich ein wenig zu säubern; um

als müder Wanderer den Schergen in der Stadt nicht zu sehr aufzufallen. Vielleicht rastete er eine Weile länger, als es unbedingt nötig gewesen wäre, denn er liebte es am Abend zuzusehen, wie sanft der Wind über den Weizenfeldern schwamm ... Da machte eine der heranknatternden deutschen Motorpatrouillen, die er auf der Wanderung lieber nicht zu beachten gelernt hatte, auf der Stelle halt. Vom Beisitz des Vehikels sprang ein deutscher Jüngling ab. Es war ein Zivilist, er trug eine Lederjacke, und er kam Cukiersky gleich so bekannt vor ...

«Ach!» sprach der deutsche Jüngling, mit heller Stimme. «Da ist ja der Herr Cukiersky! Grüßen Sie noch immer mit dem deutschen Gegen-gruss?!» –

Und anderen Tags, es war der 3. Juli 1940, ist auf dem Friedhof des Städtchens die Leiche eines jungen Mannes begraben worden, den im Ort kein Mensch kannte.

II

Kennengelernt habe ich Josef Cukiersky in dem Sammellager in Paris, im «Stade Buffalo», wo ich auch die Bekanntschaft jenes deutschen Jünglings gemacht habe. Hier waren ein paar tausend Ausländer zusammengetrieben worden, die dann, nach einem – vermutlich nur den Behörden verständlichen – Verteilungsplan in verschiedene Konzentrationslager abtransportiert werden sollten. Das war Mitte Mai 1940. Es war der zweite grosse Schub. Der erste hatte gleich zum Beginn des Kriegs stattgefunden. Im Laufe des Jahres, vom Sitzkrieg besänftigt, hatten jedoch die zuständigen Instanzen: das Kriegs-, das Innen- und das Aussenministerium, die partielle Humanität aufgebracht, einen Teil der Internierten wieder in Freiheit zu setzen, vor allem ein paar tausend Österreicher. Aber nach dem Einmarsch der Deutschen in Holland und Belgien brach erst die grosse Fremdenpsychose in Frankreich aus. Die Zeitungen – allen voran die *cloaca maxima* der Pariser Presse, der *Paris Soir* – brachten grauenerregende Geschichten über die Emigranten in Holland und Belgien: alles! Fünfte Kolonne oder Parachutisten; oder beides zugleich! Die Militärs – unter denen vermutlich mehr Nazifreunde zu finden waren als unter den Emigranten – griffen zu. Nun kamen alle deutschen Emigranten ausnahmslos an die Reihe. Der Stichtag war der zweite Pfingsttag. Da hatten sich alle im Stade Buffalo einzufinden. Die Österreicher blieben diesmal verschont. Hat nicht der französische Ministerpräsident Österreich oft zu den gewalttätig okkupierten Ländern gezählt, die von den Alliierten befreit werden sollen? Es ging gewiss nicht an, Österreicher zu den unschuldigen Opfern Hitlers zu zählen und gleichzeitig die österreichischen Emigranten als feindliche Ausländer zu internieren. Diesmal hatten die Instanzen ein Einsehen; die Österreicher sollten nicht interniert werden, sagte die Präfektur. Dabei blieb es bis zum 21. Mai. Indessen kam wieder einmal eine Umbildung des Kabinetts: ins Innenministerium zog Georges Mandel, der starke Mann Frankreichs. Die noch auf freiem Fuss in Paris herumirrenden Emigranten atmeten auf: ein entschiedener Feind der Nazis, ein Jude ist Innenminister geworden – was kann da noch Schlimmes den Emigranten geschehen?

Diesmal sah ich, was kommen würde. Ein starker Mann, was wird er zunächst tun, um sich als starken Mann zu zeigen? Das was alle starken Männer tun: zunächst einmal einen sehr starken Schlag dem sehr Schwachen versetzen. Und wer war der schwächste Mann in Frankreich? Der Emigrant. Auch ich war sehr froh, dass Georges Mandel ins Innenministerium eingezogen war, beschloss aber gleich, wenn nur irgendwie möglich, schnell mein Visum nach USA zu bekommen und die Reinigung des französischen Augiasstalles, die von Georges Mandel zu erwarten war, in New York zu feiern. Am Tage der Ernennung Georges Mandels zum Innenminister ging ich eilends zum amerikanischen Konsulat. Seit zwei Jahren wartete ich auf mein Emigrations visum, die Nummer konnte jetzt fällig sein. Auf dem amerikanischen Konsulat war kein grosser Andrang an diesem Tag. Die deutschen Emigranten waren schon in Konzentrationslagern, diesmal auch die Frauen und Kinder. Miss Roxy, eine von den Sekretärinnen, und nicht gerade die freundlichste, war an diesem Tage sehr gut gelaunt, und nach einer Viertelstunde Wartezeit liess sie mich zum Vizekonsul vor. Mein Dossier lag auf dem Schreibtisch, der Vizekonsul hatte es offenbar geprüft.

«Diesmal habe ich eine sehr gute Auskunft für Sie, Monsieur Petrykowsky. Am 4. Juni kann ich Ihnen das Visum geben.»

Zwei Jahre hatte ich in Paris auf diese Auskunft gewartet, genau: zwei Jahre und zwei Monate. Dennoch brach ich nicht in Freude und Jubel aus. Und der Vizekonsul wunderte sich darüber mit Recht.

«Zwei Jahre haben Sie ruhig gewartet», sagte er, «und jetzt machen Sie so ein Gesicht, weil Sie noch zwei Wochen zu warten haben?»

«Zwei Jahre und zwei Monate habe ich gewartet, Herr Vizekonsul», sagte ich. «Und jetzt kann ich keine zwei Wochen mehr warten. So ist es ...»

«Gehören Sie auch zu den Pessimisten, die glauben, dass die Nazis bald in Paris einziehen werden?»

Ich gehörte zu den Pessimisten. Und ich befürchtete, dass die Nazis sehr bald soweit sein würden. Aber ich sagte es nicht. Auch amerikanische Konsuln ziehen ausgeglichene, harmonische, bejahende Naturen vor. Ich sagte: «Nein, ich gehöre nicht zu den Pessimisten. Aber es ist ein neuer Innenminister ernannt worden —»

«Georges Mandel? Sie haben Angst vor Georges Mandel?»

«Ja», sagte ich. «Ich habe Angst vor ihm.»

«Warum?»

«Ich bin ein Emigrant. Etwa siebzig Prozent der Emigranten sind Juden.»

«Sie sind Jude?»

«Nein. Aber Mandel wird uns alle einsperren lassen → «Warum?»

«Erstens: weil er der starke Mann ist. Zweitens: weil er, ein Jude, den Franzosen wird zeigen wollen, dass er die jüdischen Emigranten noch schlechter behandeln kann als sein Vorgänger, der kein Jude war.»

Ich nehme an, dass dem Vizekonsul daraufhin einige Zweifel an meinem Geisteszustand kamen, denn er fing an, in meinem Dossier herumzusehen, fischte mein ärztliches Attest heraus, studierte es genau durch und gab es mir mit den Worten: «Lassen Sie Ihr ärztliches Attest erneuern und kommen Sie in einer Woche wieder. Vielleicht kann ich Ihnen das Visum schon am 22. Mai geben.»

«Muss man nicht meinen *casier judiciaire* erneuern lassen?» fragte ich.

«O gewiss», sagte er, «bringen Sie beides am 22. Mai mit.»

Ich steckte die Formulare ein und machte mich sogleich auf den Weg. Obwohl ich – bis zum 22. Mai – viel Zeit zu verlieren hatte und wenig Geld, beschloss ich, ein Taxi zu nehmen. Vor dem Hôtel du Grillon war eben eines freigeworden und ich winkte dem Chauffeur. Er wendete schnell den Wagen und kam mir entgegen.

«Zum Justizministerium», sagte ich.

Der Chauffeur musterte mich erst eine Weile, dann sprang er aus dem Wagen. «Un instant», sagte er und lief in der Richtung Rue Royale davon. Nach ein paar Minuten kam er zurück, aber nicht allein. Mit ihm kam ein Polizist.

«Voilà, un étranger!» sagte der Chauffeur, als wäre es üblich, einen Fahrgast, ehe er ein Taxi besteigt, einem Polizisten vorzustellen.

«Ihre Papiere?» sagte der *agent*. Ich zeigte die Papiere, die er mit alphabetischer Genauigkeit sehr lange und gründlich prüfte.

«Was wollen Sie von dem Herrn?» sagte er zum Chauffeur und gab mir die Identitätskarte zurück. «Der Herr ist vollkommen *en règle*.»

«Ich dachte, weil man soviel von Parachutisten liest in den Zeitungen –», sagte der Taxichauffeur.

Nun zog ich es vor, zum Justizministerium lieber zu Fuss zu gehen, als mich einem Franzosen anzuvertrauen, der von einem Ausländer ins Unrecht gesetzt worden war. Das hat ein Franzose nicht gern. Kein Ausländer kann seinesgleichen sein. In jedem durchschnittlichen Franzosen, ja in jedem Pariser steckt ein Bauer. Und ein Bauer findet nicht seinesgleichen unter Ausländern, eher noch einen, zu dem er aufblickt, einen Höheren, zum Beispiel einen Engländer ...

In den Champs-Élysées lag der ganze Glanz des Pariser Frühlings. Die Kerzen der Kastanienallee leuchteten unter einem blassblauen Himmel und überm metallenen Strom der Automobile, die vom Arc-de-Triomphe zur Place de la Concorde beständig fluteten, glitzerte und zitterte die Luft wie über einem Feuer. Die Luft war warm und weich wie die Augen der Haremsweiber der französischen Bourgeoisie, die – sofern sie nicht schon längst in Vichy, in Deauville und in Biarritz promenierten – in Paris nicht das geringste Zeichen einer Besorgnis zeigten, im Gegensatz zu den billigeren Huren auf dem Montparnasse, die gewiss weniger an die Deutschen zu verlieren hatten. Diese Unbekümmertheit, ich kannte sie.

In Wien, im Jahre 1938, zwei Tage vor dem Einmarsch der Nazihorden, begegnete ich in der Inneren Stadt einer Dame der Wiener Gesellschaft. Sie kam von der Kärntner Strasse her, die weiss war von dem Papier, das Schuschnigg über die Hauptstrassen streuen liess: Propaganda für die Volksabstimmung gegen Hitler. Weiss und kalt lag dieses Papier auf der Stadt wie das kalte Leintuch auf einer noch warmen Leiche. In der Kärntner Strasse prügelten schon die Nazibuben jüdisch aussehende Passanten, und Schuschniggs Polizei ging scharf gegen die Geprügelten und sanft gegen die Buben vor. Schuschnigg hoffte noch an jenem Tag. Und die Dame lächelte. Sie war sehr schön und sehr elegant. Und sie wurde nicht verprügelt; sie sah nicht jüdisch aus, nicht jüdisch genug dem Auge eines Nazibuben. Ich grüsste, sie lächelte, und es kam zu einem kurzen Gespräch. Vor dem Abschied, besorgt um die schöne und reizende Person, fragte ich: «Was gedenken Sie zu tun?»

Ostentativ meine Frage missverstehend, antwortete die Dame: «Ach, es ist so langweilig jetzt in Wien! Ich fahre nächste Woche Ski laufen, nach Sankt Anton.»

«Das ist gut», sagte ich, «Sankt Anton liegt sehr nah an der Schweizer Grenze. Aber fahren Sie lieber morgen. Oder gleich heute. Und nehmen Sie Ihren Mann mit. Und Ihre Frau Mama. Und den Hund und den Schmuck und das Geld. Denn diese Volksabstimmung wird nicht →»

Die Schöne sah mich mit Entrüstung an, als hätte ich ihr zugemutet, hier auf der Stelle, an der Sirkecke, ihr Hemd auszuziehen. Und weg war sie. Weil sie so vornehm war, langweilte sich Madame auf einem Vulkan, zwei Tage vor dem endgültigen Ausbruch der Lava. Ein paar Monate später begegnete ich ihr in Paris. Ihr Hund war dabei. Ihr Mann war in Dachau. «Noch in Dachau», sagte sie. Ihre Mutter war in Wien: «Was soll eine alte Dame in der Emigration?» fragte sie. Ihr Geld war beim Teufel. Ihren Schmuck hatte ihr eine amerikanische Freundin, die eigens zu diesem Zweck nach Wien reiste (und ihr Leben aufs Spiel setzte), nach Paris herausgerettet. Vom Abbruch dieses Schmucks lebte sie nun in Paris. Sie war schön wie je. Verglichen mit den Frauen der französischen Bourgeoisie, war sie eine Naturblume unter Kunstblumen. Aber sie war auf dem besten Wege, sich anzupassen. Sie sprach bereits schönes Französisch. Sie war für München, für Chamberlain, für Daladier, für Georges Bonnet und für Albert Sarraut. Sie war auch gleich gegen mich, weil ich Bonnet einen bestochenen Schuft nannte und Sarraut den bedeutendsten Bordellbesitzer Frankreichs. Kurzum: sie dachte vornehm, aber nicht mehr nach Wiener Art, sondern vornehm bereits nach Art der französischen Bourgeoisie. Erstaunlich, wie schnell so ein innerer Anschluss vor sich geht. Äusserlich war die Dame noch Wienerin durchaus: in den Farben ein, zwei Nuancen vorsichtiger, in den Linien ruhiger, in Gang und Gebärde natürlicher, in Geste und sprechender Mimik weniger affektiert: im erotischen Gesamtbild lieb mehr dem Manne als brillant dem Voyeur. Gott segne sie, die in ihrer Vornehmheit Gottverlassene! Wo mag sie jetzt sein? In welchem Konzentrationslager? In welchem Schmutz hat sie die Polizei der französischen Bourgeoisie hineingestossen? Ist sie noch in Gurs? Oder schon hier in Marseille? Hat sie bereits ein Überseevisum? Möge es ihr leichter fallen als mir. Möge sie sich retten. Dass es ihr gelänge, den letzten Schein

der Wiener Frauenanmut in ein fernes friedliches Land hinüberzuretten! Möge es ihr glücken, einen argentinischen Viehzüchter zu lieben oder einen brasilianischen Tabakspflanzer oder einen New Yorker Stockbroker. Ehe sie aber soweit ist, möge sie eine Zeitlang mit ihren zarten Händen Kühe melken oder Zigarren drehen oder Teller waschen müssen; nur ein bisschen, nicht zu lang, nicht zu kurz. So lang, bis sie verstanden haben wird, dass eine Französin, die ihrem geliebten Bankmagnaten oder General oder Konzerndirektor die Formel nachplappert: «Lieber Hitler als Blum», zwar auch eine blöde, aber immerhin noch reich mit fremden Federn geschmückte Gans ist, während eine Wiener Gans, die jene Formel begreiflich findet, keine Gans ist, sondern eine unheimliche Witwe nach einem Gatten, der «noch in Dachau lebt». Das sage ich, damit jene Dame, von der ich damals in Paris Abschied genommen habe mit der Formel: «Sie denken wie die Haremsweiber der französischen Bourgeoisie», mir ja glaube, dass ich als ein Schmeichler und Liebhaber ihrer Schönheit in grosser Trauer von ihr schied ...

An jenem Tage, auf den Champs-Élysées, sah ich zum ersten Mal die mit Hausrat, Matratzen, Polstern, Kinderwagen beladenen Autos, die später ganz Frankreich überfluten sollten. Es waren belgische, holländische, nordfranzösische Flüchtlinge. Im Justizministerium sagte der Portier, das Amt sei bereits evakuiert worden. Ich zeigte ihm meinen alten *casier judiciaire*, der ja nur erneuert, das heisst neu abgestempelt werden sollte. Er nahm das Dokument, das er vor achtzehn Monaten selbst ausgestellt hatte, erkannte an seiner eigenen Handschrift, dass er damals zwanzig Francs dafür von mir bekommen hatte und demzufolge jetzt sicher dreissig einnehmen würde, und fand sofort eine Chance, das Zeugnis binnen drei Tagen zu erneuern. Der Portier war ein sehr verlässlicher Mann. Dass er Trinkgelder nahm, ; störte mich nicht. Ich kannte das alte Russland und kenne das neue Frankreich, und längst ist es meine kostbare Erfahrung geworden, dass die Korruption eine Schwester der Humanität ist, viel älter als diese und nicht sehr sauber, dafür aber weitaus raffinierter und stets mit mehr Temperament bei der Sache (auch mit Ausländern, die keine Möglichkeit haben, ihrer bürgerlich-tugendhaften Schwester vorgestellt zu werden). Es war gewiss nicht die Schuld des Portiers, dass ich das Zeugnis nach zwei Tagen nicht

bekommen habe, sondern erst am 21. Mai. Diese Wartezeit verbrachte ich meist in dem Bistro meines Hotels. Ich getraute mich nicht mehr aus dem Hause. Die unvermeidlichen Wege machte ich mit einem Taxi, dessen Chauffeur, ein Russe, Stammgast in unserem Bistro war, ein Freund des Hauses. Aber der starke Mann, der neue Innenminister, hatte offenbar einen schnelleren Wagen: am 22. Mai wurde ich verhaftet.

Um acht Uhr morgens kam ein Mann ins Bistro und fragte nach mir. Meine Patronin blickte entsetzt zu meinem Tisch herüber, der Mann folgte der Spur ihres Blickes, stellte sich mit einer symbolischen Umdrehung seiner linken Rockklappe vor und sagte: «Kommen Sie mit.»

Ich zeigte ihm mein Identitätspapier, auf dem zu lesen stand, dass zwei Ministerien, das Innen- und das Kriegsministerium, mir ein freies Residieren in Paris bewilligt hatten. Der Mann studierte das Papier mit meiner Hilfe gründlich durch, entschuldigte sich und ging. Meine Patronin war sehr stolz, mich im Besitz eines solchen Wunderpapiers zu wissen, und sie erzählte allen Gästen im Bistro meinen Triumph. Alle beglückwünschten mich, manche wechselten mit mir einen schnellen Morgen-Cognac. Sie waren nicht hysterisch, die Pariser in meiner Gasse: in den Ausländern, die sie seit Jahren persönlich kannten, sahen sie keine Parachutisten... Alle beglückwünschten mich, und stolz und hoffnungsfroh ging ich auf mein Zimmer, um mich für das amerikanische Konsulat mit allen Papieren und Dokumenten auszurüsten. Ehe ich damit zu Ende war, trat in mein Zimmer ein neuer Mann mit einer ausdrücklichen linken Rockklappe und sagte: «Mein Kollege hat sich geirrt, Sie müssen auch mit. Alle müssen ins Lager.»

Der starke Mann hatte strikt zugeschlagen! Dass er uns aber einzeln wird einfangen lassen – was bislang nicht die Praxis war – hätte selbst ich ihm nicht zugetraut, dem Georges Mandel. Später stellte sich heraus, dass nicht der erste Polizist sich geirrt hatte, sondern der zweite. Aber das war zu spät. So spät, dass der stärkste Mann Frankreichs schon schwächer war als selbst ich. Denn ich war bereits frei, wenn auch mehr vogelfrei, in Marseille, und er war schon Pétains und Hitlers Gefangener mit der Aussicht auf einen Hochverratsprozess, den sie ihm wahrscheinlich doch nicht machen werden, die Verräter Frankreichs, Pétain und die Seinen.

Meine Patronin, die mit dem Polizeimann mit in mein Zimmer gekommen war, sah nicht mehr stolz aus. Sie half mir, das Notwendigste schnell in einen Rucksack zu packen, und ihr hab' ich es zu danken, dass ich jetzt noch ein paar Hemden besitze, ein paar Taschentücher und eine Decke. Sonst wäre es mir so gegangen wie vielen anderen, denen man nicht einmal so viel Zeit gelassen und die ins Lager eingeliefert wurden, wie man sie angetroffen hatte.

Es war elf Uhr, als ich in Begleitung des Beamten den Raum betrat, in dem schon eine Anzahl Eingefangener, manche seit sieben Uhr morgens, unter Bewachung der übelsten Sorte französischer Polizei – der Garde mobile – dasass. Bis fünf Uhr warteten wir auf die weitere Amtshandlung, dann wurden wir in einige Sammelwagen verladen und in das Stade Buffalo abtransportiert. Hier verbrachten wir die erste Nacht im Vorhof der Hölle. Denn die Offiziere und Beamten, als echte Franzosen, hielten ihr Allerheiligstes: die Essenszeit, auch im Krieg pünktlich und heilig ein. Schlag sechs machten sie Schluss, obschon sie mit ihrer Arbeit nicht zu Ende gekommen waren. Sie hätten noch eine halbe Stunde gebraucht, um auch unsere Papiere abzunehmen und unsere Personalien in ein Buch einzutragen – das war zuviel für die Herren, die im Hinterlande stolz ihre Uniformen trugen. Ich zweifle nicht daran, dass sie alle ihr Leben für Frankreich geopfert hätten. Aber eine halbe Stunde später dinieren – das war zuviel für einen Franzosen 1940.

Es war ein heisser Tag gewesen in Paris. Viele von den Gefangenen hatten nicht einmal ihren Morgenkaffee gehabt, den ganzen Tag standen sie in Erwartung der letzten Formalitäten der Internierung. In dem Aufnahmeraum des Stade Buffalo, wo wir wie Schafe zusammengepfercht waren, gab es nicht einmal eine Sitzgelegenheit. Der Raum war nass und kalt. Die Aussicht, eine ganze Nacht – und wer weiss wie viele Stunden des kommenden Vormittags – hier noch zu stehen, erfüllte namentlich die älteren Leute mit Bitterkeit. Und sie schimpften über den Fresskult der Franzosen. Damals konnte ich es verstehen. Heute kann ich über jene Verbitterung nur mit Wehmut lächeln: Ein paar Monate später traf ich in Südfrankreich einen lieben Freund, einen Franzosen, der als Offizier in der Schlacht in Belgien dabeigewesen war. Er erzählte mir, wie er eines Tages, auf dem Rückzug, in einem Dorf in Nordfrankreich als Ordonnanzoffizier einem Oberst die Meldung überbrachte, es sei eine deutsche Pan-

zerkolonne im Anmarsch, 30 Kilometer dem Dorfe nah. Es war sieben einhalb abends, der Oberst hatte sich eben zu Tisch gesetzt, zum Dîner. «Ach was!» entrüstete sich der Oberst. «Ich habe seit zwei Tagen nichts Warmes gegessen. Ich will mein warmes Dîner haben.» Eine Stunde später war der Oberst mit seinem ganzen Stab von den Deutschen gefangen. Ja, damals, im Stade Buffalo, konnte ich die Erbitterung meiner Mitgefangenen über den Fressfanatismus der Franzosen wohl verstehen. Aber mitschimpfen konnte ich nicht. Ich kannte bereits den Komfort der französischen Konzentrationslager und ich wusste, dass der Vorhof der Hölle nicht schlechter ist als die Hölle selbst. Unter den Schimpfenden waren viele, die das auch wussten. Aber es ist schon so, dass die Menschen ein schlechtes Provisorium schlechter vertragen als das schlechteste Definitivum. Man darf vermuten, dass sie sich aus diesem Grunde im Fegefeuer so schlecht fühlen. Vielleicht ist auch die Abneigung gegen das Provisorium der Grund, warum selbst Dante die Hölle besser besingt als das Fegefeuer.

In später Stunde gelang es einigen Tatkräftigen, durch Bestechung der Wache ein wenig Stroh aufzutreiben. Wenn wir uns sehr schmal machten, konnten wir einen Sitzplatz haben. Aber auch das Stroh war feucht. Ein junger Mann liess seinen vierundsechzig Jahre alten kränklichen Vater nicht auf dem Stroh sitzen, er hielt ihn auf seinen Knien; wie lange sie das durchgehalten haben, war nicht zu überblicken, denn bald wurde es dunkel. Der Raum hatte kein Licht, und noch schneller als vorher die Dämmerung breitete sich darauf eine stickige Finsternis aus. Schliesslich erloschen langsam auch die Gespräche. Namentlich das Geschimpfe hörte plötzlich auf, als wäre es ein optisches Vergnügen, das in der Finsternis nicht gedeihen kann. Dieser Tag blieb mir so frisch in der Erinnerung, weil es der erste gewesen, der in einem Konzentrationslager ohne Humor und ohne Witz zu Ende gegangen war. Allen war es klar, schon an diesem Tag, dass Paris verloren sei, und das Unglück Frankreichs, das grosse Debakel eines grossen Volkes überschattete unser kleines persönliches Missgeschick. Ohne Humor ging es diesmal ab. Doch nicht ganz ohne Lachen. Denn in der Stille, die mit dem Einbruch der Dunkelheit eingetreten war und in der zunehmenden Finsternis beinah vollkommen werden wollte, hörten wir plötzlich halblaut, aber vernehmlich im ganzen Raum, eine

Stimme: «Und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass es mir eine Ehre ist, hier neben Ihnen zu sitzen ...»

«Was hat er gesagt?»

«Haste Ehre!»

«Eine/eine Ehre!»

«Wem hat er das gesagt?»

«Ich wüsste mir was Besseres als *diese* Ehre.»

«Wie hat er das gesagt?»

«Im Ernst?»

«Nein – im Spass!»

«Wozu hat er das gesagt?»

«Was hat der erwidert?»

«Ein Schmeichler das!»

«Aus der Seele gesprochen.»

«Die Seele von einem Emigranten!»

«Ein Idealist!»

«Ein Sozi!»

«Ein Sozi? Ein Nazi!»

«Hat er es gesagt?»

«Wie heisst er?»

«Wo sitzt er?»

«Wer ist er?»

«Ein sehr geehrter Internierter!»

«Wahrscheinlich ein Monarchist.»

«Ich weiss nicht, was da soviel zu lachen ist», sagte schliesslich eine müde Stimme, als die Heiterkeit schon erschöpft war.

«Na, wissen Sie?!»

«Es ist schon vorgekommen, dass einer einen Apfel schält und sich dabei in einen Finger schneidet. Werden Sie da lachen?!»

«Er hat aber einen Schriftsteller geschält! Keinen Apfel.»

«Wen hat er –?»

«Geschält? Wieso geschält? Wie schält man Schriftsteller?»

Indessen hatte man den Namen des Schriftstellers herausbekommen, der unter so ungewöhnlichen Umständen so ungewöhnlich geehrt wurde. Es war ein bekannter, aber nicht sehr beliebter Herr, und es wiederholte sich der Anfall der allgemeinen Heiterkeit, als sein Name jetzt im Dunkeln in die Runde geflüstert wurde. Bald aber waren alle des Spottes müde.

Ich hätte, ich gestehe es, gern das Gesicht des jungen Mannes gesehen, der die sich über ihn ergiessende Heiterkeit ohne ein Zeichen der Abwehr ertrug. Dass es ein sehr junger Mann war, erschien mir nicht zweifelhaft. Aber es war zu finster im Raum. Ich hätte gern seinen Namen erfragt, aber niemand kannte ihn. Nur der geehrte Schriftsteller, den ich anderen Tags nach dem so höflichen jungen Mann fragte, wusste den Namen, und er sagte mir ihn, wenn auch in gereiztem Ton: «Steiner heisst er. Wichtigkeit! Kennen Sie ihn?»

III

Das Stade Buffalo war ein Fussballplatz. Es war nicht das erste Mal, dass eine Internierung in Frankreich auf einem Fussballplatz begann. In Paris war die erste Leidensstation der Emigranten immer ein Fussballplatz. Zum Beginn des Krieges, im September 1939, war es das Stade de Colombes. Dort waren eine Zeit etwa sechs- bis sieben-, dann einige Wochen etwa dreitausend Ausländer eingelagert, ohne dass Vorkehrungen getroffen worden waren zur halbwegs menschenwürdigen Unterkunft auch nur für ein paar Hundert Gefangener. Der Kommandant dieses Lagers würde eine sehr gute Figur sogar in einem deutschen Konzentrationslager gemacht haben; als Kommandant auch hier, selbstverständlich. Er soll ein paar Monate später von einem Militärgericht verurteilt und degradiert worden sein: er hatte das Menagegeld zur Gänze unterschlagen und den vielen Tausenden Internierten keine Verpflegung gegeben. Doch hatte er den Grossmut aufgebracht und uns erlaubt, unter einem Kessel Feuer zu machen und Kaffee und Gemüse zu kochen, milde Gaben französischer Juden! Es verging aber kein Tag ohne Drohung, dass der Kommandant diese Erlaubnis zurücknehmen werde, wenn die Internierten beim Reinigen der Soldatenlatrinen etwa passive Resistenz leisten sollten; für die Internierten gab es da keine Latrinen. Ein Adjutant dieses Obersten war ein Sammler von Ruf. Er sammelte die Taschenlampen, die man uns bei der Einlieferung abnahm. Ein Sergeant, der die Sammelwut seines Vorgesetzten richtig beurteilte, erzählte mir, der Herr habe an die zehntausend Taschenlampen abgesammelt. «Da ist er ein reicher Mann», sagte der Sergeant mit privater Erbitterung hinzu, «ein Fabrikant, ein Millionär!»

An den Sammler erinnere ich mich noch. Ich sehe ihn heute noch, wie er apathisch dasitzt und den Soldaten zusieht, die das Gepäck und die Taschen der frisch Eingelieferten untersuchen und ausleeren, aber plötzlich erwacht und – ein Tiger im Sprung! – seine Beute erhascht: eine Taschenlampe. Mir hat der Sammler sogar zwei Lampen abgenommen, eine am achten, die andere am zweiundzwanzigsten September. Denn am achten September wurde ich nach Abgabe der Personalien (und der Taschenlam-

pe) als Pole sofort entlassen, am zweiundzwanzigsten des Monats wieder ins Lager gebracht, weil ich nicht im Besitz eines gültigen polnischen Passes war. In der freien Zwischenzeit musste ich mir eine neue Taschenlampe besorgen, weil man im *black-out* in Paris ohne Taschenlampe nicht ausgehen konnte, nicht durfte.

Verglichen mit Colombes, war das Stade Buffalo nahezu eine Sommerfrische. Es war ja auch kein richtiges Lager. Ein richtiges französisches Konzentrationslager steht ausserhalb der Naturgesetze: es setzt sich nicht aus vier, sondern bloss aus drei Elementen zusammen: Erde, Luft und Stroh. Wasser und Feuer gibt es da nicht, zumindest nicht in den fünf Konzentrationslagern, die ich kennengelernt habe. Im Stade Buffalo gab es Wasser zum Waschen, und Feuer brauchten wir nicht, denn das Wetter war herrlich, wie es meistens ist, wenn im Krieg eine Katastrophe grossen Stils beginnt. Die Verpflegung war wenn auch nicht gut und keineswegs reichlich, so doch bekömmlich. Man hungerte nicht im Stade Buffalo. Man reinigte hier nicht die Latrinen der Soldaten. Man bekam keine Kolbenstosse und keine Peitschenschläge wie in Colombes. Man sah den Kommandanten kaum und man hatte keine Angst vor dem Sergeanten.

Wäre er selbst ein so furchtbarer Oberst gewesen wie jener vom Stade de Colombes, man würde vor ihm nicht so gezittert haben, vor dem Kommandanten im Stade Buffalo. Denn hier lebten wir in einer ganz anderen Furcht: in der beständigen, tödlichen Furcht vor den heranziehenden siegreichen Deutschen! Diese Furcht war so gross, dass in unseren Herzen kein Platz war für Beängstigungen geringerer Art. Denn was ist ein französischer Offizier, wäre er ein noch so furchtbarer Oberst? Ein böser Mensch. Aber ein böser Mensch ist ja auch noch ein Mensch. Und ein böser Franzose ist noch immerhin ein Franzose. Man kann ihm im Namen irgendeines Gesetzes entgegenreten. Man kann ihn im Namen Gottes oder des Teufels anrufen und – wenn er kein gläubiger Christ wäre – noch im Namen Voltaires oder Victor Hugos die Schamröte ins Gesicht treiben. Ich hatte einen solchen Augenblick erlebt und ich will ihn nicht vergessen. Im Stade de Colombes war die schlimmste Stunde dieser schlimmen Zeit in der Nacht, da man uns wegschleppte. Das kam plötzlich. Am Tage hatte man endlich die Zelte gebracht, die man uns wochenlang versprochen hatte, um uns über die Kälte der Oktobernächte hinwegzutrusten. Den ganzen Tag hatte man gegraben, gehämmert, geknüpft und gespannt, und

am Abend war der ganze Rasen des Fussballplatzes mit schönen weissen englischen Zelten bestellt: unsere Not erhielt eine smarte sportliche Verkleidung. Die Moral des Lagers war hoch an diesem Tag. Selbst der Börsenrat Fopper aus Wien, der tagelang an seinem Dilemma laborierte (und uns, seine Freunde, daran leiden machte): ob er, um aus Colombes zu entkommen, sich wegen seines doppelseitigen Leistenbruchs ins Spital oder zum Dienst in die afrikanische Fremdenlegion melden sollte, selbst der verbitterte Börsenrat war an diesem Abend etwas besser gelaunt. Ob schon er, ein sehr kluger Mann, unsere Situation immer sehr richtig einschätzte und den ganzen lieben Tag, da wir an den Zelten arbeiteten, nicht müde wurde uns zuzuschauen und uns einzureden, dass diese schönen Zelte nicht für uns bestimmt wären, sondern für die englischen Flieger. Wie recht hatte er auch diesmal, der kluge Börsenrat! Plötzlich, nach dem schwarzen Kaffee, der anstatt eines Abendessens ausgeteilt worden war, wurde im Dunkel des Abends Alarm geblasen: Abmarsch! Die Zelte waren für die Engländer. Für uns standen schon draussen vor dem Lager in einer langen Reihe gedeckte Lastautos da, die uns zur Bahn schleppen sollten. Ehe wir soweit waren, wurde es stockfinster, und im *black-out* fand die Verladung beim Schein von Fackeln statt. Die Verladung selbst ging in einem Tempo vor sich, als ob man uns zum Löschen einer Feuersbrunst gebraucht hätte, die irgendwo in Paris ausgebrochen war. Wir haben später in verschiedenen Lagern Zeit gehabt, das Rätsel dieser Eile zu erörtern, aber von einer halbwegs zutreffenden Lösung habe ich nie was gehört. Und es waren sehr findige Geister unter uns, das kann man mir glauben. Am besten gefiel die Vermutung des Börsenrats Fopper, die später in Paris verbreitet war: der Oberst sei in so grosser Zeitnot gewesen, weil er zwar das unterschlagene Geld, aber noch nicht die gefälschten Rechnungen in Sicherheit gebracht hatte, als der Befehl zum Abmarsch kam. Wie immer dem gewesen sein mochte, eines steht fest: Eile hatte der Oberst, grosse Eile. Die Verladung kommandierte er höchst persönlich. Er stand auf dem kleinen Platz, beleuchtet von einer Fackel, die ein Soldat vor ihm hielt. In der Hand hielt er, der Oberst, eine Reitpeitsche, und mit der Peitsche schlug er hin und wieder auf einen los, wenn es ihm nicht schnell genug ging. Und es konnte nicht sehr schnell gehen. Denn die Autos, die uns wegbringen sollten, waren keine Autobusse und nicht

einmal richtige Lastwagen. Es waren Fahrzeuge, die man in Frankreich Camionnettes nennt, kleine Fahrzeuge, mit Sackleinwand überdeckt, nur hinten offen. Sie waren so hoch, dass man sich mit beiden Armen stützen, dann hochschwingen, dann mit den Knien hineinkriechen musste. Dabei halfen zwei Soldaten. Da der Oberst zur Eile anpeitschte, sah die Hilfe der Soldaten so aus: die Soldaten packten jeden der drankam, ohne Rücksicht auf Alter und Gebrechen, warfen ihn in die Öffnung und schleuderten ihm das Gepäck nach. Da dies nicht immer aus schweren Rucksäcken, sondern meistens aus kantigen Koffern bestand, gab es in dem Innern der Camionnettes sehr bald eingeschlagene Nasen, gespaltene Stirnen, Ohnmächtige, Schmerzensschreie, Hilferufe. Am schlimmsten traf diese Art des Umgangs mit Menschen jene, die als erste vor einer vorfahrenden Camionnette drankamen; denn im Inneren bildete sich gleich ein Rettungsdienst, der die Heraufgeschleuderten auffing und die nachgeschossenen Koffer wenigstens von Nasen und Stirnen ablenkte. Begreiflich, dass die ersten etwas zögerten. Diesen half nun der Oberst mit der Peitsche.

Zur Ehre der französischen Soldaten sei hier gesagt, dass nicht alle Soldaten und nicht einmal alle Offiziere diesen Vorgang billigten. Die Offiziere zum Beispiel, die aus Orléans gekommen waren, um uns abzuholen, und diesen abscheulichen Szenen bei der Verladung beigewohnt hatten, hielten ihre Meinung wohl in Colombes zurück – sie waren in Rang und Dienst auf tieferer Stufe als ein Oberst-, aber schon unterwegs sagten sie dazu, was zu sagen war. Nun, das ist auch nicht von besonderem Belang, es ist nicht meine Aufgabe, hier die Ehre der französischen Armee zu waschen. Aber etwas ist bei dieser Verladung der Internierten von Colombes vorgefallen, das ich des Aufhebens wert schätze. Die Soldaten, die uns bewachten, waren ältere Leute, Landsturm. In Colombes war als Schreiber des Regimentsarztes ein älterer Herr beschäftigt, der literarhistorisches Interesse hatte und als gewesener Beamter der französischen Botschaft in Berlin ungefähr wusste, wie er einige berühmte Schriftsteller zu bewerten habe, die sich unter den Internierten befanden. Er half in den bösen Wochen von Colombes, wie nur er es konnte, namentlich Schriftstellern, deren Namen er kannte. Als Sanitätssoldat war auch er Zeuge der grausamen Prozedur vor den Camionnettes. Er war ein gewöhnlicher Landsturmmann ohne Rang, und sprachlos sah auch er dem widrigen Geschehen zu. Als aber ein bedeutender Schriftsteller – den der Franzose be-

sonders schätzte und zuweilen im Lager aufsuchte und nach seinem Befinden sich erkundigte – an der Reihe war, von den Soldaten gegriffen und geschleudert zu werden, trat er schnell dazwischen und sagte, ohne den Oberst anzusehen, zu den Soldaten: «Lassen Sie das! Der Herr ist ein berühmter Schriftsteller ...» Ich stand in der ersten Reihe der nächsten Gruppe, und so konnte ich das Gesicht des Obersten in diesem Moment genau beobachten. Er muss zunächst geglaubt haben, der Landsturmmann träte in seiner Eigenschaft als Sanitätssoldat dazwischen, um einen weisshaarigen Mann wegen seines Alters vor groben Zugriffen zu schützen, und das Gesicht des Obersten verzerrte die helle Wut. Da trafen ihn die Worte: «-un écrivain de renommé mondial-», und ich kann mit Bestimmtheit aussagen, dass die Röte, die nun sein Gesicht übergoss, nicht vom Schein der Fackel herrührte. Mit dieser improvisierten Formel hat der Sanitätssoldat in jener Nacht noch einigen anderen von uns eine Rohheit erspart. Er hatte die Stelle gefunden, wo die Bestie im Oberst französisch reagierte: ein *écrivain* hat in Frankreich was bedeutet, noch im Oktober 1939.

Ich möchte hier keinesfalls den Anschein erwecken, als fände ich es in der Ordnung, dass Schriftsteller verschont geblieben, wo andere Menschen, die auch nichts Böses getan haben, misshandelt worden sind. Im Gegenteil. Obschon mich nichts dazu zwingt, möchte ich frei, ja mutwillig sagen, dass ich später einige Schriftsteller kennengelernt habe – es ist wahr, es sind nicht gerade die Musterstücke der Gattung –, denen ich eine leichte Misshandlung schon gönnen würde. Allein aus dem Grunde, um ihnen den Resonanzboden zu schaffen für das wehleidige öffentliche Getue um ihr höchst privates Missgeschick, das in keinem Fall übler gewesen ist als das Leid der armen Leute, die nicht die Ehre und nicht die Honorare haben, zu sagen, was sie leiden ...

Die letzte Nacht in Colombes haben wir nicht so schnell vergessen, wie man überstandenes Übel zu vergessen pflegt, wenn jeglicher Tag in der Folge neue Schrecken bringt. Im Lager in Montargis, wohin sechshundert von den Colombes-Insassen zu dauernder Internierung verbracht wurden, gingen noch lange einige mit bandagierten Stirnen, gespaltenen Lippen, geschwollenen Nasen umher, Leichtblessierte gewiss, die aber ihren Schmerz mit besserem Humor und mehr Witz glossierten, als in ei-

nem ganzen Jahrgang der Pariser Zeitschrift *Gringoire* zu finden wäre. So ging die Erinnerung an die Infamie jenes Obersten in unserem Lager um, und in vielen Rundgesprächen kamen immer wieder neue Einzelheiten hinzu. Es gab aber im Lager von Montargis zwei Internierte, von denen einer, ein Wiener, zehn Monate in Dachau, der andere, ein Süddeutscher, drei Jahre Dachau und ein Jahr Oranienburg hinter sich hatte. Dieser, obgleich von Beruf ein Rechtsanwalt, war ein sehr schweigsamer Mann; der Wiener, ein kleiner Händler, war sanften Gemüts und ein Erzähler. Beide glaubten ihr Martyrium ohne Schaden überstanden zu haben, beide waren ein paar Wochen vor Beginn des Krieges nach Frankreich ausgewandert, um hier vorerst in ein Gefängnis und hernach ins Konzentrationslager zu geraten. Der Wiener, wie gesagt, erzählte oft von Dachau, und er erzählte das Grauenhafte so, wie Kinder – die es noch nicht verstehen, Mitleid zu haben oder es zu heucheln – Grausames erzählen und mit unschuldiger Rohheit ausstatten. In seinen Berichten von den Würgern und Folterknechten von Dachau kam das Wort Opfer so oft vor, dass der unermüdlige Erzähler selber bald nur noch «das Ganzopfer» genannt und, da der gutmütige Mann nichts dagegen einzuwenden pflegte, auch so angeredet wurde. Eines Abends, als in einer Ecke unseres Lagerraums – wo sechshundert Menschen, zuweilen friedlich, zuweilen aber gar nicht friedlich, in nasser Kälte und in unbeschreiblichem Schmutz beisammenhausten –, eines Abends, als wieder einmal die Rede war von dem Oberst von Colombes und einer von uns zum Abschluss sich äusserte: «Ja, an dem letzten Abend, da wehte in Colombes schon ein Lüftchen von Dachau», da erhob sich plötzlich der sonst stumm und in seinem Brüten abwesende Rechtsanwalt, und mit scharfer Stimme stiess er zu uns herüber: «Versündigt euch! Versündigt euch nur, meine Herren! Nur so weiter!» Und er ging sofort mit schnellen und harten Schritten von uns weg, wie ein Frommer, den es an einem Ort der Sünde nicht duldet: Er war aber kein Frommer, der Rechtsanwalt.

Das Schweigen unserer Verlegenheit brach nach einer Weile der Wiener. Obgleich er Dachau ja auch einigermassen kannte, hatte er – weil zum Widersprechen überhaupt nicht fähig – den Vergleich Colombes = Dachau nicht zu tadeln gewagt. Nun, nach Abgang des Rechtsanwaltes, nahm er – als ein Schüler des Leidens, dem ein Meister des Leidens den Weg gewiesen hat – in aller Bescheidenheit das Wort, und er begann: «Ich

weiss nicht, ob ich Ihnen schon von meiner Ankunft in Dachau erzählt habe –»

«A mol?! Zwanzigmol hab' ich das scho g'hört», unterbrach ihn ein enger Landsmann.

«Halte du deine Klappe! Sonst gibt's was!» beschwichtigte ihn ein Berliner. Und nachdem die in unserem Lager täglich, ja stündlich – mitunter faustschlagkräftig – ausgetragene Erbfeindschaft zwischen Preussen und Österreich beigelegt worden war, konnte der Erzähler fortfahren: «Schon in Wien sind wir bei jedem Verhör blutig geschlagen worden. Es gab welche, die so schwach geworden sind, dass sie sich dann im Zug nicht haben aufrecht halten können. Wir durften während der ganzen Reise kein Wort sprechen. Wir mussten ‚Habt acht!‘ sitzen. Wer ohnmächtig vom Sitz fiel, wurde liegengelassen. Zwei SA-Männer sassen mit schussfertigen Gewehr in jedem Waggon. ‚Wer eine Bewegung in der Richtung zu einem Fenster macht, wird auf der Stelle erschossen!‘ – drohten sie. Sie können sich denken, dass es keinem von uns eingefallen ist, eine solche Bewegung zu riskieren. In München wurde unser Zug auf ein Nebengleis geschoben. Draussen stand Münchener SA. Als unser Zug hielt, inszenierte sie einen Wirbel und schoss aus Revolvern zu den Fenstern herein. Es gab viele Verletzte und drei Tote.

Auf dem Wege nach Dachau durften wir uns um die Verletzten nicht kümmern. Dort angekommen, wurden wir auswaggoniert und in Reih und Glied aufgestellt. Die Toten trugen wir auf Befehl mit. Und auf Befehl wurden die Ermordeten in Reih und Glied gelegt, Jeder auf seinen Platz laut Namensliste !' Dann las der Kommandant die Liste. Jeder Schutzhaftjude hatte auf den Aufruf seines Namens mit den Worten ‚Zur Stelle‘ zu antworten. Für jeden von den Toten in unserer Reihe hatte sein Nebenmann: ‚Zur Stelle‘ zu melden. Dann –»

«Mein Gott! Wie recht hatte der Mann! Versündigen wir uns nicht!»

«Dann –»

«Genug für heute, liebes Ganzopfer! Es ist genug!»

Es war recht so: wir hatten genug, alle; nicht der junge Mann, der vorlaut gemeint hatte, diese Geschichte schon zwanzigmal gehört zu haben. Er sass jetzt still mit gesenkter Stirne da und blickte auf seine eigenen Hände nieder, die jung waren und ausdrucksvoll, jünger als die kräftige

Gestalt, ausdrucksvoller als das Gesicht des jungen Mannes. Nach einer Zeit hob er beide Hände ein wenig, und seine Stirne noch tiefer beugend, dass sie in seine Hände fiel, sagte er: «Nein, da ist kein Vergleich zwischen Colombes und Dachau. Schrecklich ist es aber, vielleicht schrecklicher als Dachau, dass man Franzosen schon mit Nazis vergleicht, mag der Vergleich noch so sehr zugunsten von Colombes ausfallen.» –

Das lag nun gut ein halbes Jahr zurück – warum habe ich mich aber im Stade Buffalo, als mir der Schriftsteller in gereiztem Ton den Namen seines Verehrers nannte, just an dieses Bild erinnert? Wo war jetzt der junge Mann von Montargis? Seine Hände – ich würde ihn an den Händen allein sofort erkennen. Auch sein Gesicht sehe ich noch deutlich. Ich kann noch die Stimme erinnern. Es war was spezifisch Wienerisches – vom Dialekt abgesehen – schon in der Stimme: eine wehleidige Frechheit, eine dolorose Unverschämtheit, wie sie ganz echte Wiener mit der Stimme vorbringen, wenn sie das tun, was man krakeelen heisst. Etwas davon hatte eine Wiener Schauspielerin in ihrem Volkston, wenn sie in einer ganz grossen Szene wider Gott und Schicksal nicht deutsch haderte, sondern mit den höheren Gewalten gut wienerisch krakeelte ... Die Stimme gestern Abend, im Dunkel, die gesagt hat: «Erlauben Sie mir schon zu sagen, dass es mir eine Ehre ist, hier neben Ihnen zu sitzen» –, an wen erinnerte mich diese Stimme? War sie nicht wie die Stimme jenes jungen Mannes in Montargis? Es war eine Täuschung. Nicht die Stimme, der Name des treuherzigen Literatenverehrers erinnerte mich an jenen jungen Mann von Montargis. Das ist mir aber erst nach einigen Wochen klargeworden. Indessen wirkte sich die Täuschung zugunsten einer Bekanntschaft aus, die ich auf diesen Blättern so zu beschreiben gedenke, dass sie dem Leser weniger Kopfschmerzen mache und doch mehr zu denken gebe als dem Erzähler, der nicht in der Lage ist und keine Zeit mehr haben wird, durch Schaden klug zu werden.

IV

Wir waren im Stade Buffalo in etwa fünfzig Gruppen eingeteilt worden, und ich hätte durch Umfragen bei den sogenannten Gruppenchefs Steiner leicht finden können, wie ich es mir vorgenommen hatte. Ich vergass aber mein Vorhaben, besser gesagt: es ist mir im Gedränge bald abhanden gekommen. Es ist nicht so erstaunlich als es sich anhören mag. Auf Schritt und Tritt traf man da alte Bekannte, Freunde, Kollegen, Kameraden, Verwandte: Viele Vorsätze, Pläne, Gedanken, ja Gefühle fallen in einem Konzentrationslager in ewiges Vergessen, meistens in dem Nu, in dem sie geboren. Man geht zur Wasserpumpe um ein bisschen Wasser zum Rasieren. Unterwegs wird man von einem Familienvater abgefangen, mit dem man seine Sorgen um ein halbes Dutzend Kinder schon in Colombes geteilt hat. Man erfährt nun, dass Walter noch immer in Shanghai auf sein Quota-Visum wartet, dass Bernhard bei der Fremdenlegion in Algier diene, dass die älteste Tochter noch in Nürnberg sei (weil der Schwiegersohn noch dort im Gefängnis ist), während die jüngere, das Mädchen, in guter Stellung sei, als Köchin in London ... Und: «Geben Sie mir einen Rat, Herr Doktor, soll der Kleine sich auch zur Fremdenlegion melden? Was soll der Junge hier in dem Elend?» Und da steht er schon, der Kleine, der schon in Colombes meinte: «Ich habe mich gleich beim Ausbruch des Krieges zur französischen Armee gemeldet, und man hat mir diese Bestätigung da gegeben. Jetzt schleppen sie mich und meinen Vater in ein Lager und pressen mich zur Fremdenlegion. Ich bin ein Gefangener und habe nun keinen freien Willen: ich melde mich nicht im Gefängnis zur Fremdenlegion, und wenn ich hier in dem Dreck verfaule.» Recht hat er, der junge Mann, das kann man auch unrasiert haben, denkt man sich. Der Kleine geht hinüber zu den jungen Leuten. Hat er mir oder habe ich ihm einen Rat gegeben? Man muss sich aber doch rasieren. Sonst sehen wir bald so aus, wie die Franzosen uns behandeln: kriminell! Unrasierte Individuen sehen bald kriminell aus. Aber bis zur Wasserleitung gibt es noch einige unverhoffte Wiedersehen, und so bleibt man wieder einmal unrasiert.

Nach einigen Tagen hatte auch im Stade Buffalo jeder einen engeren Kreis gefunden, aber diesmal war jeder Kreis mit derselben einzigen Frage beschäftigt: Kommen wir hier noch rechtzeitig weg? Oder werden sie uns so lange hier gruppieren, sortieren, inspizieren, recherchieren, kontrollieren und kujonieren, bis die Deutschen kommen und uns massakrieren? Dass die Deutschen das tun würden, darüber waren wir uns alle einig. Sogar die österreichischen Emigranten, die sonst in keiner Frage in der Emigration einig werden konnten, stimmten in diesem Punkt völlig überein, die österreichischen Sozialdemokraten nicht ausgenommen, die sonst immer einer anderen Meinung waren. Acht Tage vergingen in dieser beklemmenden Ungewissheit, die uns das strahlende Wetter, die frische Luft der Abende, den Schlaf der Nächte und die Speise des Tages vergiftete. Und die deutschen Panzerdivisionen wälzten sich immer näher heran. Das sahen wir in den Zeitungen, die uns die Wachmannschaft ins Lager brachte, denn es war uns noch nicht verboten, Zeitungen zu kaufen. Die «Moral» des Lagers sank von Tag zu Tag. Das Siegesgeschrei der Deutschen betäubte sogar die Vernünftigsten unter uns, die bestrebt waren, Zuversicht und Hoffnung auszustreuen. Die prahlerische Voraussage Doktor Goebbels', dass die siegreiche Armee am 15. Juni in Paris einziehen würde, wurde nun ernst genommen. Tödernst. Ein Wort, dessen Sinn unsere Lage stillschweigend genau traf ...

Dennoch gab es auch hier ausgeglichene Individuen, die, von gar keinem Gedanken und demzufolge auch von keiner Beängstigung angefochten, in aller Ruhe es sich gutgehen liessen, im Rahmen der Gegebenheiten. Dieser Rahmen ist aber einem ausgeglichenen Individuum nie zu eng. In unserem Falle war der Rahmen, simpel gesagt: ein Fussballplatz. Gesagt, getan: Eines schönen Tages war auf einmal ein Fussball da und Spieler, und schon gab es zwei Teams. Und schon schlug Österreich das obendrein von zwei wichtigen Saarländern verstärkte Deutschland 6:0! Wie einst in Wien, im Prater, im Stadion, im Jahre 1931. Oh, wie war das schön! Erinnern Sie sich noch, wie vom Start weg der Sindelar, der «Papierte», zwei Deutsche mit einer Körpertäuschung überdröbelt, mit flachem Schuss zu Gschweidl, dem «Hofrat», passt, wie der «Hofrat» verlängert, zu Zischek, der geistesgegenwärtig mit dem linken Fuss ins rechte Toreck schießt? Dreissig Sekunden nach Spielbeginn 1:0 und elf verblüffte Pief-

kes! Das zweite Goal hat der Schall geschossen. Nein, der Vogl, der Vogl. Es war das Wiener Wunderteam. Hugo Meisl hat es geschaffen. Er ist gestorben. Sindelar hat es geführt. Er hat nach dem Anschluss Selbstmord begangen. Er war die Seele des Wunderteams, der Sindi. Auch ein Fussball hat eine Seele. Er war aber eine Wiener Fussballseele. Unter dem Tritt des preussischen Stiefels platzte sie, die Fussballseele Sindis. Wie hat er nur mit dem Vornamen geheissen? Mathias. Von Beruf war er ein Schlosser, «der Papieme». Ehre seinem Andenken! Die aufgeblasene Seele des Dichters Gerhart Hauptmann ist nicht geplatzt; sie kann an Hitlers Stiefel gedeihen ...

Im Stade Buffalo gab es weder unter den Österreichern noch unter den Deutschen wirkliche Fussballspieler. Es spielten Zuschauer gegen Zuschauer. Und doch spielten sie mit dem traditionellen Ergebnis. Vielen hat das, ich will nicht sagen Freude, aber doch Spass gemacht. Recht viel Spass. Und recht vielen. Die Wahrheit gesagt und beklagt: auch mir, obwohl ich zu den schwersten Pessimisten gehörte, gewärtig, dass die Franzosen uns ja nicht wegbringen, dass wir alle in die Hände der Gestapo fallen werden. Und doch muss auch ich zugeben, dass jener Fussballnachmittag im Stade Buffalo – Stumpfsinn hin, Stumpfsinn her – als eine wohlthätige Zäsur angenehm, recht angenehm verging; ja, dass mir heute noch, da ich nun in Marseille in einer noch schlimmeren Situation mich befinde, jener Nachmittag eine willkommene Erinnerung bedeutet. Mag sein, aus folgendem Grunde bloss: Wir waren vierzehn, vielleicht gar sechzehn lange, sehr lange Tage in dem Stade Buffalo. Denke ich aber an diese Zeit zurück, so kann ich nur gezählte vier Tage dem saugenden Schlauch der Vergessenheit entreissen: den ersten, den letzten, einen anderen, auf den ich vielleicht in der Folge der Erzählung noch zurückkommen werde, und eben diesen, den Tag des Fussballspiels. So hat mir ein Stück Leder einen toten Tag beseelt und zum Leben wiedergerufen. Es sei ihm gedankt, dem Stück Leder. Wer weiss, wie wenige lebendige Tage mir noch geschenkt sind ...

Es wurde aber nur dieses eine Mal Fussball gespielt, im Buffalo. Das Spiel ist sofort vom Kommando verboten worden, der Ball beschlagnahmt. Die Wiener parierten das Verbot wie immer mit einem Witz: der Kommandant befürchte, es würde sich herumsprechen, dass die Österreicher etwas können, was die Franzosen nicht können: die Deutschen schlagen. Es gab aber eine Gruppe, die das Spiel verbot mit lebhafter Genug-

tuung begrüßten: die orthodoxen Juden. In allen Konzentrationslagern, durch die ich gegangen bin, gab es eine solche Gruppe, einen eng geschlossenen Kreis. Ihre Abgeschlossenheit war schon dadurch gegeben, dass sie die Lagerkost nicht anrührten. Sie kochten ihre Speisen selbst, meistens Eier und Tee. Sie teilten brüderlich untereinander. Ihre Haltung war würdig, das mussten selbst die Antisemiten zugeben, die es im Konzentrationslager gab. Dreimal am Tag stellten sie sich zum Gebet, in manchen düsteren Tagen zahlenmässig verstärkt von Zaungästen des Glaubens, sonst aufgeklärten Kulturmenschen, die im Konzentrationslager oft das Sprichwort beglaubigten von der Not, die beten lehrt. Natürlich gab es auch unter solchen Umständen einen Nichts würdigen, der an den betenden Juden etwas zum Lachen fand, aber meistens blieben sie vom aufgeklärten Humor verschont. Ja, einmal ereignete es sich sogar, dass wir mit den Frommen bei den Franzosen das tun konnten, was man Eindruck schinden nennt. Das geschah im Lager zu Montargis, in der engeren Heimat der Jungfrau von Orléans. Wie ich schon erwähnt habe, waren wir – direkt von Colombes! – in einem sehr schlechten Zustand in Montargis angekommen, um sechs Uhr morgens. Der Vormittag und ein gutes Stück des Nachmittags verging mit Einquartierung, Einteilung, Auskehren, Strohtragen, Aufräumen. Am Morgen hatten wir keinen Kaffee, am Mittag kein Déjeuner, und eine Stunde vor dem Dîner stellte es sich heraus, dass für uns gar nicht gekocht wurde, weil wir, nach einem militärischen Schema, an diesem Tage verpflegetechnisch noch auf der Reise und also noch von Colombes zu verpflegen waren. In Colombes hatte man uns aber keinen Reiseproviant mitgegeben, weil der Oberst, wie er es die ganze Zeit getan, offenbar auch das Verpflegungsgeld des Reisetags gestohlen hatte. Das war traurig, aber tragisch hat das keiner von uns genommen. Wir waren in Colombes auf Nichtessen trainiert, auf einen Tag kam es uns nicht mehr an. Hingegen den französischen Soldaten.

Ein Oberleutnant kam zur Essenszeit mit der Mitteilung, die Soldaten hätten beraten und den Entschluss gefasst, ihr Dîner mit uns zu teilen. Nun wird man hier vielleicht fragen: wie teilt man ein Dîner mit sechshundertfünfzig unerwarteten Gästen? Das ist ein militärisches Mysterium, das aber rechnerisch leicht aufgeht, wenn man weiss, dass ein ganzes Bataillon Landsturm mobilisiert war, um uns zu bewachen, und wenn man das Vergnügen hatte, einmal ein französisches Soldatendîner von der Nä-

he zu sehen, zu riechen und zu schmecken. Ob die französische Armee – wie sogar Mussolini bis zu dem grossen Debakel Gamelins geglaubt hatte – die beste der Welt war, wollen wir hier nicht erörtern. Sicher ist, dass sie die bestverpflegte Armee der Welt war. Als ich zum ersten Mal französische Soldaten dinieren sah, erinnerte ich mich einer scherzhaften Bemerkung eines österreichischen Kavallerieoffiziers – Baron Gnagnogni hat er geheissen – nach einem Kameradschaftsessen in einer deutschen Offiziersmesse im Ersten Weltkrieg: «Ich verstehe jetzt, warum die Preussen sich zum Heldentod so drängen. Der Heldentod schmeckt sicher nicht so süss wie es das lateinische Sprichwort behauptet. Aber besser als so seine Süssspeise der ‚Kam’raden’ schmeckt er schon.» Das französische Soldatenessen war kein Stimulans zum Heldentod. Das haben wir an jenem Abend in Montargis ausgekostet. Dabei hatten die gastfreundlichen Landsturmmänner nur das Hauptgericht ihres Diners mit uns geteilt. Weil sie, die guten Leute aus der Gegend der Jungfrau, sich einmal die Abendspeise vom Munde abgespart hatten, erhielt die Verteilung des Essens einen feierlichen Zug. Ein Oberleutnant überwachte persönlich die Verteilung – und wie er sie überwachte, das sollten wir am Ende des recht langweiligen Vorgangs erfahren! Der Oberleutnant muss uns alle zwar als ein mitleiderregendes, aber als ganz besonders übles Gesindel angesehen haben. Zu seiner Entschuldigung sei es gleich zugegeben, dass wir nicht schön anzusehen waren. Wir boten eher einen grässlichen Anblick. Wir waren verhungert, verängstigt, übernächtigt, noch mit dem Schmutz des alten und schon wieder mit dem Dreck des neuen Lagers verunstaltet. Gewiss hat man an den meisten von uns auch noch die Spuren vergangener Reinlichkeit bemerken können. Aber es gab auch welche, denen es durchaus nichts ausmachte, als Gesindel aufzutreten: Es war auch Gesindel dabei, jawohl. Warum nicht? Hatten denn bloss bessere Leute das Recht, vor den deutschen und österreichischen Raubmördern davonzulaufen? Es ist viel zu vielen ‚besseren’ Leuten und viel zu wenigen armen Leuten gelungen, ein Stück weiter wegzulaufen. Es war Gesindel unter uns, Gott sei Dank. Aber ein solches Gesindel, wie der Oberleutnant vermutete, doch wieder nicht. Was glaubte denn der von uns? Zum Schluss der Verteilung, als der Kessel dem schöpfenden Löffel die absolut blecherne Leere signalisierte, trat der Oberleutnant ein, zwei Meter vor, stellte sich

vor uns so breit im Schritt daher, wie man das nur kann, wenn man sehr knappe Reithosen mit Lederbesatz anhat, stemmte die geballten Fäuste in die Hüften und fragte: «Haben nun alle ihr Dîner bekommen?» Hundert bereits freie, hundert noch schmatzende Zungen antworteten: «Oui!» Bei den Österreichern klang das wie «Ui, war das gut!» Da stürzte sich der Oberleutnant in die Menge, griff mit behandschuhter Hand eine ganz kleine zarte Judengestalt heraus und schrie: «Dieser Herr da auch? Hat *der* auch sein Dîner bekommen?» Der zarte Jude war schon die ganze Essenszeit etwas bleich dagestanden, bleich vor Hunger, bleich aber auch sichtbar vor Ekel. Denn er war ein Orthodoxer, und ein orthodoxer Jude, sieht er wo Soldatenspeise, denkt sich immer: Was frisst schon ein Soldat? Schweinefleisch. Hier nun stand er, ein Hungriger unter Essenden; man frass Soldatenkost, Schweinernes, und die Fresser, sie waren nicht einmal Soldaten, sondern Zivilisten und, Gott sei das geklagt, in der überwiegenden Mehrzahl sogar Juden! Physisch wie moralisch hatte er das Recht, hier vor Ekel bleich zu sein. Der Abend war sehr kalt, und nun wurde er auch noch aus der Menge gegriffen von einem Offizier – das hatte in Colombes nichts Gutes zu bedeuten –, kein Wunder, dass der kleine Orthodoxe noch blässer wurde, zu zittern begann und gleich stammelnd ein Geständnis ablegte: «Ich bin unschuldig, Herr Oberst...»

«Qu'est-ce qu'il a dit?» fragte der Oberleutnant. Darauf mischten sich ein paar beherzte Übersetzer ein, man erklärte und beschwichtigte, während ein Scharfsinniger, der gleich begriffen hatte, was der Oberleutnant von uns glaubte, im Nu die übrigen acht orthodoxen Juden zusammenbrachte, die auch nicht mitgespeist hatten, ältere Leute, die den Duft des vermeintlichen Schweinefleisches so schlecht vertrugen, dass sie sich in der Baracke verkrochen hatten, wo es zwar auch nicht gut, aber wenigstens nicht so stark nach Sünde roch. Unter diesen war ein polnischer Jude, der seit zehn Jahren in Paris lebte und gut französisch sprach. Er machte nun dem Oberleutnant klar, dass kein Schwindel vorgekommen, dass niemand verkürzt worden sei, dass er und die übrigen acht nicht speisten, wie sie auch sonst nicht mit uns speisten und auch fürderhin nicht mitspeisen würden, das alles aus rituellen Gründen.

«Sie wissen vielleicht nicht», meinte der Oberleutnant, «dass Sie hier wahrscheinlich für die Dauer des Krieges bleiben werden?»

«Wir befürchten es», erwiderte der Mann. «Aber das ändert nichts an der Sache.»

«Und wenn der Krieg fünf Jahre dauert?» fragte der Oberleutnant.

«Und wenn er zehn Jahre dauert, so werden wir doch nur das essen, was wir für uns selbst zuzubereiten in der Lage sein werden.»

Der Oberleutnant, der zum Beginn der Unterredung nicht leicht begreifen konnte, aber sich augenscheinlich Mühe gab zu verstehen, sah zum Schluss, als er verstanden hatte, so aus wie ein sehr intelligenter Mann, der nie mehr im Leben den Versuch machen wird, etwas zu verstehen.

«Mais c'est incroyable, ça», sagte er. «Je vais l'annoncer à Monsieur le Commandant.» Dann drückte er dem Sprecher der Orthodoxen die Hand. Es war eine Kondolenz, ein sehr aufrichtiges, aus der Tiefe eines französischen Herzens herrührendes Beileid und, wie ich wohl sagen darf, ein verdientes Beileid. Es war aber auch Respekt. Gab nun das Beileid der Szene ihren Reiz, so gab ihr der Respekt den besonderen Wert. Denn ein Franzose wird selten was zu respektieren finden an einem Ausländer, von einem internierten Ausländer zu schweigen. Abgesehen davon – aber niemand sah an jenem Abend davon ab – war es das erste Mal, dass ein französischer Offizier einem Internierten die Hand gab. Das kam auch in der Folge nur ausnahmsweise vor, wenn einer von uns telegraphisch vom Lager befreit wurde, weil er irgendwelche Verdienste um Frankreich höheren Ortes nachzuweisen – oder vorzutäuschen – vermochte. Kein Wunder, dass die Szene, der es auch sonst an französischer Theatralik nicht fehlte, Eindruck im Lager machte. Sie waren eine Zeitlang schier populär bei uns im Lager, die frommen Juden ...

«Wer hätte das gedacht, dass wir mit *denen* da noch einmal Staat machen werden?!» seufzte ein Wiener Hofrat. Melancholische, aber recht freundliche Blicke geleiteten das orthodoxe Häufchen zur Abendruhe. Nur ein Internierter schien auf den unbestreitbaren Erfolg der Frommen etwas eifersüchtig geworden zu sein, ein noch junger katholischer Priester. Die ihn besser kannten als ich, behaupteten aber, dass er weniger in

seiner Eigenschaft als katholischer Priester denn in seiner unverkennbaren Eigenschaft als abtrünniger Jude eiferte.

IV

(Fortsetzung)

Ein Gegenstück zu jenem grossen Abend der Orthodoxie war nun der kleine Nachmittag, da die frommen Juden lebhaft Zeichen der Befriedigung über das Verbot des Fussballspielens gegeben hatten. Es waren nicht dieselben frommen Juden hier, aber auch hier bildeten sie ein geschlossenes Häuflein, und sie kochten Tee und Eier. Bis dahin hatte man sie niemals dabei gestört, aber an diesem Nachmittag wurden sie von den beschäftigungslos gewordenen Fussball-Enthusiasten umringt, und es stellte sich heraus, dass ihre Popularität längst vergessen worden war. In dem Ring, der die Tee- und Eierkocher umzingelte, herrschte lebhaft Heiterkeit. Denn: wie ein orthodoxer Jude angesichts eines speisenden Soldaten aus unerklärlichen Gründen immer annimmt, er fresse Schweinernes, so glauben aufgeklärte Freidenker aus ebenso unbegreiflichen Gründen angesichts eines Kaftanjuden, dass dieser der Dummere und also sehr leicht zu verspotten wäre. Da ich ein altmodischer Schriftsteller bin und demzufolge auch diese Blätter zur Belehrung und nicht etwa zur Unterhaltung beschreibe, sei es mir gestattet, hier die Freidenker, die ich auch nicht geringschätze, ein wenig aufzuklären. Ist man ein freidenkender «Arier» und nach Geburt und Erziehung geneigt, Kaftanjuden mit einem langen Messer oder mit einem spitzen Stein zu verspotten, kann der endemische Humor hier mit homerischer Wirksamkeit in seine Rechte treten.

Ist man aber ein in der Freiheit des Denkens übermütig gewordener Christ oder Jude bloss, der der Schärfe seines Witzes noch kein Messer, dem Gewicht seiner Argumente noch keinen Stein beizufügen gedenkt, so tut man besser, die Spottlust zu unterdrücken. Denn noch die Chancen des orthodoxen Aberglaubens, der einen essenden Soldaten prompt mit etwas vom Schwein assoziiert, sind, so lächerlich dieser Aberglaube ist, bei Weitem reeller als die Chancen des freidenkerischen Aberglaubens, der im Frommen allenfalls den Dümmeren sieht. In der Sprache des Fussballs ausgerechnet, stehen die Chancen: Aberglaube I gegen Aberglaube II = 5:1!

Zugunsten der Freidenker ist zu berichten, dass es eigentlich die Frommen waren, die den Angriff eröffneten. Sie taten sehr unschuldig. Sie sassen in friedlicher Runde auf dem Rasen, in ihrer Mitte flackerte das Feuer

unter den Töpfen in biblischer Verzücktheit, sie kochten Eier und Tee, sie erhoben keinen Blick auf den Ring der Spötter, der sie einschloss, sie bedachten sich mit drastischer Mimik und sie plauderten. Einer sagte: «In der Stadt, in der ich aufgewachsen bin, gab es eine sehr alte, weltberühmte Talmudschule. In Jahrhunderten lieferte unsere Stadt Rabbiner, Gelehrte, Leuchten in Israel, für die ganze Welt. In den letzten Jahren sind auch viele Pressburger berühmt geworden in der Welt: Springer, Läufer, Fussballspieler. Pressburg liefert jetzt Fussballer für die ganze Welt ... Und der Verein, der sie züchtet und ausbildet, wie glauben Sie, wie heisst so ein Verein? Makkabi heisst er! Mit den Beinen springen sie, mit den Füßen treten sie, mit den Köpfen köpfeln sie, und das heisst sich Makkabäer! Jetzt treiben uns die Gojim in die Gefangenschaft auf ihre Fussballplätze, und so sitzen wir da, umringt von lauter Makkabäern. Gott weiss, was Er tut, wir haben offenbar nichts Besseres verdient...»

«Was hat er gesagt?» wollte einer wissen, der Jiddisch nicht verstand. S. Morgenroth übersetzte wortgetreu.

«Da Sie alles so gut wissen →», stürmte ein Makkabäer vor, «in Berlin gab es ein koscheres jüdisches Gasthaus, es hat, glaube ich, Gorodecki geheissen. Das Essen war da sehr gut, oft habe ich da sehr gut gegessen, und mit der Zeit verstand ich dort alles. Aber eines blieb mir bis heute unverständlich. An der Wand stand angeschlagen zu lesen: ‚Tee anstatt Gemüse wird nicht verabreicht‘. Warum?»

Ohne aufzublicken, erwiderte einer von den Frommen, der das Feuer bediente: «Ich war auch einmal in Berlin. Am Sabbat ging ich in ein Bethaus. Es war aber kein Bethaus. Es war ein Tempel, hell und luftig und gross. Drinnen hätte man können fussballspielen. Es waren da eine Orgel und Damenchöre und gemischte Chöre, und viele hatten Zylinder auf. Die Gebetbücher hatten sie in Zeitungspapier eingewickelt, und es waren welche, die so gebildet waren, dass sie die Gebetbücher erst gar nicht aufschlugen, sondern gleich aus den Zeitungen beteten. Ich habe mich gar nicht hingetraut. Ich blieb im Vorraum, und da sah ich einen Spucknapf an der Wand, und überm Napf stand angeschrieben zu lesen: ‚Freies Auspucken verboten‘. Warum?»

So ging es eine Weile her und hin, und es war auf beiden Seiten die jüngere Generation, die das Wortgefecht austrug. Da Morgenroth das Jiddisch der einen Seite zu dolmetschen hatte, wurde er unversehens zum Unparteiischen im heissen Streit, der in jeder Phase von den Frommen mit mehr Glück fortgeführt wurde als von ihren Gegnern, was diesen aber überraschenderweise mehr Spass als Ärger bereitete. Ernst wurde es, als ein seriöser Herr ein wenig plump dazwischenkam und sich den Frommen entgegen warf: «Das ist alles sehr schön und gut, aber wissen möchte ich bloss: was denken Sie noch sonst, wenn Sie nicht gerade an Gott, Sünde, koscher denken? Was denken Sie sich sonst noch?»

Hier mischte sich von der anderen Seite auch ein älterer Mann ein, ein Jude mit einem schweren kupfernen Bart und dunklen, samtenen Kugelaugen: «Das kann ich Ihnen genau sagen: Wenn er nicht an Gott, Sünder, koscher, nicht koscher denkt, so denkt er sich genau dasselbe, was Sie sich denken; nur mit dem Unterschied, dass er sich gleich sagt: das ist ja Blödsinn, und lieber zu solchen Gedanken zurückkehrt, die Ihnen – namentlich in der Lage, in der wir uns hier alle befinden – auch nicht schaden würden ...»

In seiner Eigenschaft als Unparteiischer brach Morgenroth nun das Wortgefecht ab, erklärte die Frommen als Sieger, und in Frieden löste sich der äussere Kreis. Ich ging mit Morgenroth. Im Weggehen hörte ich noch, wie einer von den Fussballspielern uns im Scherz laut nachrief: «Ja, wenn wir S. Morgenroth als Schiedsrichter nehmen, werden wir immer verlieren: der stammt ja selber von Wunderrabbis ab. Wir hätten einen christlichen Schiedsrichter wählen sollen, den Doktor Petrykowsky zum Beispiel.»

Auf diesen Scherz gingen wir nicht mehr ein, denn – wie oft im Lager, wenn man für eine Weile in Dummheiten sich eingelassen hatte, um nicht immerzu mit der Stirn gegen die Wand zu rennen – gleich überfiel uns wieder die Frage, die wie ein Alp uns auf der Seele lag: Werden sie uns da noch rechtzeitig wegbringen oder werden sie uns dahalten, bis die Deutschen kommen ...? –

Indem – er war mir offenbar aus dem Kreis nachgegangen, denn ich hörte ihn hinter mir hergehen – trat ein junger Mann an mich heran und fragte: «Sind Sie der Doktor Petrykowsky?»

Morgenroth, der ungern neue Bekanntschaften machte, liess uns stehen.

«Ja», sagte ich.

«Man hat erzählt, dass Sie Ihr amerikanisches Visum hätten bekommen können, wenn man Sie nicht hergebracht hätte.»

«Ja», sagte ich keineswegs erstaunt. Meine Freunde kannten die Geschichte und in einem Lager wissen mit der Zeit alle alles. «Das stimmt.»

«Wissen Sie, dass Sie sich das Visum noch holen können?»

«Nein, ich glaub' das nicht.»

«Sie könnten einen Passierschein für ein paar Stunden bekommen, nach Paris fahren und das Visum holen –»

«Sie meinen: dem Gruppenchef ein schriftliches Gesuch zur Weiterleitung geben und sich Hoffnung machen? Das habe ich getan und –»

«Und eine abschlägige Antwort vom Kommando erhalten, nicht wahr?»

«Erraten! Ich sehe, Sie kennen sich aus.»

«Ich schon, Herr Doktor, ich kenne mich aus, Sie leider nicht.»

«Ich sag' Ihnen ja: ich habe die Bewilligung nicht bekommen.» «Weil Ihr Gruppenchef ein blöder Lump ist, darum haben Sie keine Erlaubnis bekommen.»

Der Chef meiner Gruppe war ein Wiener Kleinbürger. Dass er ein Trottel war, ein unangenehmer Trottel, das war mir schon aufgefallen. Ich hatte mir sogar vorgenommen, den sehr wichtigtuenden «Chef» – den jede Gruppe frei wählen durfte – absetzen zu lassen. Das hätte ich wohl können, denn in meiner Gruppe waren sehr anständige Leute beisammen, denen die Feldwebelmanieren unserer Chefs ebensowenig behagten wie mir. Aber wir glaubten ja alle, dass unser Aufenthalt im Stade Buffalo ein sehr kurzer sein würde, und wollten keine neuen Wahlen veranstalten. So blieb Dolfi Blau Gruppenchef.

«Dass er blöde ist, wird kein Geheimnis bleiben», sagte ich, «aber mit ‚Lump‘ und dergleichen würde ich nicht so leichtsinnig umherschmeißen, in einem Konzentrationslager.»

«Sie können mich ja mit Ihrem Gruppenchef konfrontieren, Herr Doktor, ich werde ihm ins Gesicht sagen, dass er ein Lump ist.»

«Das würde aber nur beweisen, dass Sie ein resoluter junger Mann sind, sonst nichts.»

«Hören Sie, Herr Doktor: wollen Sie nach Paris zum amerikanischen Konsulat fahren und sich das Visum holen oder wollen Sie nicht?»

«Nehmen wir an: ich will. Wollen Sie behaupten, das arrangieren zu können?»

«Nein, arrangieren kann ich das nicht», sagte er schnell, und ich sah, dass er dabei errötete.

«Das hab' ich mir gleich gedacht.»

«Das ist nett von Ihnen, dass Sie mich für keinen Arrangeur halten.»

«Sie wollten mir aber doch einen guten Rat geben, nicht wahr?»

«Ja, das wollte ich. Das will ich noch immer.»

«Bitte», sagte ich darauf, «einen guten Rat kann jeder von uns hier brauchen.»

«Eine Erlaubnis, nach Paris zu fahren, kostet zweihundert oder einhundert Francs», sagte der junge Mann, und diesmal errötete er nicht.

«Wie macht man das aber? Man geht zur Kommandantur?»

«Sie glauben doch nicht, dass der Kommandant sich mit solchen Sachen befasst. Ein Unteroffizier macht das. Der Kommandant oder ein Adjutant unterschreibt den Wisch.»

«Der Unteroffizier bekommt zweihundert oder einhundert Francs?»

«Der Unteroffizier bekommt einhundert Francs.»

«Sie sagten aber doch ‚zweihundert oder einhundert Francs‘?»

«Ja. Aber Sie können doch nicht persönlich zum Unteroffizier hingehen.»

«Es gibt also Arrangeure?»

«Freilich. Wie immer, wo bestochen wird.»

«Es kostet also zweihundert Francs, einhundert für den Vermittler, einhundert für den Unteroffizier?»

«Nein», sagte er hartnäckig, «es kostet zweihundert oder einhundert Francs.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Drüben bei den Deutschen kostet es einhundert Francs, die Summe, die der Unteroffizier bekommt. Bei uns Österreichern kostet es einhundert oder zweihundert Francs.»

«Schon wieder einhundert oder zweihundert Francs?»

«Ja, einhundert Francs kostet es, wenn der Gruppenchef ein anständiger Mensch ist, was bei den Deutschen immer der Fall ist. Bei uns ist das nicht so selbstverständlich, und so kostet es bei uns in manchen Fällen noch die einhundert Francs, die der Vermittler einsteckt. Es ist nicht immer der Gruppenchef. In Ihrem Fall wird es der Gruppenchef sein. Ihr Gruppenchef ist eben ein Lump.»

Hatte ich bis nun das Gespräch mit dem mir unbekanntem jungen Mann ohne Interesse und mit sehr geringem Aufwand an Höflichkeit geführt, weil ich ihm kein Wort glaubte und ihn möglichst schnell ohne unnötige Kränkung abschütteln wollte, so wurde mein Interesse an seinen Mitteilungen in diesem Augenblick wach. Denn die Unterscheidung zwischen den Deutschen und Österreichern, die dieser junge Wiener mir da in jugendlicher Verbitterung eröffnete, sie hatte den Ton der Wahrheit und sie stimmte mit allen Beobachtungen, die ich selbst in verschiedenen Lagern angestellt hatte, durchaus überein. Ich sagte das dem jungen Mann und liess mir nun alles, was er über den komplizierten Weg zur Erlangung eines Passierscheins wusste, genau erklären. Er kannte einen deutschen Internierten, der ohne Zwischenverdienst diese Transaktion in kameradschaftlicher Gesinnung durchführte, und wir machten eine Stunde des nächsten Vormittags aus, worauf der junge Mann sich verabschiedete, denn es war Zeit, sich zum Abendappell in Reih und Glied zu stellen. Auf dem Wege zu meiner Gruppe traf ich einen meiner Freunde aus dem Lager zu Montargis.

«Ich habe dich schon vorher gesehen, wie du mit dem Kerl da so lange geredet hast», sagte er.

«Ein netter junger Mann», bemerkte ich.

«Nett? Der? Du bist ja nicht gescheit.»

«Wieso? Ich habe eine Weile mit ihm geredet, ein hilfsbereiter, wohl-erzogener junger Mann.»

«Du wirst guttun, dem Kerl lieber auszuweichen.» «Warum?»

«Ein Nazi.»

«Der?»

«Ja, ein Nazispion.»

«Wer sagt dir das?»

«Viele sagen es.»

«Du weisst, wie schnell so was gesagt ist, unter Emigranten, im Lager obendrein.»

«Ich weiss. Und du weisst auch, wie ungern ich so was wiederhole. Aber dieser Bursche ist mir sehr verdächtig. Schon rein physiognomisch.»

Indem aber ertönte das Trompetensignal zum Appell, und unser Gespräch hatte ein vorläufiges Ende. Ich nahm mir aber vor, auf das Thema zurückzukommen, denn mein Freund gehörte zu den Besonnenen im Lager. Er war Arzt von Beruf. Ärzte waren im Lager immer besser informiert als gewöhnliche Insassen, und dieser Arzt war ausnahmsweise ein Menschenkenner und frei von der Überheblichkeit der Medizinmänner.

V

Am frühen Morgen des folgenden Tages brachte man ins Lager einen Trupp junger Männer, die aussahen, als hätten sie die Schrecken der Hölle hinter sich. Von den Soldaten, die sie scharf bewachten und streng von uns abgesondert hielten, erfuhren wir, dass es deutsche Emigranten aus Belgien waren. Sie kamen von der Front. Es waren junge Leute, die der belgischen Armee Hilfsdienste als Schanzengräber geleistet hatten, Überreste eines Arbeiterbataillons, das von den Stukas vernichtet worden war. Genaueres war nicht herauszubringen. Die Wachmannschaft hätte es kaum verhindern können, dass wir Kontakt mit diesen Belgiern bekommen, aber die Schweigsamkeit der Neuankömmlinge war noch grösser als unsere Neugier. Wir sahen ihnen zu, wie sie sich reinigten, wie sie ihre Hemden wuschen und in der Sonne trockneten, wie sie mit der Gier hungrierer Wölfe auf ihr Frühstück sich stürzten und sogleich auf einem schattigen Platz in schweren Schlaf fielen, der so heiss war wie ihr Hunger.

Dieses Ereignis hatte keinen besonderen Einfluss auf unsere Situation, es sei denn, dass es uns *ad oculos* zeigte, wie bedrohlich nahe die belgische Front heranrückte, wenn diese Unglücklichen in unser Lager versprengt wurden. Mich machte die Ankunft der Belgier auch meinen Freund, den Arzt, vergessen, und so kam ich zur verabredeten Stunde mit dem jungen Manne, dem Suspekten, zusammen, ohne mich, wie ich es mir vorgenommen hatte, vorerst mit meinem Freund beraten zu haben. Höflicherweise – und dieser Zug seines Charakters bewährte sich auch in der Folge unter allen Umständen – war er bereits zur Stelle und kam mir grüssend entgegen.

«Verzeihen Sie», sagte ich gleich nach dem Gruss, «ich habe ein sehr schlechtes Gedächtnis für Namen» –

«Mein Name ist Steiner», sagte er.

«Steiner?!» rief ich überrascht. «Ich kannte einen Gustav Steiner in Montargis –»

«Das war mein Bruder. Entschuldigen Sie, wenn ich mich gestern nicht vorgestellt haben sollte.»

«Nichts zu entschuldigen», sagte ich, «Sie haben es wahrscheinlich getan, aber es ist eine sehr schlechte Gewohnheit von mir, auf Gesichter

mehr Wert zu legen als auf Namen, und so merke ich mir immer ein Gesicht sehr genau, aber selten einen Namen. Sie haben, scheint es mir, gar keine Ähnlichkeit mit Ihrem Bruder.»

«Nein. Wir sehen uns gar nicht ähnlich. Erinnern Sie sich so genau an meinen Bruder?»

«Gewiss», sagte ich, «Ihr Bruder ist kleiner als Sie, er hat dunkles Haar und dunkle, ich glaube, braune Augen. Ja, Gustav Steiner. Ich erinnere mich sehr gut an Ihren Bruder. Ist er nicht auch hier?»

«Nein», sagte er mit einer Senkung der Stimme. «Er ist nicht hier.»

«Ich glaubte einmal seine Stimme hier gehört zu haben —»

«Sie werden meine Stimme gehört haben», sagte er, errötend wie gestern, als ich fragte, ob er etwas arrangieren könnte, «am ersten Abend gleich, da ich mich so furchtbar blamiert habe, wie alle hier glaubten ...»

Ich musste über mich selbst staunen. Warum habe ich mich nicht an Gustav Steiner erinnert? Mit Grauen empfand ich es. Es beginnt schon die Pest aller Konzentrationslager an mir zu fressen: der Schwund des Gedächtnisses. Das ist die grosse, die unentrinnbare Gefahr der Konzentrationslager: sie zerreißen, sie zerstören, sie vernichten das zarteste Gewebe des Lebens: das Gedächtnis. Ich war lange genug im Lager, um die Wirkung dieser Pest an mir selbst beobachtet zu haben, nicht lange genug, um ihr rettungslos und unheilbar zu verfallen, wie es vielen geschah, die demzufolge – und erschreckendermassen – sich über die Wirkung dieser Pest nicht im Klaren sind. Wieviel wurde über die Not der Konzentrationslager geredet, geschwätzt, geschrieben und geschmiert – keiner hat die grösste Gefahr dieses Massengrabes des Geistes, vor allem des Geistes, bemerkt. Wie ist das zu erklären, dass Menschen im Kerker geistig nicht so rapid – manche überhaupt nicht – verfallen wie Menschen in einem Konzentrationslager? Ich war einmal, in Montargis, auf der Spur einer Antwort auf diese Frage. Es muss die richtige Spur gewesen sein, denn ich habe sie einigen Freunden gezeigt, und sie haben die Erklärung als richtig angesehen. In diesem Augenblick kann ich nichts davon erinnern. Ich war indessen wieder interniert gewesen. Ich trage die Pest noch in mir...

«Sie sehen», sagte ich, «wie voreilig und falsch ich geurteilt habe, dass Sie Ihrem Bruder gar nicht ähnlich sehen. Ihre Stimme ist der Ihres Bruders ähnlich.»

«Sie haben nicht falsch geurteilt», meinte er. «Ich sehe meinem Bruder nicht ähnlich. Eine Stimme sieht man nicht.»

«Wie geht es Ihrem Bruder?» erkundigte ich mich. «Wo steckt er jetzt?»

«Mein Bruder war in der Fremdenlegion», sagte er mit gesenkter Stimme. «Mein Bruder ist tot –»

Die Nazis haben mit ihrem Mordgeruch jegliche Schicht des Verkehrs zwischen Mensch und Mensch verdorben. Bleiben diese Raubmörder an der Macht, so werden nicht nur Religionen, Wirtschaftssysteme, die Kunst, die Wissenschaft, die Moral – alle Grundpfeiler der Kultur zusammenbrechen. Es wird die zwingende Not eintreten, alle Formen, ja die Formeln der menschlichen Gesittung aufzugeben. Ist es noch gestattet, einen Bruder nach dem Befinden seines Bruders, einen Vater nach dem Befinden seines Sohnes, eine Frau nach dem Befinden ihres Mannes zu fragen? Ist das noch ohne Weiteres statthaft unter Emigranten, wenn man in fünfzig von hundert Fällen die Antwort gewärtigen darf: tot, ermordet, erschlagen, auf der Flucht erschossen, in Dachau, in Oranienburg, in Lublin? Als eine Formel – beiläufig und in jeder Situation gangbar – ist diese Frage unter Menschen aus und unter Menschen in dem Machtbereich des Raubmordes nicht mehr angebracht. Und ich glaube richtig beobachtet zu haben, dass feinfühlig Menschen sie als Formel nicht mehr gebrauchen. Man fragt, wenn man ein Bedürfnis des Herzens empfindet, nach einer Mitteilung, die kaum geheilte Wunden aufreisst: man darf fragen, wenn die schlimme Antwort auch dem eigenen Herzen einen Hieb versetzen wird. Beiläufig und als Formel hingemurmelt, ist eine solche Frage schon ein Zeichen der Plumpheit, ja der Rohheit.

In den Jahren der Emigration hatte ich es mir längst beigebracht, solche Fragen nicht als unschuldige Formeln gedankenlos zu gebrauchen. Im Falle Gustav Steiner konnte es geschehen, weil ich ihn ja ausgewandert, gerettet, in Frankreich wusste.

«Wo steckt er jetzt?» hatte ich munter gefragt. Wo steckt er jetzt, der Krakeeler?, hatte ich gemeint.

«Mein Bruder ist tot», war die Antwort des Bruders. Und sie traf und erschütterte mich um so tiefer, als sie mit der Stimme des Bruders gesprochen zu sein schien, mit der Stimme des Toten. «Wie Sie vielleicht wissen, hatte sich mein Bruder zur Fremdenlegion gemeldet. Freiwillig. Das heisst –»

«Ich weiss, was das heisst. Obschon ich über fünfzig bin, haben sie mich auch zu solch einer freiwilligen Meldung gepresst. Ich hätte nicht angenommen, dass Ihr Bruder sich erpressen lassen würde. Soweit ich mich erinnere, hat er zu den Überlegenen gehört und sogar manchen Ungeduldigen von der Meldung abgehalten.»

«Er wollte nicht im Konzentrationslager bleiben. Solange sie zu einem fünfjährigen Dienst in der Fremdenlegion pressten, hat er sich geweigert und blieb im Lager. Wie dann aber die neuen Bestimmungen herauskamen und man nur noch eine Meldung für Kriegsdauer verlangte, gab er nach. Er wollte doch kämpfen. Nun ist er in Marokko gestorben.»

«War er denn krank? Er war ja doch ein kräftiger Junge?»

«Er hat sich die Pulsadern geöffnet.»

«Wie schrecklich!» entfuhr es mir. Ich dachte an die Hände Gustav Steiners. Ich sah sie jetzt deutlich vor mir, wie er sie an jenem Abend, da der Wiener Zahnarzt von Dachau erzählte, langsam zur Stirne gehoben hatte, die feinen Hände, die zu der untersetzten Gestalt einen rührenden Kontrast boten, die seltsam zarten Stellen eines sonst kraftvollen Körpers.

«Ja! *Das* hätte er in Wien billiger haben können», sagte der Bruder in theatralisch ausbrechender Verzweiflung. Er beherrschte sich aber sofort und fragte in dem ihm eigenen höflichen Ton: «Wollen wir jetzt zu dem Deutschen gehen, der es um hundert Francs macht?»

Die Plötzlichkeit, die grausame Plötzlichkeit dieses Wechsels verblüffte mich dermassen, dass ich vergass, mein Beileid und meine Bestürzung über den Tod Gustav Steiners auch in Worten auszudrücken.

«Ich habe mit dem Mann Ihren Fall bereits besprochen. Wenn Sie einen Brief vom amerikanischen Konsulat vorweisen, der bestätigt, dass Ihr Quota-Visum disponierbar ist, wird die Sache glattgehen. Für ‚hundert Francs‘.»

«Ich danke für Ihre Freundlichkeit», sagte ich. Und – mich selber überraschend setzte ich fort: «Ich habe es aber inzwischen überlegt, ich glaube nicht, dass es noch Sinn hat, sich um den Passierschein zu bewerben.»

«Warum? Was hat sich denn über Nacht geändert?»

«Erstens bin ich nicht sicher, dass ein Urlaub von zwei bis drei Stunden genügt, um das Visum zu bekommen. Haben Sie je ein amerikanisches Quota-Visum gesehen? Das ist ja ein graphisches Kunstwerk, das sehr sorgfältig und mit Bedacht ausgefertigt wird. Das braucht Zeit.»

«Wenn Sie mit dem Passierschein beweisen, dass Sie von einem Lager kommen, wird man Sie gleich vornehmen.»

«Das ist die eine Möglichkeit, zugegeben. Es ist aber auch möglich, dass so ein Passierschein mit der Stampiglie des Konzentrationslagers im Konsulat mehr Verdacht erregt als Mitleidsgefühl. Die Amerikaner wissen nicht, dass die französische Polizei die Nazis laufen lässt und die anständigen Leute interniert.»

«Zugegeben. Es hat aber gestern einer von hier ein Visum bekommen. Und er hat auch nur einen Passierschein für zwei bis drei Stunden in der Hand gehabt.»

«Möglich, aber ich gehöre nicht zu den Geschicktesten», sagte ich.

«Das habe ich schon bemerkt. Wenn einer schon mit Dolfi Blau nicht fertig werden kann –. Entschuldigen Sie, aber das hat mich ja veranlasst, Sie anzusprechen und Ihnen für die Praktiken hier die Augen zu öffnen!»

«Nichts zu entschuldigen», sagte ich, «es war sehr freundlich von Ihnen.»

«Das war also *erstens* –», sagte er darauf und sah an mir vorbei wie einer, der nahe daran ist, die Geduld zu verlieren. «Sie sagten: *Erstens* ist die Zeit zu kurz. Vielleicht stimmt das, vielleicht nicht. Zweitens?»

«Sie sind sehr genau, Herr Steiner», sagte ich.

«Ich bin Zeichner von Beruf. Ich habe in Wien bei einem Architekten gearbeitet, und da muss man sehr aufpassen. Manchmal denke ich mir: Wenn die Schriftsteller und Journalisten beim Schreiben so aufgepasst hätten wie wir beim Zeichnen, hätten wir uns vielleicht das Ganze erspart. Sie verstehen?»

«Sie wissen vielleicht gar nicht, wie recht Sie haben, Herr Steiner», sagte ich, von der Tragweite einer so einfachen Beobachtung verblüfft. «Ja, ich habe tatsächlich noch einen Grund, auf diesen Passierschein nach Paris zu verzichten. Wie Sie wissen, gibt es hier einige, die ihr amerikanisches Quota-Visum schon in ihren Pässen haben. Trotzdem sind sie hier. Es hat ihnen nicht genützt. Ist Ihnen das bekannt?»

«Sie scheinen zu den Leuten zu gehören, die sich selbst die grössten Schwierigkeiten machen, Herr Doktor», sagte er darauf. Und wie einer seine Handschuhe ablegt, um bei seiner Arbeit fester zuzupacken, legte er plötzlich seine Höflichkeit ab.

«So werden Sie hier nicht durchkommen!» schrie er. «So nicht!»

«Niemand wird hier durchkommen», meinte ich. «Es sei denn, man schafft uns weg, ehe die Deutschen kommen.»

«Man wird euch nicht wegschaffen. Und wenn man euch da wegschafft, wird in dem neuen Lager dieselbe Situation sein. Frankreich ist geschlagen!» schrie er.

«Das kann man nicht ohne Weiteres behaupten. Noch kämpfen die Franzosen», sagte ich, obwohl die wiederholte Betonung des Wortes «*euch*» mich mehr verblüfft als seine Auffassung der Kriegslage.

«Ich habe eben mit den Belgiern gesprochen. Sie sagen, dass die französische Armee bereits in Stücke zerhackt ist, dass die Deutschen auf den Tag, den Goebbels vorausgesagt hat, in Paris einziehen werden.»

«Wie konnten Sie das –?» wollte ich wissen. «Keiner durfte zu den Belgiern hin –»

«Diese Belgier sind Arbeiter. Sie sehen aus wie Arbeiter. Ich bin Arbeiter. Ich sehe aus wie ein Arbeiter. Oder nicht?»

«Gewiss», sagte ich, «Sie sehen aus wie ein Arbeiter. Aber es gibt unter uns noch andere Arbeiter, die auch nicht wie Bankdirektoren aussehen, keiner durfte hin –»

«Dürfen habe ich auch nicht. Aber wie sie ihre Hemden ausgezogen haben, Wasser geholt haben und mit nacktem Oberkörper dagestanden sind, habe ich auch mein Hemd abgelegt, auch Wasser geholt und schon war ich unter ihnen. Wenn Sie schärfere Augen hätten, Sie hätten mich dort sehen können. Es sind sehr gescheite Burschen dabei. Und sie haben viel gesehen.»

«Und die sagen, dass Goebbels ein Prophet ist?»

«Sie sagen, dass Frankreich geschlagen ist. Sie verstehen?»

Ich verstand. Ich habe schon seit dem siebzehnten Mai gefürchtet, dass Frankreich den Krieg verlieren wird. Aber gerade Steiner gegenüber wollte ich es in diesem Moment nicht zugeben.

«Hier haben das schon viele gesagt, noch ehe diese Belgier hergekommen sind. In einem Lager gibt es Leute, die alles wissen.»

«Schön. Gut. Bleiben Sie ruhig da. Warten Sie ab, bis die Deutschen kommen und *euch* hier massakrieren!» schrie er wieder.

«Warum sagen Sie immerzu: euch? Warum schliessen Sie sich aus?» fragte ich ihn.

«Habe ich gesagt: euch? Ja? Ich meine Sie und Ihresgleichen, Schriftsteller und Journalisten! Ihr kommt vor allen anderen dran! Haben Sie nicht bemerkt, wie man von Ihnen abrückt, schon jetzt, hier im Lager?»

«Wer: *man*? Wer rückt ab von uns?»

«Die Kleinbürger, die Kaufleute, die ‚nichts getan haben‘. Die braven Schäfchen. Haben Sie es noch nicht bemerkt?»

Ich hatte das tatsächlich noch nicht bemerkt, damals im Stade Buffalo, und ich sagte: «Das bilden Sie sich ein, Sie sind überzeugt wie alle hier. Sie sehen Gespenster.»

«So? Meinen Sie? Sehen Sie sich dieses Gespenst dort an.» Er zeigte mit einer nervösen Geste auf die Tribüne, wo auf einer Bank im Schatten einige Internierte sassen. Vor ihnen, wie ein Lehrer vor einer Schulbank, ging hinkend ein junger Mann auf und ab und redete auf die Sitzenden ein.

«Sehen Sie diesen weissbestrumpften Mann dort? Ja?»

«Ich kenne ihn», sagte ich.

«Ich weiss, Sie kennen ihn. Aber Sie kennen ihn nicht so gut wie er Sie.»

«Er ist aus Innsbruck. Ich wüsste nicht, dass ich in Innsbruck gar so bekannt wäre.»

«Er kennt jeden Artikel, den Sie in der letzten Zeit in Paris veröffentlicht haben. Er –»

In diesem Moment trat mein Freund, der Arzt, an uns heran, und wie es in Lagern üblich war, mischte er sich ohne Weiteres in unser Gespräch ein: «Also, was haben die Herren beschlossen? Wann kommen wir weg? Heute ist man sehr optimistisch. Vielleicht wegen des neuen Zuzugs, wegen der Belgier.»

«Wir sind nicht optimistisch, der Herr Steiner und ich», sagte ich und machte die Herren bekannt. «Herr Steiner erzählt mir eben, dass ich in Tirol sehr populär bin. Aber er übertreibt. Es ist nichts Besonderes daran, dass der Weissbestrumpfte meine Artikel kennt. Wenn er auch ein Innsbrucker ist, lesen wird er doch noch können!»

«Er behauptet, Sie hätten sich in Beleidigung des Führers geradezu spezialisiert, Herr Doktor», sagte Steiner, entschlossen, sich von seinem Thema nicht abbringen zu lassen. Er sprach aber jetzt nach dem Hinzutreten meines Freundes in ruhigem Ton.

«Vielleicht hat er recht, der Weissbestrumpfte», sagte ich. «Soweit es mir in Europa möglich war, wo alle Staaten ihn als geheiligtes Oberhaupt mit einem besonderen Gesetz in Schutz genommen haben, habe ich den Führer beleidigt so gut ich konnte.»

«In Wort und Schrift», setzte Steiner hinzu.

«In Schrift, Herr Steiner. Wieso in Wort? Das ist nicht zu beweisen.»

«Sie haben den deutschen Gegengruss erfunden.»

«Wer hat Ihnen das erzählt?»

«Sie sagten gestern: ‚Wenn es nach mir ginge, würde ich zu dem deutschen Gruss auf der ganzen Welt das Gegenstück einführen. Ich würde vorschlagen, dass man jedem Gruss, der unter gesitteten Menschen üblich ist, mit der Antwort dankt: ‚Es ist nicht wahr, Hitler ist noch nicht gehängt ...‘ Zum Beispiel auf den Gruss ‚Guten Morgen‘ oder ‚Guten Abend‘ hätte man zu antworten: Es ist nicht wahr! Noch ist Hitler nicht gehängt.»

«Hast du das wirklich gesagt? Ich müsste es ja *auch* wissen», sagte mein Freund.

«Mir persönlich gefällt Ihr Vorschlag sehr. Es gibt unter uns welche, nicht viele, aber immerhin einige, die mit dem Doktor Goebbels fertig werden könnten, aber die sitzen in französischen Konzentrationslagern», sagte Steiner.

«Wenn mein Vorschlag Ihnen gefallen hat, Herr Steiner, sehe ich keinen Grund, ihn hier zu verleugnen.»

«Wenn Ihre Äusserung nur mir bekannt geworden wäre, hätte ich Ihre Worte hier, unter diesen Umständen, Ihnen nicht vorgehalten.»

«Wer kennt sie denn noch?» fragte mein Freund.

«Ich habe sie gestern hier von dem Weissbestrumpften gehört.»

«Mit welchem Kommentar?» fragte ich.

«Mit einem Tiroler Kommentar, Herr Doktor.»

«Das heisst?» fragte mein Freund, dem es offenbar daran lag, mich aus dem Gespräch herauszudrängen.

«Das heisst: in aller Scheinheiligkeit; wie niederträchtig von den Franzosen, uns hier zu halten, wo doch so viele besonders Gefährdete unter uns wären; Doktor Petrykowsky zum Beispiel, der den deutschen Gegenrassismus erfunden hat. Sie verstehen?»

«Gewiss», sagte ich. «Ich verstehe. Das ist Tirolerisch auf Hochdeutsch gesprochen. Aber warum *ich* an erster Stelle? Es gibt hier grössere Sünder, berühmtere, möchte ich sagen.»

«Wenn Sie mir nicht böse sind, so muss ich ihm da recht geben, dem Tiroler. Beleidigung des Führers, das ist das Schlimmste. Ich kenne das aus eigener Beobachtung.»

«Wieso?» fragte mein Freund.

«Ich war in Dachau.»

«Als was?» fragte mein Freund unschuldig.

«Als Lagerkommandant», antwortete Steiner in Gelächter.

Es war das erste Mal, dass ich Steiner lachen hörte. Es war nicht angenehm, es zu hören.

«Entschuldigen Sie», sagte mein Freund. «Ich wollte bloss fragen, warum man Sie nach Dachau verschleppt hat.»

«Das ist hier nicht so wichtig», unterbrach ihn Steiner.

«Aber in diesem Punkte muss ich dem Tiroler recht geben. Wären Sie, Herr Doktor, ein Freimaurer, ein Jude, ein Kommunist, ein Katholik, ein Sozialdemokrat und ein Rassenschänder in einer Person, Sie könnten in allen diesen Eigenschaften vielleicht noch mit dem Leben davonkommen. Es sind schliesslich nicht alle Juden, Katholiken, Kommunisten, Freimaurer, Sozialdemokraten, und nicht einmal alle sogenannten Rassenschänder, ermordet worden, Sie verstehen? Aber die den Führer beleidigt haben, sind alle in nicht zu schildernder Weise zu Tode gemartert worden. Und es waren darunter wenige, die so begabt im Beleidigen gewesen sind wie Sie, Herr Doktor.»

«Das wissen Sie aus eigener Anschauung, Herr Steiner?» fragte mein Freund wieder.

«Zum Teil, ja. Aber wissen Sie denn das nicht, Herr Petrykowsky?»

«Gewiss, ich weiss es», sagte ich.

«Was ich nicht weiss, Herr Steiner, ist das Motiv zu Ihrer gewiss sehr richtigen Belehrung. Warum erzählen Sie das alles meinem Freund Petrykowsky? Wozu? So genau wird er unter diesen Umständen gar nicht wissen wollen, was ihn erwartet, wenn wir in die Hände der Deutschen fallen», sagte mein Freund im Zorn.

«Ich hatte den Eindruck, dass Herr Petrykowsky keine richtige Vorstellung hat von der Gefahr, in der er sich befindet», sagte Steiner.

«Diesen Eindruck – entschuldigen Sie, Herr Steiner, dass ich das so offen sage –, diesen Eindruck hat ja auch der Weissbestrumpfte», sagte mein Freund.

«Freilich. Nur mit dem Unterschied, dass er das nicht Herrn Petrykowsky erzählt», sagte Steiner. «Ausserdem haben Sie den Schluss eines Gespräches gehört, das weiter zu verlängern keinen Sinn hat. Guten Tag, meine Herren.» Damit ging er in der Richtung zur Tribüne, wo der Weissbestrumpfte im kühlen Schatten dozierte.

«Hab' ich dich nicht gewarnt, gestern?» sagte mein Freund nach einer Weile des Schweigens.

«Ich hatte eine Verabredung mit ihm getroffen, vor deiner Warnung. Er wollte mir einen Passierschein nach Paris verschaffen.»

«Um zweihundert Francs, nicht wahr?»

«Eben nicht. Um hundert Francs.»

«Im Ernst? Da verdient er ja nichts dabei.»

«Du kennst die Preise?»

«Ja. Ich war vorgestern in Paris. Ich hatte keine Decke, keine Wäsche. Es ist glattgegangen.»

«Wieviel hast du gezahlt?»

«Hundert Francs. Soviel bekommt der Sergeant.»

«Da verdient er ja wirklich nichts dabei, der Steiner.»

«Das meinte ich ja eben. Woher kennst du ihn?»

«Gar nicht. Er hat mich angesprochen.»

«Was wollte er?»

«Mir diesen Passierschein verschaffen, das wollte er.»

«Sonst nichts, kannst du das verstehen?»

«Freilich kann ich das verstehen. Er verdient nichts dabei, er will bloss etwas gewinnen.»

«Aber was, frag' ich mich.»

«Dein Vertrauen will er gewinnen.»

«Wieviel ist ihm das wert, hier?»

«Das weiss ich nicht. Aber dumm ist er nicht.»

«Nein. Er ist sicher ein Nazi. Und dumm ist er nicht. War es unbedingt nötig, ihn zu beleidigen?»

«Nein. Er soll sich aber nicht einbilden, dass wir jetzt schon Angst vor ihm haben. Bis es so weit ist –»

«Du hast recht. Nein, er soll nicht glauben, dass er mir Angst einjagen kann. Und bis wir so weit sind, wird es keinen Unterschied ausmachen, ob wir Herrn Steiner beleidigt haben oder nicht. Zu dumm aber, dass ich für diese Eventualität nichts vorbereitet habe. Lebendig möchte ich in die Hände der Raubmörder nicht fallen. Hast du vielleicht was mit? Ärzte haben es ja leichter, sich was zu verschaffen –»

Hatte ich befürchtet, mein Freund würde mir jetzt mit den üblichen Redensarten das Wort abschneiden? Oder hatte ich es erhofft? Ich muss es gehofft haben. Denn mein Atem stockte, als mein Freund, der Besonnene, der Überlegene, der Arzt – ohne mich anzublicken, als sagte er es nebenbei – antwortete: «Ich habe genug für drei. Deswegen bin ich ja nach Paris, vorgestern. Ich habe auch meinerseits nicht die geringste Absicht, noch einmal in meinem Leben das Triumphgeheul der Wölfe zu hören, obgleich ich die geheiligte Person des Führers öffentlich nicht beleidigt habe.»

Besser als die täglichen Zeitungsberichte, besser als das, was die Belgier berichteten, deutlicher als meine eigene Furcht vieler schlafloser Nächte, unerbittlicher als die Argumente Steiners zeigte mir diese Antwort meines Freundes unsere Situation.

«Wann könntest du mir meinen Teil geben, Herbert?»

«Jederzeit.»

«Warum nicht gleich jetzt?»

«Wir wollen ja beisammenbleiben, nicht?»

«... Ja», sagte ich. «Es wird so leichter sein.»

Wir gingen langsam über den Rasen zur Tribüne. Es war heiss geworden, und der Rasen des Fussballvierecks, sonst von Hunderten sich sonnender Sportler belegt, war nahezu leer. In Erwartung des Mittagessens sassen schon sehr viele auf den Bänken der Tribüne, ihre Essschalen auf den Knien. Als wir in der ersten Reihe im Zentrum der Tribüne vorbeigingen, wo der Weissbestrumpfte dozierte, erblickten wir unter den Zuhö-

renn Steiner mit seinem Freund, den man im Lager den Hinkemann nannte.

«Du solltest dir aber vielleicht doch den Passierschein besorgen», sagte plötzlich mein Freund.

So erstaunlich das vorkommen mag: die Gewissheit, über eine ausreichende Portion wirksamen Gifts verfügen zu können, erweckte in mir neuen Lebensmut.

«Bitte, besorge mir so einen Passierschein», sagte ich zu meinem Freund. «Du weißt ja, wie man das macht.»

Wir gingen gerade an einer Gruppe von Kartenspielen! vorbei, die uns beiden noch von Colombes und von Montargis her bekannt waren. Die spielten in jeder Situation ihre Spiele, nichts focht sie an in ihrer Passion.

«Ich wäre dafür, dass du dir den Passierschein doch durch Steiner verschaffst.»

«Warum? Macht es dir was aus?»

«Nein. Ich kann ihn dir leicht verschaffen. Aber», mein Freund zeigte auf die Kartenspieler, «diese da haben ja ganz recht. Spielen wir auch ein bisschen. Spielen wir mit Steiner. Wir wollen sehen, wie weit der sich vorwagt. Gewinne du *sein* Vertrauen.»

«Bitte», sagte ich. Ich ging zur Bank hin und legte meine Hand auf Steiners Schulter. «Darf ich Sie einen Moment stören, Herr Steiner?» fragte ich.

Er wandte sich um, errötete bis über die Ohren, erhob sich schnell und sagte sehr höflich: «Sie stören mich durchaus nicht, Herr Petrykowsky.»

VI

Um neun Uhr des nächsten Morgens hatte ich den Passierschein in der Hand. Etwa um drei viertel zehn kam ich in Paris an. Es war der erste oder zweite Juni, ich habe kein gutes Gedächtnis für Zahlen und Daten. Das Wetter strahlte, die Gesichter der Passanten waren düster. Die Katastrophe lag in der Luft, und das Volk witterte die Katastrophe. Die kleinen Leute, die Conciergen und die Chauffeure, stehen in einer geheimnisvollen Verbindung mit den Schauplätzen nationaler Katastrophen.

Eine Hausmeisterin ist eine dumme Gans. Alle Hausmeisterinnen sind die klugen Gänse, die schnattern, wenn das Capitol bedroht ist. Die Pariser Gänse schnatterten nicht mehr an jenem Morgen. Das Capitol war verloren, wenn auch noch nicht besetzt. Nur die Pariser Zeitungen schnatterten noch: bürgerliche Mastgänse, in Korruption so verfettet, dass sie nicht einmal die Todesgefahr witterten.

Autos, beladen mit Betten, Matratzen, Kinderwagen und Hausrat, verstärkten das Bild der Panik, die sich aber noch in den Grenzen französischer, das heisst freiwilliger Disziplin hielt. Das wahre Bild der Panik sollte ich erst ein paar Wochen später kennenlernen. Diesmal hatte ich auch keine Zeit, Eindrücke zu empfangen. Ich hatte drei Stunden Urlaub und grosse Eile, aufs amerikanische Konsulat zu gelangen. Vor dem Eingang, in der Rue Boissy-d'Anglas, standen zwei Polizisten. Ob sie dort in diesen Tagen permanenten Dienst hatten, um das Konsulat zu schützen, ob sie hier auf Ausländer lauerten oder ob sie sich bloss auf ihrem Dienstgang zu einem kameradschaftlichen Tratsch zusammengefunden hatten, weiss ich nicht. Ich erblickte sie schon von der Ferne, da ich von der Place de la Concorde einbog, und ich überlegte einen Moment, ob ich nicht umkehren und lieber durch den Haupteingang der Ambassade zum Konsulat mich einschleichen sollte, liess aber diesen Gedanken gleich fallen. Hatte ich nicht einen vorgeschriebenen Urlaubsschein in der Tasche, ein Dokument, bestempelt und signiert von der Hand des Kommandanten? Gewöhnt, gerade Wege zu gehen, schritt ich der Gefahr entgegen. Es war der

erste Fehler dieses Vormittags, an dem sich mein Schicksal zu entscheiden hatte. Die Polizisten versperrten mir den Eintritt zum Konsulat.

«Votre carte d'identité, Monsieur», fragte einer.

Ich zog meinen Urlaubsschein hervor, den beide, einer nach dem anderen, sehr genau prüften.

«Was wollen Sie hier, Monsieur?»

«Ich will mir mein Visum holen», sagte ich.

«Sie müssen ins Lager zurück.»

«Gewiss», sagte ich. «Um zwei Uhr muss ich im Lager zurücksein. Jetzt ist es noch nicht zehn. Auf meinem Passierschein steht ausdrücklich, dass ich berechtigt bin, auf dem Konsulat vorzusprechen.»

«Das stimmt», sagte der andere Polizist, der den Passierschein in der Hand hatte und ihn eben nochmals genau studierte.

Es ist in Frankreich immer besser, mit zwei Polizisten zu tun zu haben als mit einem. Denn: sind ihrer zwei beisammen, so besteht die Möglichkeit, dass einer weniger dumm ist als der andere, und es kann eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen entstehen. Das geschah hier, und sie debattierten eine Weile. Hernach gab mir der Weise meinen Urlaubsschein mit einem «Merci, Monsieur» zurück, während der Kretin mich streng verwarnte: «Wenn Sie da nicht Schlag ein Uhr herauskommen, hole ich Sie heraus und liefere Sie in der Präfektur ein.»

Diese Drohung schreckte mich aber nicht besonders, denn auch von der Präfektur konnte ich nichts Schlimmeres befürchten als einen Abbruch ins Lager. So ging der erste Fehler dieses Morgens ohne böse Folgen aus. Anders der zweite. Diesen beging ich auf dem Konsulat selbst, einen ganz kleinen Fehler, aber der hatte es in sich. Um zu dem Vizekonsul zu gelangen, der mir das Visum versprochen hatte, musste man sich bei Sekretärinnen anmelden. Die suchten das Dossier heraus, sahen nach, ob der Fall reif für den Konsul war, worauf man entweder angemeldet oder abgewiesen wurde. Es gab da mehrere Sekretärinnen. Eine war gutmütig, die andere war hübsch. Mein Freund François, ein Spezialist für Sekretärinnen, nannte die Gutmütige «der Engel», die Hübsche «das Girl». In Paris pflegte ich nur selten auf ein Amt ohne Begleitung meines Freundes François zu gehen. Ich habe kein Glück bei Sekretärinnen. Mein Freund François hingewirkt auf die Sekretärinnen in allen Ämtern

wie eine gewürzte Speise auf Ausgehungerte. Auf dem amerikanischen Konsulat war man für seinen Charme besonders empfänglich. Vielleicht weil François eine frappante Ähnlichkeit mit Clark Gable hat. Man stelle sich aber einen Clark Gable vor, der dreiundzwanzig Jahre alt ist, keine abstehenden Ohren hat und ein reines Französisch spricht. Als er mich zum ersten Male zum amerikanischen Konsulat begleitete, bat ich ihn, es bei dem Engel zu versuchen, nicht bei dem Girl. Er sagte aber: «Mach dir nur keine Sorgen. Mit mir wird das Girl so lieb sein wie der Erzengel Rafael, der ja der sanfteste aller Engel ist.»

So sehr mir dieser Vergleich gefiel, er war nicht so treffend. Denn als François in das Blickfeld des Girls trat, die sich eben an ihrer Schreibmaschine zu schaffen machte, warf sie sich uns entgegen wie eine Pantherkatze, vor deren Käfig der Wärter ein Stück blutigen Fleisches auspackt. Diese Szene wiederholte sich immer, sooft ich, mit François ausgerüstet, dem Panther entgegentrat. Leider stimmt auch dieser Vergleich nicht ganz. Denn von Pantherkatzen wird behauptet, dass sie den Wärter, der ihnen das gute Fleisch vorwirft, nach kurzer Zeit kennen und erkennen. Nicht so das Girl. Obschon ich ihr Blickfeld genau kannte und mich gleich wirksam ins rechte Licht gestellt hatte, obschon sie mich ein paarmal mit ihren sehr schönen, sehr blauen und sehr kalten Augen traf – sie erkannte mich nicht. Anstatt mich nun gleich an den Engel zu wenden, blieb ich auf der Stelle und wartete. Der Engel hatte ein zitronengelbes Jäckchen an mit silbernen, glänzenden Metallknöpfen an jenem Tage. Ich hasse zitronengelbe Jäckchen, ich hasse metallene, glänzende Knöpfe an Mädchenbrüsten. Aber metallene, glänzende Knöpfe an zitronengelben Jäckchen haben mir immer einen idiosynkratischen Abscheu erregt. Das Girl hingegen hatte ein zartseidenes, purpurbraunes Sweaterchen an, das ihre jungen Brüste in knospender Umspannung in das Licht des Tages hob, und so blieb ich gedankenlos auf der Stelle und wartete, bis ich an der Reihe war, von einer kalten Besitzerin knospender Brüste amtlich behandelt zu werden. Eine Dreiviertelstunde verging, bis ich soweit war, ihr meinen Fall zu erklären. «Sie sind für heute nicht vorgemerkt. Ich kann Sie nicht zum Vizekonsul vorlassen.»

Ich erklärte ihr nochmals, wie ich bereits für den zweiundzwanzigsten Mai bestellt war, aber nicht kommen konnte; wie ich verhaftet und ins La-

ger verbracht wurde und endlich heute drei Stunden Urlaub erhielt, um mir das Visum zu holen.

«Ich werde Ihr Dossier herausuchen», sagte sie endlich, halb nachgebend.

«Sie werden es nicht finden», rief ich ihr noch nach, «mein Dossier ist beim Vizekonsul.»

Sie hörte nicht und ging. Sie suchte, sie fand nicht. Sie nahm andere Leute vor, sie telefonierte, sie lackierte ihre Lippen, sie schrieb auf ihrer Maschine, sie ging, sie tratschte, sie kam wieder: sie amtierte. Und die Zeit ging. Ich stand da und blickte auf die Wanduhr mir gegenüber. Tropfen um Tropfen verrann die Zeit. Ich stand da und ich blickte auf das Girl, wie sie ging, wie sie kam, Schritt um Schritt zertrat sie meine Zeit, die kostbare Zeit. Um halb eins war ich – Blick hin auf die Wanduhr, Blick her auf das Girl! – so zum Wahnsinn gepeinigt, dass ich mich hin und wieder bei dem Gedanken ertappte: wie schön es doch wäre, der Wanduhr die zwei spitzen Finger zu entreissen, die meine Zeit zersägten, und sie dem Girl scharf in die zwei Beine zu stossen, die meine Zeit zertraten. Endlich erbarmte sich meiner der Engel. Das gutmütige Mädchen beendete ein Gespräch mit einem anderen Visumsbewerber, trat an die Barriere heran und fragte, was denn mit mir sei. Ich erklärte den Fall. Sie war gleich sehr besorgt um mich: «Sie haben ja nur noch eine Stunde Zeit und der Vizekonsul ist beschäftigt.»

«Der Herr Vizekonsul kennt mich. Bitte melden Sie mich an.»

Der Engel beeilte sich, wurde aber auf halbem Wege vom Girl abgefangen.

«Sagen Sie bitte dem Herrn Vizekonsul: ein Freund von Monsieur François», rief ich dem Engel nach.

Jetzt kam Privatleben in die kühle Wohlgestalt des Girls. Sie warf mir einen Blick voll Erinnerung und ein Lächeln voller Zähne herüber, und schon war auch sie, knapp hinter dem Engel, im Zimmer des Vizekonsuls verschwunden. Jetzt hatte ich zwei Fürsprecherinnen beim Vizekonsul, der mir ohnehin sehr wohl wollte. Leider war die Uhr schon hart auf drei Viertel eins vorgerückt. War noch Zeit?

Das Girl kam und brachte mir die frohe Botschaft, dass ich am nächsten Vormittag das Visum bekommen könnte. Heute sei die Zeit zu kurz,

in einer Dreiviertelstunde ginge das nicht. Das hatte ich befürchtet, und so machte diese Botschaft zwar das Girl, aber nicht mich froh.

«Ist Monsieur François auch im Lager?» fragte das Girl.

«O nein», sagte ich, «der ist ein Schweizer Staatsbürger.» «Warum ist er nicht mit Ihnen gekommen?»

«Ich hatte nur zwei Stunden Urlaub und wollte keine Zeit verlieren.»

«So sorry», sagte sie. «Aber sie können ja morgen wieder Urlaub nehmen, oder nicht?»

Es war soviel Güte und Teilnahme in ihrem Blick, in ihrem Gesicht, in ihrer Stimme – François hatte recht gehabt: was ist ein schlichter Engel in einer zitronengelben Jacke mit metallenen Knöpfen, verglichen mit einem Erzengel in einem purpurfarbenen Sweater? Ich brachte nicht die Grausamkeit auf, ihr wehzutun, und so sagte ich: «Ja, gewiss. Ich werde wieder Urlaub nehmen. Morgen.»

Ich nahm Abschied und ging. Draussen die Polizisten waren weg. Dahin war auch meine Chance, das Visum zu bekommen. Aber der Misserfolg bedrückte mich kaum. Damit sei nicht etwa gemeint, dass ich das Missgeschick, das die Ämter über uns verhängen, mit Würde zu tragen verstehe. Das ist durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil: es gibt kaum einen, der in Ämtern eine kläglichere Figur machen könnte als ich. Beim Betreten eines Amtraums – an manchen Tagen tut es schon ein Postamt – fühle ich mich gleich angeklagt, schuldig, verurteilt. Die Exekution führe ich meistens selber aus, der Übermut der Ämter spielt die kleinere Rolle des Henkerknechts bloss. Als ich draussen war, wusste ich genau, wie es richtig zu machen gewesen wäre. Ich hätte bloss meinen Freund François anzurufen gehabt – das hätte mich bloss zehn Minuten gekostet, und alles wäre glattgegangen. Aber die halbe Stunde, die ich in der Kanzlei des Lagers – einem Amt! – zugebracht hatte, um den Passierschein zu bekommen, hatte meine Nerven geschwächt, die Begegnung mit den Polizisten – einem ambulanten Amt – meine Hoffnung erschüttert; das Weitere besorgte das Konsulat – weil es eben ein Amt war. Anstatt mit einem Satz – ‚Sagen Sie dem Herrn Vizekonsul, ein Freund von François‘ – die Pantherkatze in einen Erzengel zu verwandeln, stand ich da: schuldig, nicht von ihr erkannt worden zu sein, schuldig, keine Zeit zum Verlieren zu haben, schuldig, ein Internierter zu sein, schuldig, bald von zwei Polizisten hier gegriffen zu werden, schuldig, nicht fünfundzwanzig, sondern

fünfundvierzig Jahre alt, schuldig, nicht Clark Gable ähnlich zu sein ... Mein Kopf war ein Vakuum und mein Herz eine klagende Stimme. Ich hab' auch keinen dicken Bauch, keine O-Beine, keine Glatze. Wie oft sagte mir mein Freund François: «Ich wollte, ich wäre so schlank wie du.» Er ist dem Clark Gable ähnlich? Mir sagten sie oft in Wien, ich wäre dem Girardi ähnlich. Und was ist Clark Gable, verglichen mit Girardi? Ein Dreck ist er, du törichtes Girl, du! Ich könnte dir das beweisen. Aber ehe ich dir, einem amerikanischen Girl, erklärt habe, wer Girardi war, sind die Deutschen in Paris. Ich habe keine Zeit. Und ich fühle mich schuldig. Warum fühle ich mich schuldig? Ich benahm mich ja wie mein kleiner Sohn im Belvedere-Park in Wien. Er kam nach Hause und erzählte: «Mutti, ich war mit Cilly im Belvedere-Park. Der Park ist schön und das Schloss ist schmutzig. Die Sphinxen haben abgebrochene Schwänze und Nasen. Aber ich hab' das nicht gemacht, du kannst die Fanny fragen.» Er war drei Jahre damals. Und jetzt ist es schon zwölf Uhr dreissig. Werde ich dich je wiedersehen, mein liebblickender Sohn? Deine Hand war damals zart und leicht wie eine Blüte, und die Sphinxen im Belvedere sind gewaltige Bestien. Mit meiner Faust könnte ich der Pantherkatze da ihre Nase zerbrechen. Aber du hast es nicht gemacht. Und ich werde es nicht tun. Warum fühlen wir uns aber schuldig? Du wirst es nicht leicht haben, mein Sohn! Denn dein Vater ist ein Schlemihl und du bist ein närrisches Kind. Du bist jetzt schon zehn. Und meine Zeit ist um ...

Mit Geistesschwäche hat noch niemand ein Visum erobert, sagte ich mir, schon draussen. Aber sehr bedrückt fühlte ich mich in der freien Luft nicht mehr. Ich hatte einen Ausflug nach Paris gemacht. Ich war unter Menschen gewesen. Jetzt gehe ich noch in ein Kaffeehaus. Wer weiss, wie lange ich im Lager bleiben werde, unter Männern im Stroh? Wer weiss, wann ich wieder ein weibliches Wesen sehen werde? Vielleicht werden die Deutschen doch noch aufgehalten werden. Was hat denn das Visum noch für einen Sinn? Die schon das Visum in ihrem Pass und ihren Pass in der Tasche haben, sitzen auch im Lager. Man wird ihnen die Pässe wegnehmen, und die Visen werden ablaufen. So ein Visum hat nur vier Monate Gültigkeit. Die Deutschen werden in Paris einziehen. Sie werden ganz Frankreich besetzen. Die Engländer werden Frieden schliessen. Dann ist alles aus. Wenn der Himmel herunterfällt, sind alle Spatzen tot.

Da hilft kein Visum. Es wird schön sein, wieder auf einem Stuhl zu sitzen, an einem Tisch, in einem Kaffeehaus. Es werden Mädchen dasitzen. Vielleicht werden es sehr hübsche Mädchen sein. Und eine wird heissen: Antoinette. Vielleicht. Warum ist Antoinette schöner als Antonina, als Toni, als Antoschka, als Antonia? Es ist ja dasselbe. Es ist eben nicht dasselbe. Es ist eine andere Illusion, aber eben eine andere. Das ist es. Mögen uns noch einige Illusionen blühen. Das Quantum Gift, das ich brauche, ist eine Realität. Herbert ist ein guter Freund und klug. Er hat keine Phrasen geredet, sondern einfach gesagt: ich habe genug für drei. Schade, dass wir nicht nach Paris zusammen hereingefahren sind. Es wäre schön, mit Herbert eine halbe Stunde zusammen im Kaffeehaus zu sitzen. –

«Votre carte d'identité?» sprach mich plötzlich einer an. Es war ein Herr mit einer ausdrucksvollen Rockklappe an der Herzseite seiner Brust.

Der Überfall kam mir so unerwartet, dass ich meinen Passierschein vergass und, akustisch fasziniert von der Frage nach meiner Identitätskarte, eben diese schnell hervorzog und vorwies, das überholte Papier, auf dem mir zwei Ministerien ein freies Residieren in Paris bewilligt hatten. Der Mann mit der ausdrucksvollen Rockklappe las das Papier, und ohne es seinem Begleiter in Uniform zu zeigen, gab er es mir wieder mit den Worten: «Merci, Monsieur, vous êtes parfaitement en règle.» –

In der Sprache, in der ich schreibe, gibt es keinen Ausdruck für den Zustand, in dem mich die zwei Polizisten stehen liessen. Von den elf Sprachen, die ich ungefähr kenne, haben nur die französische und die englische Sprache das treffende Wort dafür: *stupéfait* und *stupified*: blöde gemacht. Blöde gemacht stand ich da. Ich war also zu Unrecht im Lager! Es war die Dummheit oder die Bosheit *eines* Polizisten, die mich dahingebracht hatte! Unrecht war es, aber es ist Recht geworden. Wenn ich jetzt in Paris bleibe, wird der Kommandant des Lagers einen Steckbrief erlassen, man wird mich suchen und finden. Und kein Polizeibeamter, wird zugeben, dass sein Bruder im Amt sich geirrt habe. Was macht das schon aus, wenn ein *étranger* zu Unrecht interniert wurde? Vielleicht aber war es dieser Beamte da, der sich geirrt hat? Vielleicht bin ich gar nicht *en regle*! Dieser Beamte hat zwar intelligenter ausgesehen als der erste Kleinbürger, der mich am zweiundzwanzigsten Mai verhaftet hatte, aber was will das sa-

gen? Ich muss es ausprobieren. Dort gleich vor dem Café Marignan stehen zwei Polizisten. Ich werde ganz frech, herausfordernd vorbeipromenieren, sie werden mich stellen, mich fragen, ich werde bloss das Identitätspapier vorweisen, nicht den Passierschein – da wird es sich herausstellen, welcher sich geirrt hat, der Intelligente oder der Imbezile. Frech und herausfordernd ging ich an den Polizisten vorbei. Sie rührten sich nicht von der Stelle. Ich kehrte um und ging noch einmal dicht an ihnen vorbei. Nichts. Und noch einmal. Und wieder nichts. An der Rue Pierre-Charron standen keine Polizisten, obwohl in dieser Strasse das Haus des PEN-Clubs stand, wo emigrierte Schriftsteller oft Hilfe suchten gegen den Übermut der Pariser Polizei und oft Hilfe fanden. Es hätte vielleicht einen Sinn, hinaufzugehen und einen Hilferuf an Jules Romains zu adressieren. Er hat mich einmal aus einem Konzentrationslager herausgeholt, allerdings erst, nachdem ihm Stefan Zweig ein Telegramm geschickt hatte. Vielleicht geht das noch einmal. Es ist aber kaum anzunehmen, dass ein so schlauer und ein so gut informierter Mann wie Jules Romains sich jetzt noch in Paris aufhält. Sicher ist er schon in Bordeaux. An der Rue Lincoln stand ein Polizist, dort war ein Restaurant, das von Ausländern viel besucht wurde. Auch diesen Polizisten rührte meine Erscheinung nicht. Jetzt fiel es mir ein, dass ich es falsch gemacht hatte. Wenn man einen französischen Polizisten frech anschaut, glaubt er ja, man sei mindestens schon in Frankreich naturalisiert. Wenn man ihn herausfordernd anschaut, glaubt er, man sei ein Verbrecher. Für Verbrecher interessiert sich die französische Polizei in den seltensten Fällen. Was sie jagt und hetzt, sind Emigranten. Ich muss schuld bewusst und ängstlich an ihm vorbeischleichen, dann wird er sicher einschreiten. An der Avenue Georges V standen drei. Ich schlich ängstlich und schuld bewusst vorbei – nichts. So ging es mir bis zum Fouquet, dem Café, das ich gewählt hatte zur Feier meiner dreistündigen Freiheit und wegen der Aussicht auf eine Antoinette. Das Café war gesperrt. Das warf mich in die reale Zeit- und Geistesgegenwart zurück. Ich blickte auf die Uhr: es war ein Uhr dreissig. Offene Cafés gab es noch eine Menge auf den Champs-Élysées. Aber mein Urlaub war um. Das Spiel mit der Polizei hatte mir den schönsten Teil meiner Freiheit verschlungen. Ich musste mich jetzt sehr beeilen, um zur Zeit in die Gefangenschaft zurückzukehren. Mit einer viertelstündi-

gen Verspätung – die der Sergeant mit einer hochgezogenen Augenbraue rügte und pardonnierte zugleich – ist mir das gelungen.

VII

Erinnere ich heute, in Marseille, jenen Vormittag in Paris, so bin ich mir darüber vollkommen im Klaren: Gibt es keine Rettung mehr für mich, so habe ich an jenem Vormittag meine letzte Chance verdorben. Gehe ich hier in Marseille zugrunde, so habe ich mir das selbst zuzuschreiben. Das tue ich ja hier. Aber zu der Geschichte von Franz Steiner gehört es, wenn ich gleich erzähle, wie er das sofort erkannt hat – im Stade Buffalo bereits –, was ich nach Monaten erst hier in Marseille, vielleicht zu spät, eingesehen habe.

Um zwei Uhr dreissig betrat ich das Lager. Beim Eingangstor – ganz nahe, auf der Stelle, wo sich nur diejenigen aufzuhalten pflegten, die mit den Unteroffizieren, den Schreibern, den Köchen, den Einkäufern, den Schmugglern handelten, verhandelten, Listen schrieben, Gutes und Schlechtes wirkten, zu Geld oder um ihr Geld kamen –, da stand auch Steiner. Er trat mir gleich in den Weg und tat nichts, um zu verhehlen, dass er da eigens auf mich gewartet hatte.

«Haben Sie es gut gemacht?» wollte er gleich wissen. Schon diese Formulierung war treffend. Eine Phrase? Gewiss, eine gebräuchliche Phrase. Aber es gibt mehrere Redensarten, die in solchen Fällen gebräuchlich waren. In dieser aber war die Vermutung, ich hätte es schlecht gemacht, inbegriffen.

«Nein, Herr Steiner», sagte ich, «ich habe es nicht gut gemacht.» «Sie haben das Visum nicht bekommen?» fragte er.

«Leider nicht, Herr Steiner», sagte ich.

Wir standen nicht im Gespräch. Ich ging über den Rasenplatz in der Richtung zur Tribüne, und Steiner ging neben mir.

«Warum?» wollte er wissen.

«Ich werde alles genau berichten. Aber, wenn es Ihnen nichts ausmacht, so möchte ich erst meinen Freund, den Doktor Herbert, aufsuchen, damit ich nicht zweimal dasselbe erzähle. Ich bin sehr müde.»

«Das sieht man Ihnen an, Herr Petrykowsky», meinte er. «Wenn es Ihrem Freund nur recht ist –»

«Warum sollte es ihm nicht recht sein? Sie haben mir den Passierschein verschafft –»

«Den hätten Sie sich auch ohne mein Dazutun verschaffen können. Überschätzen Sie das nicht. Der Doktor Herbert kennt alle Wege so gut wie ich.»

«Und gerade der Doktor Herbert hat mir geraten, Ihre Freundlichkeit in Anspruch zu nehmen.»

«So? Das wundert mich», sagte er, und er wunderte sich augenscheinlich.

«Warum wundert Sie das?»

«Weil ich nicht annehme, dass Herr Doktor Herbert mich besonders gerne sieht.»

«Unsinn», sagte ich in einem Ton, der nicht einmal ohne Absicht seiner Vermutung mehr entgegenkam, als er ihr widersprach. Warum sollte er es nicht wahrhaben, dass mein Freund ihn nicht mochte? Mochte ich ihn vielleicht? Warum kam er überhaupt mit? Was konnte er schon da herausspitzeln, der Nazi? Schweigend gingen wir zur Tribüne, überkletterten eine Eisenbarriere, stiegen über Stufen, sprangen über Strohlager, bis wir endlich zu der Tribünenecke gelangten, wo mein Freund seine Lagerstatt hatte. Er kochte gerade – verborgen und von Gehilfen umstellt, denn es war verboten – seinen Nachtschokolade auf einem Spirituskocher. Es roch gut nach Bohnenkaffee in seiner Nähe, schon von der Ferne: eine Kontrolle hätte den Verbrecher schon von der Ferne entdecken können. Aber es kontrollierte da kein Mensch. Und weil er keine ängstlichen Nachbarn hatte und ein Arzt war, so kochte er eben Kaffee in der obersten Ecke. *Praesente medico nihil nocet* übersetzten die Internierten offenbar: Wenn ein Doktor kocht, brennt das Stroh nicht. Hier erst fiel es mir auf, dass im Lager eine bessere Stimmung herrschte.

«Was ist denn los?» fragte ich die Runde.

«Wir kommen weg, Herr Doktor», redeten viele Stimmen zur Antwort auf mich ein. «Wir kommen weg, Gott sei Dank. Morgen kommen wir alle weg.»

«Wieder ein Gerücht?» erkundigte ich mich bei meinem Freunde.

«Es sollen Offiziere und Begleitmannschaft aus Nîmes angekommen sein, um uns zu holen», sagte mein Freund, und ich las in seinen Augen, dass er die Nachricht ernst nahm. Wir wechselten einen Blick, mit dem wir uns beide dasselbe zusprachen: Vielleicht werden wir das Gift doch

noch nicht brauchen ... Dann senkte mein Freund die Augen auf seinen Spirituskocher und fragte: «Hast du dein Visum?»

«Nicht ganz. Morgen kann ich es bekommen.»

«In Nîmes gibt es kein Konsulat», sagte Steiner grimmig.

«Warst im Café?» fragte mein Freund, ohne aufzublicken.

«Nein», sagte ich, «mir blieb nur eine halbe Stunde übrig, und da spielte ich Fangerlspiele mit der Polizei.»

«Die Polizei mit dir, willst du sagen», meinte mein Freund.

«Nein, ich mit ihr. Zum ersten Mal spielte ich mit der französischen Polizei, nicht sie mit mir.»

«Und wer hat gewonnen?» fragte mein Freund.

«Das weiss ich nicht. Ich werde dir alles erzählen.»

«So», sagte mein Freund, löschte den Spirituskocher aus, scheuchte mit einer Bewegung der Arme alle Gehilfen fort, nur einem von ihnen schenkte er eine Tasse Kaffee ein. «Es sind bloss vier Portionen drin», erklärte er. «Drei brauchen wir. Der Herr Steiner wird uns das Vergnügen machen, nicht wahr? Bitte, setzen Sie sich.»

Mein Freund besass einen Trinkbecher, ein Glas und ein Kochgeschirr, so konnten wir alle drei gleichzeitig Kaffee haben. Steiner schien sich sehr wohl zu fühlen, mein Freund war sehr nett zu ihm und bewirtete ihn als einen seltenen und wichtigen Gast. Ich berichtete die Ereignisse des Vormittags, genauer und ruhiger als ich sie heute betrachten kann. Damals war – das sehe ich erst jetzt – meine Eitelkeit noch nicht gebrochen; ich wollte, ich könnte das jetzt von mir behaupten. Denn der Verlust der Eitelkeit ist ein gefährlicher, ich möchte sagen: ein lebensgefährlicher Verlust. Nicht nur vom trivialen Standpunkte der Hygiene her, sondern ein lebensgefährlicher Verlust, sage ich, im geistigen und im biologischen Sinne. Die Eitelkeit ist kein Kleid. Sie ist keine Haut. Sie ist kein Panzer. Die Eitelkeit ist eine Wesenheit. Sie hat Augen, Hände, Beine, Herz und Hirn. Verloren ist, wer sie verloren hat. Zum Glück ist das eine halbe Illusion – wer hat je die Eitelkeit völlig verloren? Aber schon diese halbe Illusion ist eine ganze Todesgefahr.

Ich erzählte also in dem koketten Ton der negativen Eitelkeit, wie ich eben versucht habe, jenen Vormittag hier wahrheitsgemäss zu schildern. Ich erzählte, wie man eine Geschichte erzählt, an der man zwar keinen sehr erfolgreichen, aber immerhin auch keinen verächtlichen Teil hatte.

Mein Freund, der Arzt, hörte mit schier heiterer Miene zu. Nichts schien ihm überraschend zu kommen. Er tadelte meine Haltung nicht. Er lobte sie nicht. Er nahm sie hin. Anders Steiner. Er unterbrach mich, er stellte Fragen, er machte seine Bemerkungen. Aber nur zum Beginn der Erzählung. Dann senkte er seine Arme, senkte auch seine Stirn und sass da, wie sein Bruder in Montargis zu sitzen pflegte, halb abwesend scheinbar, ganz unwillig scheinbar, aber dennoch mit angestrenzter Teilnahme im Grunde, mit krankhafter Ergriffenheit am Ende. Seine Hände erinnerten mich nur in den Gesten an die Hände seines Bruders. Sie hatten nicht die auffallende Zartheit der Hände Gustav Steiners. Der jüngere Bruder hatte kräftige, ruhige Hände: die nicht zu sauberen, aber reinen Hände des Arbeiters. Die Erinnerung an die Hände Gustav Steiners verkürzte meinen Bericht. An einer Stelle brach ich ihn plötzlich ab, überlegte eine Weile in Verwirrung, dann setzte ich eine abschliessende Bemerkung hinzu, gab sie als ein Ende aus und schwieg. Ich wechselte sodann meinen Sitz, um mir selbst die Aussicht auf die Hände des Jungen zu verstellen. Ich setzte mich auf das Strohlager meines Freundes und schützte Bedürfnis nach Ruhe vor, das nicht einmal ganz vorgetäuscht war.

«Verzeihen Sie mir, Herr Petrykowsky, wenn ich das sage →», begann Steiner nach einer längeren Pause des Schweigens, verstummte aber gleich wieder. Dann hob er seine Hände, rieb sich mit langsamer Bewegung das Gesicht, als verabreiche er ihm eine Massage vor dem Rasieren, räusperte sich und fügte mit heiserer Stimme schnell hinzu: «Sie haben sich nicht wie ein erwachsener Mensch benommen.» Dabei blickte er nicht mich an, sondern meinen Freund.

«Das ist richtig geurteilt», sagte zu meiner Überraschung mein Freund. Er lachte aber dabei und rückte näher zu mir, als wollte er dennoch auf meiner Seite sein, gegen Steiner. «Aber wir wollen ihm keine Vorwürfe machen, Herr Steiner. Mein Freund benimmt sich im Verkehr mit Ämtern immer so. Menschen ändern sich nicht über Nacht. Das geschieht nur in psychologischen Romanen.»

«Was hättest denn du an meiner Stelle getan?» fragte ich meinen Freund.

«Ich wäre in Paris geblieben», antwortete Steiner sehr schnell. «Und hätte morgen das Visum in der Tasche.»

«Das ist ein ebenso guter wie verblüffender Einfall», sagte mein Freund. «Offen gestanden, daran habe ich auch nicht gedacht.»

«Was hättest du getan?» wiederholte ich meine Frage.

«Das Konsulat schliesst erst um fünf Uhr. Ich hätte dem Girl gesagt, dass ich bis fünf Uhr warten kann, und hätte heute schon das Visum in der Tasche.»

«Wie denn? Du hast vergessen, dass die zwei Polizisten vor dem Konsulat gedroht hatten, mich um ein Uhr zu holen?»

«Du hast dich aber selbst überzeugen können, dass sie um ein Uhr überhaupt nicht mehr da waren.»

«Mein Passierschein lief ja aber doch ab», versuchte ich einzuwenden.

«Ach was, Passierschein!» schrie Steiner, «Sie haben doch gesehen, dass Sie überhaupt nicht ins Lager gehören! An Ihrer Stelle wäre ich nicht mehr ins Lager zurückgekommen!»

«Das Lagerkommando hätte mich ausforschen und verhaften lassen.»

«Gewiss!» schrie Steiner mich an. «Aber bis dahin hätten Sie sich zehnmal das Visum holen können!»

«Es hat nicht viel Sinn, darüber weiterzudebattieren», beschwichtigte mein Freund, denn Steiner war sehr aufgeregt. «Mein Freund Petrykowsky denkt logisch. Und Logik führt heutzutage direkt ins Konzentrationslager. Das ist nicht seine Schuld.»

«Seine nicht», schrie Steiner jetzt auf. «Aber Ihre! Hätten Sie mir ein Wort gesagt, ich hätte mir auch einen Passierschein verschafft und wäre mit ihm nach Paris hineingefahren – mein Gott!» Und er sprang auf und stürzte ohne ein Wort des Abschieds davon....

«Entschuldige, mein Lieber. Ich habe ihn nicht hierhergebeten. Er ist einfach mitgekommen.»

«Was ist da zu entschuldigenden?» sagte mein Freund sehr ernst. «Er hat ja recht.»

«Glaubst du noch immer, dass er ein Nazi ist?»

«Alle sagen es. Aber dieses ‚mein Gott!‘ war nicht gespielt. Wenn aber doch, so war es schon sehr gut gespielt.»

«Es war nicht gespielt», sagte ich. «Aber woher diese Teilnahme? Ich kenne ihn ja kaum.»

«Das ist ja das ganze Rätsel: woher dieses Interesse an deinem Schicksal? Wenn es nicht das Interesse eines Spitzels ist...»

«Warum halten ihn alle für einen Nazi?»

«Es wird verschiedenes geredet, und ich werde nichts darauf geben. Du weisst ja, wie leichtfertig Emigranten besonders in Lagern verdächtigen und munkeln. Aber eines ist sicher: Steiner kam im Januar 1939 nach Frankreich, ging aber im Juni wieder nach Wien und kehrte erst kurz vor dem Ausbruch des Krieges in die Emigration zurück. Das hat was zu bedeuten.»

«Freilich», meinte ich, «das hat viel zu bedeuten. Es fragt sich bloss, ob es auch wahr ist.»

«Es ist wahr. Ich weiss es. Er leugnet es nicht. Du kannst ihn ja fragen.»

«Ich glaub' es nicht. Ich werde ihn fragen. Es ist mir aber wichtig, dass du dabei bist, wenn ich ihn frage.»

«Das ist gar nicht wichtig. Was soll ich dabei? Du siehst ja, mich liebt er nicht, der Steiner.»

«Ich bin kein Menschenkenner, wie du weisst →»

«Du? Kein Menschenkenner?» verwunderte sich mein Freund. «Ich wollte, ich wäre ein Menschenkenner wie du.»

Ich dachte, er wolle mich über meine Misserfolge des Vormittags hinwegtrösten, und wollte ausweichen. Aber mein Freund griff das Thema auf und kam zu einem Ergebnis, das ich hier erwähnen will, weil es mir ein paar Wochen später den Mut gegeben hat, schnelle Entscheidungen zu riskieren. Um es kurz zu machen: Mein Freund glaubte, ich wäre ein guter, ja ein ungewöhnlicher Menschenkenner, es fehlte mir bloss die Fähigkeit, diese Kenntnisse zu verwerten. Er selber sei sehr gering in Menschenkenntnis, verglichen mit mir, er besitze aber die Fähigkeit, seine geringen Kenntnisse richtig anzuwenden. Menschenkenntnis ginge nicht immer Hand in Hand mit Menschenbehandlung; das habe er gerade an mir gelernt, seit vielen Jahren schon. Mein Urteil über Steiner wäre ihm wichtiger als sein eigenes. Würde ich nach einer Unterredung mit Steiner mit Entschiedenheit behaupten, er wäre kein Nazi, so sei das unter uns eben entschieden ohne Rücksicht auf das Gerede und Gemunkel im Lager.

«Du solltest ihn heute gleich aufsuchen, vielleicht kommen wir morgen schon weg.»

«Du hast recht, ich will es heute schon tun.»

«Wenn diese Szene hier heute nicht gespielt war, so ist es eine Niedertracht, diesen Jungen für einen Nazi zu halten. Sprich du nur mit ihm allein, das übrige lass dann mich machen.»

Dass Steiner uns nichts vorgespielt hatte, dessen war ich sicher. Was ich mir in diesem Augenblick noch nicht klarmachen konnte, war die Frage, ob wir die richtigen Schlüsse zogen. Es gibt eine Sorte Menschen – in Wien nennt man sie G'schaftlhuber –, die sich mit Vorliebe in fremde Angelegenheiten mischen. Diesem Typ kann sogar eine Sache, die nicht seine Sache ist, für eine Zeit sehr nahegehen, bis seinem rast- und sinnlosen Betätigungsdrang eine andere Sache auffällt, die ihn zwar auch nichts angeht, aber doch intensiv beschäftigt. Schon unter Kindern in der Schule gibt es solche Exemplare. Es sind unter unseren Mitschülern diejenigen, die bei Sammlungen für irgendwelche Zwecke die Listen aufschreiben, die Münzen absammeln, die Kasse verwalten und dergleichen nützliche Geschäfte besorgen und sich zu schaffen machen. Von meinen Schulkameraden sind alle diese Sammler, diese Listenschreiber, diese Kassenverwalter im späteren Leben folgerichtig Politiker geworden. Es gehört zwar nicht zu dieser Erzählung, weil es mir aber eben einfällt und weil ich ja nicht weiss, ob ich je dazu kommen werde, noch ein Buch zu schreiben, sei es mir gestattet, eine Bemerkung über die Sorte Menschen zu machen, die man Politiker nennt. Der Gang meiner Gedanken, die mich dazu bewegen, die Politiker als eine geistig mindere Sorte Menschen zu betrachten, würde zu weit von der Erzählung abschweifen. Solche Gedanken sind nicht neu, wie man gleich sehen wird. Aber das Ergebnis, das ich gleich – vorsichtshalber in einer bedingten Formulierung – aussprechen werde, mag sich selbst zum Nachdenken sehr wohl empfehlen. Ist der Ausspruch Napoleons «Die Politik ist unser Schicksal» richtig – und in einem von Hitler heimgesuchten Europa ist der Satz niederschmetternd richtig –, ist ferner die Behauptung Victor Hugos, ein Politiker sei nichts als eine Art *médiocrité supérieure*, richtig – und als ein Zeitgenosse Chamberlains muss ich bloss auf das Wort *supérieure* verzichten, um Victor Hugo recht zu geben –: so müssten die wirklich schöpferischen und hervorragenden Geister aller Völker der Welt sich zusammentun, um den mediokren Buben in allen Ländern die Politik aus den Händen zu schlagen. Das wird leider nicht geschehen.

Denn die wirklich schöpferischen Geister glauben, Wichtigeres zu tun zu haben als in die Politik dreinzureden. Sie hätten ja auch Wichtigeres zu tun, wenn die Politiker was von Politik verstünden. Das kommt aber sehr selten vor. Ein Beispiel: Georges Clemenceau war unter den Politikern gewiss schon eine säkulare Erscheinung. Verglichen mit Chamberlain, war er schon bei lebendigem Leib eine Bildsäule. Anatole France war ein Romancier. Nicht viel jünger als Clemenceau, sass er im Jahre 1919 in seiner Studierstube über seinen griechischen und lateinischen Skripten, oder er schrieb eine Seite seiner bezaubernden Prosa. Nachdem Clemenceau das alte Österreich zerstückelt und verteilt hatte und noch glaubte, damit ein französisches Bollwerk des Friedens im Zentrum Europas errichtet zu haben, sah der Dichter Anatole France sofort ein, was das politische Genie Clemenceau da angerichtet hatte. Der alte Weise sagte zu seinem Sekretär: «Die Zerstückelung Österreichs bedeutet die Balkanisierung Europas.» Wie treffend er geurteilt hat, begreifen heute sogar Politiker. Aber was hat Anatole France dazu getan, um Europa, ja um nur *seinem* Land die Augen zu öffnen auf den dummen Streich eines Genies von einem Politiker? Nichts. Er hat eine treffende Bemerkung gemacht und ging hin an seinen Schreibtisch und schrieb fort an seinen Romanen. War das richtig? Nein. Erstens schreiben neuerdings alle Dichter viel zu viele Bücher. Das ist ganz falsch. Mehr als zwei bis drei Meisterwerke hat noch kein Meister geschrieben. Homer hat nur zwei hinterlassen. Der grösste Romanschriftsteller aller Zeiten, Leo Tolstoi, hat auch nur drei Meisterwerke geschrieben. Die Dichter irren, wenn sie glauben, sie müssten ihre gesammelten Werke verfassen. Uns genügen ihre ausgewählten Werke. Im Grunde genügt *ein* Meisterwerk pro Meister vollkommen. Cervantes hat auch anderes geschrieben, gewiss, aber uns genügt sein *Don Quichote*, und die Nebensachen machen diesen Meister nicht um ein Haar bedeutender. Die Dichter brauchen auch mehr Geld, als ein Meisterwerk ihnen bringen kann? Sicher brauchen sie es. Aber sie könnten das Geld leichter in der Politik als in der Literatur verdienen. Und somit sind wir beim zweiten Punkt angekommen. Anstatt ihre zahlreichen schwächeren Bücher zu schreiben, sollten die wirklich bedeutenden und weisen Männer dafür sorgen, dass die Leser ihrer wenigen guten Werke nicht ermordet werden: Sind seine Leser erschlagen, ist Anatole France dreissig Jahre nach sei-

nem Tod so tot wie Sascha Guitry und Jean Giono mit seinen Tarzanromanen (aus denen taube Ohren schon heute Debussy-Töne heraushören!) – so springlebendig wie Hitler in seinem *Kampf*. Gewiss, es liegt nicht nur an den Künstlern, dass sie so wenig Einfluss ausüben auf die Materie, die unser Schicksal bedeutet: auf die Politik. Die Politiker, geschäftig wie sie nun einmal von Kindesbeinen an sind, haben die begabten Menschen von der Politik mit dem Argument abgehalten, die Künstler wären Träumer, Phantasten, ein närrisches Völkchen, ohne jeglichen Sinn für die realen Gewalten der Politik, die nur die Sorte von Realisten zu meisternverstünden, die schon in den Schulen Komitees gründeten, Listen schrieben, Münzen absammelten und die Kameradschaftskasse verwalteten. Nun, ein närrisches Völkchen sind ja die Künstler gewiss. Aber nur das kleinere Kaliber pflegt so geartet zu sein. Die Bedeutenderen – und nur von solchen sei hier die Rede –, mochten ihre Stirnen noch so hoch in die Wolken ragen: mit *einem* Blick auf dieses Jammertal, das die Politiker Realität nennen, mit *einem* Herabblick auf das Getue und Getriebe der *médiocrité supérieure* haben sie mehr von dem realen Leben einer Gemeinschaft eingefangen, als Platz hätte in einer ganzen Biographie eines Politikers. Henrik Ibsen war kein Kenner der politischen Verhältnisse Zentraleuropas, er hat mindestens, soweit ich unterrichtet bin, keinen Anspruch auf eine Kennerschaft in dieser Sphäre erhoben. Aber der Magus des Nordens – warum Magus? weil er von Beruf Apotheker gewesen? – war einmal, Jahre vor 1914, in Wien. Bei einem Bankett erkundigte er sich bei einem Tischnachbarn, einem österreichischen Minister, nach den innenpolitischen Verhältnissen der Monarchie. Der Minister informierte ihn auf gut österreichisch also: «Schaun S', Herr Ibsen, es ist sehr schwer, bei uns eine richtige Politik zu machen. Wir haben in der Monarchie elf verschiedene Nationen. Die würden ganz gut miteinander auskommen. Aber alle diese Nationen haben auf einmal ihre nationalen Politiker und Rädelsführer bekommen, und die hetzten die Nationen gegeneinander auf. Darum geht es von Jahr zu Jahr schlechter bei uns. Und es muss immer schlechter gehen, weil man ja diese nationalen Führer nicht aufhängen kann.» – «Warum kann man sie nicht aufhängen?» meinte Henrik Ibsen ernst, «das ist ein Vorurteil ...» Mit einigem Entsetzen muss der Minister einer humanen altösterreichischen Regierung einen so hochmoralischen Dichter wie Henrik Ibsen so zynisch haben reden hören. Aber dieselbe humane

Regierung hat dann im Krieg allein in Galizien elftausend Galgen errichtet und ebenso viele Ukrainer aufgehängt, russophile Ukrainer. So hiess damals in Österreich die Fünfte Kolonne. Denn diese Bezeichnung, erfunden im spanischen Bürgerkrieg, ist ja nur ein neuer Name für eine sehr alte Kriegspest. Der Krieg erzeugt nicht nur Cholera und Typhus, er bringt auch verschiedene Krankheiten des Geistes mit sich, und eine von diesen Kriegspsychosen heisst in unseren Tagen eben die Fünfte Kolonne.

Was das Rezept des nordischen Apothekers betrifft, möchte ich glauben, dass es nicht geschadet hätte, auch wenn es nicht genützt haben würde. Denn unter den vielen Millionen Toten des Weltkriegs 1914-1918 gab es sicher keinen, der zum Ausbruch des Krieges soviel beigetragen hätte wie die nationalen Rädelsführer Zentraleuropas. Und just von diesen sind die meisten am Leben geblieben. Kann ein Schwachkopf von einem Politiker realer denken als ein Anatole France, humaner urteilen als ein Henrik Ibsen?

«Leider wird es wahrscheinlich nie gelingen, deine Henrik Ibsen und Anatole France vor den Karren der Staatspolitik zu spannen», meinte mein Freund, dem ich diese Gedanken klarzumachen versuchte. «So richtig das sein mag, was du mir da erzählst, praktischen Nutzen finde ich darin nicht. Es sei denn, es wäre schon ein Gewinn einzusehen, dass unser Schicksal von geistig minderwertigen Individuen arrangiert wird.»

«Mit dieser Einsicht werden wir auch nicht sehr weit kommen. Victor Hugo hat das, wie ich eben erwähnte, ganz klargesehen. Und er hat eine mächtige Stimme gehabt! ‚Ein lärmender Mann‘, sagte ein grosser Russe über ihn. Aber selbst Victor Hugo hat offenbar nicht Lärm genug gemacht, obwohl er zu den wenigen Dichtern gehört, die zwar einen gesunden Abscheu vor den Politikern hatten – wie es sich gehört –, aber keine kranke Scheu vor der Politik.»

Wie man sieht, waren wir sehr weit von unserem Thema abgekommen, mein Freund Herbert und ich: von Franz Steiner zu Victor Hugo! Wir kamen auch nicht mehr auf Steiner zurück. Es sollte das unser letztes Gespräch sein im Stade Buffalo. Vielleicht unser letztes überhaupt. Denn am Abend dieses Tages wurden wir getrennt, und ich habe ihn seitdem nie wiedergesehen, meinen Freund Herbert. Marseille ist uns die Zentrale der

Gehetzten geworden, viele Freunde hat der Zufall hier wieder zusammengetrieben, aber diesen Freund hab' ich nicht wiedergesehen.

VIII

Die Trennung kam plötzlich. Mein Freund, der sehr gute Nerven hatte und zu jenen Beneidenswerten gehörte, die ein starker schwarzer Kaffee zum Schlummern anregt, war mitten im Gespräch sanft an meiner Seite entschlafen – mein Vortrag mag die Wirkung des Schlafmittels ein wenig unterstützt haben –, ich liess ihn ausruhen und ging zu meiner Lagerstatt hinüber, und ruhte gleichfalls ein wenig auf meinem Stroh. Indem ertönte ein Trompetensignal und gleich darauf der uns wohlbekannte Schrei des Sergeanten, durch ein Megaphon verstärkt: «Les chefs de groupe!» –

Es war noch nicht die Zeit zum Abendappell, und so wussten wir gleich, dass etwas Wichtiges im Gang sei. Von allen Seiten sah man die Gruppenchefs über den Rasen des Fussballplatzes zum Sergeanten rennen. Unser Dolfi, als subalterne Natur von Geburt, führte mit klarem Bauchvorsprung, wurde aber im Finish von einem der deutschen Chefs, der als exakter Deutscher scharf auf der kürzesten Linie lief, mit zwei bis drei Glatzenlängen geschlagen. Von der Feme sahen wir gleich, dass die Order an die Gruppenchefs eine wichtige sei, denn sie war kurz. Und eilends liefen die Chefs zu ihren Gruppen zurück, ausgenommen die Wichtigtuer unter den Chefs, die langsamen Schritts zurückkamen, als laste das Gewicht der Order zu schwer auf ihren Schultern. Unser Dolfi kam als letzter von den Chefs zu seiner Gruppe, aber diesmal lief niemand entgegen, um ihm die Neuigkeit vom Munde abzuschmeicheln. Wir wussten sie bereits von den Nachbargruppen. In zwanzig Minuten Appell mit Gepäck! Appell hatten wir oft. Nur zu oft. Das Zauberwort «Mit Gepäck!» elektrisierte das Lager. Mit Gepäck, das bedeutete Abmarsch! Endlich waren wir soweit! Man brachte uns fort! Man hatte uns nicht vergessen! Zuversicht, Freude erfasste das Lager.

Nach zwanzig Minuten traten wir in Gruppen an. Eine Stunde standen wir in Gruppen; dann sassen wir auf dem Rasen, in Gruppen; dann lagen wir auf dem Rasen, in Gruppen. Dann zerschmolz in der heissen Sonne die Disziplin, und es vermischten sich die Gruppen in zivilistischem Durcheinander. Wieder einmal falscher Alarm? Man besprach sich mit Freunden. Ich suchte meinen Freund Herbert, fand ihn aber nicht, weil ja

die Gruppen auseinandergefallen waren. Selbst unser Dolfi ward ein Hirt ohne Herde, ein König ohne Polizei. Endlich – der Abend warf bereits kühle Schatten auf den Rasenplatz –, endlich rückte eine militärische Kommission heran: ein Offizier, Sergeanten, Soldaten, die einen Tisch und Stühle herbeitrugen. Es war kein falscher Alarm. In einem Nu gebar das Chaos die Gruppen wieder, und die Amtshandlung begann. Es ging aber nicht nach Gruppen. Planlos, wie es uns schien, wurden Namen aufgerufen, aus den Gruppen neue Gruppen formiert. Eine Zeit sah es so aus, als würden nur die jüngeren, die militärpflichtigen Jahrgänge herausgeholt und neu gruppiert. Dann kamen aber wieder einige dran, die weit über das Militäralter hinaus waren, und wieder konnten alle eine Weile hoffen, dass wir alle wegstücken. Dass die Aufgerufenen wegstücken, war uns alten Stammgästen der französischen Konzentrationslager gleich klargeworden. Denn die neuformierten Gruppen wurden auf der Stelle von Soldaten in strenge Bewachung genommen, und das bedeutete: letztes Wachgeleit. Man kam weg, das war gewiss. Und je tiefer die Sonne sank, um so schneller wurde aufgerufen, und durch das Gedränge hindurch sah ich ihn einen Augenblick, wie er mit seinem gediegenen, aber viel zu schweren Koffer das Soldatenspalier überschritt, das die Aufgerufenen von den noch nicht Aufgerufenen trennte. Ich hätte ihm einen Gruss des Abschieds nachrufen können. Aber durfte ich nicht hoffen, sehr bald zu den Aufgerufenen zu gehören?

Dann hatte ich ein unverhofftes Wiedersehen, das mir unvergleichlich bleiben wird. Die Sonne war bereits in das Häusermeer gesunken, dem Rasen entströmte eine wohltuende Kühlung, im frischen Abendschatten glättete die milde Luft die grimassierenden Gesichter der Wartenden – da kam aus dem Gedränge einer zu mir heran und grüßte mich mit vertrauter und doch nicht gleich wiedererkannter Stimme: «Servus, Pietrkowski! Ich hab' dich gleich erkannt!»

Ich erkannte ihn bloss an dem Scherz, den er mit meinem Namen zu treiben pflegte, indem er ihn aus dem Ukrainischen ins Polnische übersetzte.

«Du hast dich gar nicht verändert», sagte er.

«Nein», sagte ich, «auch meinen Namen nicht. Ich heisse noch immer Petrykowsky, nicht Pietrkowski.»

Wir umarmten uns und wir lachten: so pflegten unsere politischen Debatten zu beginnen, beim k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 15. Wir waren Kriegskameraden vom Weltkrieg Nr. 1. Er war polnischpatriotisch gesinnt, und meine Sympathien gehörten schon damals mehr den Ukrainern.

«Noch immer Petrykowskyj? Noch immer für Taras Schewtschenko und seine Lieder?» Er verlängerte das alte Spiel und rezitierte den grossen ukrainischen Dichter:

«Oj kwity moji, kwity, Naschtscho ja was budu-
waw? Oj dity moji, dity, Naschtscho ja was hodu-
waw?...»

Er zitierte falsch, und seine Aussprache war nicht gut. Aber während er im Schülerton deklamierte und die Worte aus seinem Gedächtnis mühsam herausklaubte, erstarb seine Fröhlichkeit und sein Gesicht verwelkte. Vor mir stand ein älterer Mann.

«Du hast Kinder?» fragte ich, sagte ich; denn die zitierte Strophe, in roher Übersetzung, würde ungefähr lauten:

O Blumen, meine Blumen, Wozu hab' ich euch ge-
hegt? O Kinder, meine Kinder, Wozu hab' ich euch
gepflegt?...

«Drei Kinder», sagte mein alter Kriegskamerad. «Eine Tochter und zwei Söhne.»

«Wo sind sie?» fragte ich.

«Beim Teufel ...», sagte er auf ukrainisch. «Bei Hitler», sagte er auf deutsch. «Sie sind in Biala mit meiner Frau. Und du? Bist verheiratet?»

«Ja», sagte ich. «Meine Frau und mein Sohn waren vor dem Ausbruch des Krieges in Litauen, dann auf dem Wege nach USA über Russland. Seit acht Monaten habe ich keine Nachricht.»

«Da haben wir ungefähr das gleiche. Wie immer. Erinnerst du dich noch, wie wir uns letztes Mal getroffen haben?»

«Gewiss.» Ich erinnerte mich. «Bei Podhajce im August 1914.»

«Schöne Prügel haben wir da von den Russen bekommen, bei Podhajce», sagte er. «Dich haben sie dort gefangen, glaube ich?»

«Ja», sagte ich. «Und du bist verwundet worden. Ich hab' gesehen, wie sie dich weggetragen haben, unsere Sanitäter, geführt vom Einjährigen Freiwilligen Korporal Mediziner Drettler.»

«Wo wird er jetzt sein, der Arme? In Lublin, fürchte ich ...»

«Ich hab' ihn einmal getroffen, vor ein paar Jahren. Er war es, der mir erzählt hat, dass du Rechtsanwalt geworden bist und in Biala wohnst.»

«Dass du in Wien gelebt hast, wusste ich in den letzten Jahren. Meine Frau hat deine Bücher gelesen. Ich bin ja nie ein Schöngest gewesen, wie du weisst –»

Indem trat Dolfi herzu und fragte ganz streng: «Ist der Herr in unserer Gruppe?»

«Wer ist dieser Handelsmann?» erkundigte sich mein Kriegskamerad bei mir.

«Das ist unser Gruppenchef», stellte ich vor, «Herr Dolfi Blau, Herr Oberleutnant Doktor Roatyner.»

«Ich hab' auch einen Gruppenchef», sagte mein Regimentskamerad, der nur einen kurzen Augenblick erstaunt darüber war, dass ich seinen alten Militärrang hervorkehrte, «aber mein Gruppenchef ist kein Handelsmann. Und auch kein Trottel», setzte er langsam hinzu, jung wieder und hochmütig, wie er einst gewesen war, als Oberleutnant.

Dolfi, das muss ich ihm lassen, schätzte den eben ihm vorgestellten Charakter sofort richtig ein, und er verflüchtigte sich viel plötzlicher noch, als er aufgetaucht war.

«Der wagt es, in diesem Ton mit dir zu reden, ein Dolfi?» wunderte sich Roatyner.

«Seitdem ich Emigrant geworden bin», gestand ich, «wagen sie es alle. Sie riechen den Bankrotteur, die Handelsleute ...»

«Seit wann bist du hier?»

«Hier, im Lager? Seit dem zweiundzwanzigsten Mai. Und du?»

«Seit dem zweiundzwanzigsten Mai.»

«Und wir haben uns die ganze Zeit nicht gefunden.»

«Es ist ja ein Irrenhaus hier. Es ist ja schlimmer als in Gefangenschaft.»

«Warst du schon einmal in einem Konzentrationslager?» fragte ich.

«Ja», sagte er, «du nicht?»

«Das ist das dritte», sagte ich.

«Mein Gott!» sagte er. «Lass dich nicht herunterkriegen. Man muss überleben.»

«Man muss, gewiss. Kann man aber?»

«Roatynèr! Bronislaw Roatynèr! Monsieur Roatynèr», schrien in französisch und deutsch die Unteroffiziere, die Gruppenchefs.

«Oui», schrie mein Freund und schulterte seinen Rucksack.

«Servus! Wir sehen uns ja bald.»

Und nachdem er den Kordon passiert hatte, rief er, als ahnte er plötzlich, dass wir auch heute uns verlieren sollten, diesmal in ukrainischer Sprache: «Wenn nicht, dann im nächsten Weltkrieg.» –

Ein paar Monate später, in Marseille – hier, wo ich jetzt schreibe, sind solche Begegnungen wie die eben geschilderte keine Sensation mehr für mich. Hier begegne ich Menschen, Männern zumeist, aus den verschiedensten Jahrzehnten meines Lebens, aus den verschiedensten Landstrichen Europas. Es ist ein Jagdrevier geworden, das alte Europa. Eine Treibjagd kolossal deutschen Stils spielt sich da ab. Es ist schon das zweite grosse europäische Treibjagen, und die älteren Jahrgänge der gehetzten Kreatur, finden sie sich wo in einem der wenigen Durchschlupfe zusammen, beschnuppern sich auf der Flucht und tauschen Erinnerungen aus ... Ich hab' hier, in Marseille, Erinnerungen ausgetauscht mit Spielgenossen meiner Kindheit; mit Schulkameraden aus dem Gymnasium; mit Kollegen von den Universitäten Lemberg und Wien; mit Kriegskameraden 1914-1918 von der Ostfront, von der Südfront, vom Gefangenenlager von Schkotowo in Sibirien; mit einem Kabarett Tänzer aus Nagyvárad im Kriegsungarn; mit einem Wunderrabbi von Skole in den Karpathen; mit einem Hopfenhändler aus Saaz, dem ich aber letztesmal im Jahre 1918 in Akkerman am Schwarzen Meer begegnet war; mit einem Gymnasialprofessor aus Tarnopol; und mit einem indischen Journalisten, den ich in Berlin kannte.

«Das nennt man auf deutsch: zu Paaren treiben!» sagte neulich einer. «Ganze Klassen, ganze Völker, ganze Länder, ganze Rassen treiben sie zu Paaren, die Deutschen. Die Völkerwanderung war ein Picknick dagegen – da konnten sie noch wandern, ohne Pass und ohne Visum.»

Ich weiss nicht mehr, welcher von den Gejagten diese Bemerkung gemacht hat. Alles geht mir jetzt durcheinander. Ich verwechsele die Ge-

sichter, die Namen, die Länder, die Jahrzehnte. Gestern, auf der Canebière oder auf einem der vielen Konsulate von Marseille, begrüßte mich einer, der mir aus so ferner Erinnerung aufzutauchen schien, dass ich in ihm einen Ingenieur Srb zu erkennen meinte, mit dem ich 1913 in Sarajewo oft beisammen war. «Mais non, Monsieur», sagte er. «Wir haben in Paris Tür an Tür im Hôtel de la Poste gewohnt, vor ein paar Monaten noch ...»

Mein Kopf ist ein europäischer Kopf: ein Chaos. Meine Hände sind europäische Hände: die Ohnmacht. Meine Beine sind europäische Beine: die Flucht. Mein Herz ist ein europäisches Herz: ein aufgeschreckter Taubenschlag. Die Begegnungen mit den Gehetzten aus vergangenen Zeiten und Ländern, die auch bereits vergangen sind – auch Länder vergehen –, waren keineswegs danach, die Hoffnung und den Mut zu stärken. Sie zeigten ja erst recht, wie allumfassend die Netze der Menschenjäger gespannt waren, wie töricht die Hoffnung, wie vermessen der Mut, hier noch ausbrechen zu wollen. Ja, vermessen! Millionen waren gescheucht und getrieben: warum sollte es just mir noch gelingen, die Sonne zu sehen? Ist es nicht würdiger, mit Sehenden zu verzweifeln, als mit Blinden zu hoffen?

Mutlos und ohne Hoffnung blieb ich auch nach dem Abgang meines alten Kriegskameraden im Stade Buffalo zurück, mit sechshundert anderen Internierten, die nicht mitdurften bei diesem ersten Abtransport nach dem Süden Frankreichs. Diesmal hatte die Kommission bis zum Anbruch der Nacht durchgearbeitet und nicht etwa wegen ihres Diners vorzeitig Schluss gemacht. Die zurückgebliebenen waren, blieben planmässig zurück. Aber das war kein Trost für uns. Meine Freunde waren alle weggekommen. Ich war einer von den sechs Hinterbliebenen meiner Gruppe, der siebente war unser Dolgi. Die Wachsoldaten trieben uns gleich vom Rasen weg, denn es war finster geworden, und im Dunkeln hätte vielleicht ein Bock sich unter die Schafe mischen können: ein Hinterbliebener zu den Abmarschbereiten überlaufen können.

Es gab aber sehr viele unter uns, die nicht erst von den Wachsoldaten angetrieben werden mussten: die hatten es selbst sehr eilig. Sie beeilten sich, sie liefen, sie rannten jetzt zu den Schlafstellen, um im Kampf um das Stroh von den vielen herrenlos gewordenen Streubetten nicht zu kurz zu kommen. Ich weiss nicht, ob es schon wo beschrieben wurde, wie Menschen, die zum Galgen geführt werden, noch auf dem Karren, der sie

zur Hinrichtung führt, um die bequemeren Sitzplätze in dem Karren miteinander raufen. Ich nehme an, dass Dichter wie Knut Hamsun sich so etwas nicht haben entgehen lassen, und neidlos überlasse ich solche Tiefblicke in die menschliche Seele diesen Tiefsehern. Seitdem ich dank Hitler, Goebbels und Julius Streicher die Bekanntschaft mit der deutschen Seele gemacht habe, bin ich geneigt, dem Phänomen Seele überhaupt in weitem Bogen auszuweichen. Ich möchte lieber auf dem Gebiete des menschlichen Geistes schülerhaft im Dunkeln tappen, als Meister sein und Hellseher in der menschlichen Seele. –

IX

Dolfi Blau hat wahrscheinlich auch eine Seele. Und doch hat er an dem Kampf um das herrenlose Streustroh nicht teilgenommen. Er hatte andere Sorgen. Und er kam zu mir, um sie mit mir zu teilen. Obschon ich verbotenermassen im Schatten der Nacht mich verborgen hielt – ich konnte alle Unbill der Konzentrationslager leichter ertragen als die dichten Staubwolken, die bei einem Kampf um das Schmutzstroh immer aufgetrieben wurden –, obschon ich also gegen die Lagerdisziplin sündigte und er mich im Dunkel *in flagranti* ertappte, tadelte er mich diesmal keineswegs. Im Gegenteil, er setzte sich zu mir und seufzte ...

«Nehmen Sie es nicht zu schwer, Herr Blau», versuchte ich ihm Trost zuzusprechen, «wir werden auch noch wegkommen.»

Er schwieg, als wollte er sagen: leeres Gerede. Nach einer Weile begann er, mit gebrochener Stimme: «Von unserer Gruppe sind sechs übriggeblieben. Das ist keine Gruppe mehr.»

«Nein», sagte ich, «das kann man beim besten Willen keine Gruppe mehr nennen.»

«Sie, Herr Doktor, haben wenigstens den guten Willen. Die anderen haben überhaupt keinen Gruppengeist mehr. Sie sagen ganz offen: ‚Wir sind keine Gruppe mehr‘. Verstehen Sie das?»

«Machen Sie sich nichts draus, Herr Blau», sagte ich. «Noch ist nicht aller Tage Abend geworden. Morgen werden neue Gruppen entstehen.»

«Gewiss», griff jetzt Dolfi lebhaft zu. «Das ist es ja, was ich mit Ihnen besprechen wollte.»

«Bitte, Herr Blau», sagte ich, «Sie können über mich verfügen.» «Sie bleiben also bei mir, Herr Doktor, nicht wahr?» «Selbstverständlich, Herr Blau», sagte ich, «ich bleibe bei Ihnen.» «So ist's recht», sagte er und nahm gleich herzlichen Abschied von mir. «Mit Ihnen sind es schon dreiundzwanzig, die zu mir halten.»

«Wieso??» staunte ich, «wir sind ja nur sechs Übriggebliebene?»

«Ja», sagte Dolfi, «ich habe meine Zeit genützt. Von der ersten Gruppe sind zwölf zurückgeblieben und der Gruppenchef ist weg.»

Das macht achtzehn. Fünf alte Herren von der dreissigsten Gruppe sind zu mir übergelaufen, das macht dreiundzwanzig. Die neuen Gruppen werden sicher kleiner sein als die alten. Mit dreiundzwanzig hab' ich eine Gruppe sicher. Wenn Sie noch irgendwelche Freunde haben – ich nehme alle Ihre Freunde gern in meine Gruppe auf. Jetzt können wir ruhig schlafen gehen.»

«Wenn Sie es erlauben, Herr Blau, so möchte ich noch ein bisschen hier draussen bleiben. Ich vertrage Staub so schlecht.»

«Ich werde Sie rufen. Wenn wieder Ordnung ist.»

«Danke, Herr Blau.»

Dolfi ist ein guter Hirt, dachte ich. Ich bin ein Lämmlein, und so will er mich hüten. Vielleicht ist er gar nicht so ein Lump, wie Steiner glaubte. Was ist mit Steiner? Ist er weggekommen? Oder ist er hier unter den Zurückgebliebenen? Dolfi wird es wissen. Dolfi weiss alles. Er wird bald kommen und ich werde ihn fragen, was mit Steiner geschehen ist. Er kam aber nicht mehr, mein Hirt Dolfi. Noch lange sass ich draussen. Die Nacht war mild und blau und im Schein der Sterne dröhnten die Bomber. Dann kam ein Wachsoldat vorbei, sah mich so einsam ohne Disziplin sitzen, und er trieb mich hinein in den Schlafraum. Drinnen war es heiss und stickig. Alle lagerten auf ihren Schlafstellen, und auch der Staub hatte sich bereits auf die Schlafenden schlafen gelegt. Im Schein des Mondes fand ich meine Lagerstätte. Ich entkleidete mich, streckte mich aus und sprang gleich wieder auf die Beine. – Es war ein neues weiches, hochgebettes Strohlager, ich war sicher, mein Bett verfehlt zu haben. Ich tastete das Kopfende ab und erkannte tastend meinen Koffer und die übrigen Habseligkeiten: jemand hatte mir ein königliches Bett aufgerichtet. So hoch und weich war ich noch nie im Dreck gebettet gelegen. Wer kann das nur gewesen sein? Dolfi! Der gute Hirt! Alle meine Freunde waren fort. Ich war allein geblieben. Dolfi muss das gefühlt haben. Gott segne ihn. Der Himmel erhalte die subalternen Geister. Gott und Menschen ungefährlicher sind sie, als die grossen Seelen. Mögen sie mir gefällig sein. Entzückt von diesem ungewöhnlichen Vorkommnis in einem Konzentrationslager, schlief ich – diesmal allem Geschnarche zum Trotz – auf dem hohen Lager ruhig und tief ein. Nicht einmal der Fliegeralarm dieser Nacht vermochte meinen Schlaf aufzuschrecken.

Ich habe vergessen, zu erwähnen, dass wir nur in den ersten Tagen auf den Tribünen des Stade Buffalo schlafen durften. Später schliefen wir in den Rumpelkammern unter den Tribünen, wo zertrümmerte Überreste sportlicher Geräte, zerbrochene Bänke, beinlose Stühle, verfaulte Bretter umherlagen, dekorativ umhangen von zittrigen Schleiern antiker Spinnweben, die sich zwischen den Schrägen der Überdachung in sackdickem Vorhänge auf uns herunterwarfen. Nur diejenigen, die keinen Platz mehr unter den Rumpelkammern gefunden hatten, durften auf den Tribünen liegenbleiben, aber nach dem Abtransport von zweitausend Internierten wurde das sofort verboten. Jetzt lagen alle beisammen. Jede Schlafstelle etwa achtzig Zentimeter breit, wie es sich in einem richtigen Konzentrationslager gehört.

Ich war seit Tagen bereits ein Bewohner der Rumpelkammer, denn ich war in einer Gruppe von älteren Leuten, die es vorzogen, in den stickigen Rumpelkammern zu liegen, und unser Dolfi passte gut auf, ob alle Schächchen im Pferch noch beisammen lagen. Unter diesen Umständen war es nicht unwichtig, seine Bettnachbarn sich selbst auszuwählen, aus verschiedenen Gründen, die man sich leicht vorstellen kann. Dass meine Bettnachbarn zum ersten Transport aufgerufen wurden, hatte ich gehört, und nach dem Bericht Dolfis konnte ich mir ausrechnen, dass die ganze Bettreihe neu belegt sein würde. Meinen Bettnachbarn zur Linken hatte ich bereits in der Nacht da ich mich entkleidete, an seinem mir aus dem Lager von Montargis wohl vertrauten, äusserst tonreichen Schnarchen erkannt. Es war ein Wiener Jurist, ein freundlicher älterer Herr, der es verstand, die allgemeine Beliebtheit, die er sich bei Tag erfreuen durfte, aber in der Nacht infolge seines lästigen Musizierens verlustig wurde, täglich neu zu erwerben. Er war nicht mehr auf seinem Lager, als ich des Morgens die Augen öffnete, und auch mein unbekannter Nachbar zur Rechten war fort. Es war offenbar schon die Kaffeestunde, als ich erwachte, denn der Schlafraum war beinahe menschenleer. Nur noch ein paar Langschläfer wälzten sich im Stroh, unentschlossen wie ich, ob es sich lohnte, aufzustehen wegen des Napfs voll schwärzlicher Flüssigkeit, die an Kaffee nur dünn erinnerte, wenn sie zuweilen noch heiss war. Ich entschied an diesem Morgen, ein wenig davon noch zu erobern, und sah mich gleich nach meiner Trinkschale um. Ich entschnürte meinen Rucksack – wir waren ja

gestern mit Gepäck angetreten –, ich suchte in meinem Handkoffer, das Geschirr war weg. Das kam vor, besonders bei allgemeinem Aufbruch, Essgeschirr und Trinkschalen wurden gern gestohlen. Das war ärgerlich, aber nichts weiter, damals waren solche Verluste noch leicht zu ersetzen. Es war mir auch eine kleine Genugtuung, bei solchen Anlässen einzusehen, dass auch Diebe in die Emigration mitgekommen waren; warum sollten Diebe keine Furcht haben vor Raubmördern?

Ich zog meine Decke übers Gesicht, um mir den Anblick der aufgewühlten Strohlager, der auf Schnüren herumhängenden farbengrässlichen Unterwäsche, der Spinnewebe zu ersparen, und beschloss, in der wohlthuenden Einsamkeit eines vorgetäuschten Schlafes eine Zeit noch liegen zu bleiben. Nach kurzer Zeit aber hörte ich es rascheln im Stroh zu meiner rechten Seite, und eine mir wohlbekannte Stimme fragte:

«Schlafen Sie, Herr Petrykowsky?»

«Nein», sagte ich und blickte unter der Decke hinauf. «Sie, Herr Steiner?!»

«Guten Morgen», sagte er. «Ja, ich bin auch unter den Dagebliebenen.»

«Gut, dass Sie hier sind», sagte ich. «Alle meine Freunde sind fort.»

«Wir werden auch wegkommen, Herr Doktor. Jetzt bin sogar ich optimistisch. Ich hab' mir erlaubt, Ihren Kaffee gleich mitzunehmen. Er ist noch ganz heiss.»

«Das ist sehr lieb von Ihnen, Herr Steiner. Aber mein Trinkgefäss ist mir abhanden gekommen.»

«Das ist ja Ihr Trinkgeschirr, Herr Doktor. Ich habe mir erlaubt, es gleich mitzunehmen, es war nur aussen am Rucksack angebunden. Sie haben doch nichts dagegen?»

«Waren Sie denn schon einmal hier diesen Morgen? Ich habe nichts gehört.»

«Ich habe hier mein Bett, seit gestern Abend. Ich bin zu Ihrem Dolfi übergelaufen. Sie werden sehen, wie zahm der noch wird.»

«So waren Sie es, der mein Bett so wunderbar hergerichtet hat?»

Ich weiss gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Steiner.»

«Aber Herr Petrykowsky! Ich hab' mir schon gedacht, dass Sie in dem Kampf um das übrige Stroh nicht dabeisein werden, und es ist gar nicht

so unwichtig, wenigstens eine Nacht gut zu schlafen, wie Sie glauben. Wer weiss, wie wir im neuen Lager gebettet sein werden», sagte Steiner, indessen er meinen Kaffee zuckerte, umrührte und ans Bett brachte. Ich war sehr gerührt von soviel unverdienter Freundlichkeit. Ich schämte mich auch ein wenig vor mir selber, dass ich unserem Dolfi die Sorge um die Verbesserung meiner Lagerstatt zutrauen konnte. An Steiner war solche Freundlichkeit nicht so erstaunlich, wenn ich mich auch wohl verwundern durfte, warum gerade er sie über meine Person in solcher Fülle ausschüttete.

«Dolfi hat schon eine neue Gruppe», sagte er, als erriete er die Richtung meiner Gedanken. «Ich hab' ihm dabei geholfen. Ich hab' ihn auch gestern zu Ihnen geschickt.»

Nun war mir die Verwandlung Dolfis erklärlich: ein Feldweibel ward ein guter Hirt: aus Angst. Aus Angst und subalternem Ehrgeiz.

«Ich hab' ihm eingeredet, dass die Bildung einer neuen Gruppe – mit ihm als Chef! – hauptsächlich von Ihnen abhängt, Herr Doktor», erklärte mir Steiner.

«Das hat er Ihnen geglaubt?»

«Warum nicht? Wenn Sie Geduld und Laune hätten, sich um diesen ganzen Gruppendreck zu kümmern, wäre meine fromme Lüge nicht einmal so eine Lüge.»

«Sie sind ein sehr geschickter Drahtzieher, Herr Steiner», sagte ich in aller Heiterkeit zu Steiner, und er hörte das nicht ungerne. «Aber warum machen Sie nicht selber sich zum Gruppenchef, ganz einfach gesagt?»

«Ich, ein Gruppenchef?» lachte Steiner. «Können Sie sich so was vorstellen?»

«Warum nicht? Meine Stimme ist Ihnen sicher.»

«Bin ich ein Geschäftsmann?» fragte er nunmehr im Ernst.

«Wieso Geschäftsmann?» fragte ich. «Sind denn alle Gruppenchefs Geschäftsleute?»

«Haben Sie das noch nicht bemerkt? Denken Sie ein bisschen nach.»

Ich dachte nach. Ich liess die rührigen Figuren, die sich in Colombes, in Montargis und hier im Stade Buffalo als Gruppenchefs betätigten, in meinem nicht mehr so verlässlichen, aber immerhin noch funktionierenden Gedächtnis Revue passieren, und ich musste Steiner recht geben. Gewiss, es gab hin und wieder einen, der aus purer Menschenfreundlichkeit

und Hilfsbereitschaft sich zu der kleinlichen Würde eines Gruppenchefs hergegeben hatte, aber das war die Ausnahme und oft war sie nicht vorgekommen.

«Warum staunen Sie so, Herr Petrykowsky? Es ist Krieg. Und im Krieg sind die Menschen in den Händen des Geschäftsmannes und des Soldaten. Sie können sich unter ‚Geschäftsmann‘ meinetwegen einen Industriekapitän oder einen Bankmagnaten vorstellen und unter ‚Soldat‘ einen General oder Feldmarschall. Es ist immer dasselbe. Und ein Konzentrationslager, mag es auch nur die Latrine der Kriegswelt darstellen – ganz ausserhalb dieser Welt liegt es auch nicht.»

«Sie meinen, das hängt mit dem Krieg zusammen?» Er sagte mir nichts Neues; er simplifizierte bloss sehr. Aber ich wollte ihn reden lassen, da er offenbar an diesem Morgen dazu aufgelegt zu sein schien. Wenn er viel redet, wird schon seine wahre Gesinnung durchbrechen, dachte ich.

«Ich weiss nicht, wie es im Frieden war. Ich bin zwischen zwei Kriegen aufgewachsen. War das eine Friedenszeit, die Zeit zwischen 1919 und 1939? Es war, im Gegenteil, eine pazifistische Zeit, die mit dem Pazifismus Geschäfte gemacht hat und eben infolge dieses Pazifismus in den Krieg hineingestolpert ist. War Chamberlain ein Friedenspolitiker? Er war ein Geschäftsmann. Was war seine Moral? Das Geschäft! Oder wollen Sie mir einreden, dass ein wirklicher Politiker des Friedens es zuwege gebracht hätte, ein Volk wie die Tschechen den Schlächtern auszuliefern? Oder wollen Sie sagen, dass er so dumm ist, nicht zu wissen, was er getan hat?»

«Das eine schliesst das andere nicht aus, Herr Steiner. Er kann sowohl ein Geschäftsmann als ein Dummkopf sein. Ich glaube, dass er ein dummer Geschäftsmann ist. Aber einreden will ich Ihnen nichts. Ich möchte Ihre Meinung hören: Wie ist es mit der anderen Seite? Sind die *auch* Geschäftsleute?»

«Sie meinen die Nazis? Sie, Herr Petrykowsky, sagen immerzu: die Raubmörder! Raub und Mord – sind das nicht am Ende bloss renovierte Geschäftsmethoden? Die sind sogar *auch* Pazifisten gewesen, solange man sie rauben und morden liess und ihnen echte Lords ins Haus geschickt hat, die den Raubmord international legitimiert haben. Oder war es nicht so?»

«Und doch hat man den Raubmördern schliesslich den Krieg erklärt.»

«Jaa», sagte Steiner nachdenklich, als zögerte er zuzugeben, dass der Krieg erklärt worden sei. «Man hat Krieg erklärt. Das war erstaunlich genug. Am meisten überrascht werden *die* gewesen sein, die ihn erklärt haben. Wenn Sie, Herr Petrykowsky, Geduld mit mir haben, werde ich versuchen, auf Wienerisch zu erklären, wie ich diese Kriegserklärung verstehe.»

«Bitte, Herr Steiner. Warum sollten wir keine Geduld haben? Haben wir dringende Geschäfte hier?»

«Wir haben in Wien immer so viele Ehrenbeleidigungsprozesse gehabt, unter Kleinbürgern meistens, die ja eine besonders empfindliche Ehre haben. Ein grosser Teil dieser Ehrenbeleidigungen hat sich rundherum um den gemeinsamen Abort abgespielt. Sie kennen die alten Zinskaserne in Wien? Nicht wahr? In der Reinprechtsdorfer Strasse, in Fünfhaus, haben einmal in einer Zinskaserne zwei Kleinbürgerinnen sich wegen ihres Aborts gerauft. Dann haben sie beide Ehrenbeleidigungsklagen gegeneinander eingebracht. Eine von ihnen, eine Weissnäherin, hat sich vor dem Richter in sehr gebildeter Sprache verteidigt, so in bildlichen Vergleichen, in Sprichwörtern, in Redensarten. Auf den Vorhalt des Richters, dass sie ihre Gegnerin ja auch beschimpft und gekratzt habe, erwiderte sie: ‚Freilich, Herr Hofrat: ein getretener Wurm haut auch zurück.‘ Dieser Prozess hat sich im Jahre 1934 abgespielt. Mein Bruder, der als junger Bursch sehr radikal gesinnt war und bei vielen politischen Raufereien dabeigewesen ist, hat sich vor demselben Richter an demselben Vormittag wegen irgendeiner Schlägerei zu verteidigen gehabt, und er hatte grosse Freude an dem Sprüchlein der gebildeten Weissnäherin. Wie wir dann beide, fünf Jahre später, in Paris in der Zeitung die Kriegserklärung Englands und Frankreichs gelesen haben, hat sich mein Bruder an die Geschichte erinnert und gesagt: ‚Die getretenen Würmer hauen zurück.‘ Bis jetzt hat der Verlauf des Krieges gezeigt, dass mein Bruder recht gehabt hat.»

Das Gesicht Steiners hatte sich verdüstert. Ich verstand zunächst den Grund der Veränderung nicht, da die Geschichte von der Weissnäherin mich erheiterte, vermutete aber nun, dass er schon zu dem heiteren Beginn der Erzählung, in seinen Gedanken, beim Bruder gewesen war. Ich schwieg eine Zeit mit ihm und dachte an seinen Bruder. Es waren zwei sehr verschiedene Brüder, fiel es mir jetzt wieder auf, da der Jüngere schweigend vor mir sass, so nah wie ein Strohbett in einem französischen

Konzentrationslager. Der Verstorbene hatte dunkles Haar und braune Augen, der Jüngere war blond und blauäugig. Jener war breitschultrig und voller Kraft in der breiten Brust, dieser war einen halben Kopf grösser, schmal in den Schultern, und die auffallende Energie seiner Bewegungen schien weniger angeboren zu sein als von einem Willen forciert. Der auffälligste Unterschied aber war in den Augen: die braunen Gustavs standen weit voneinander ab und ruhig unter der Stirne – die blauen des Jüngeren machten sich klein und drängten zur Nasenwurzel, die zu flach sass, um die Unruhe der kleinen Augen in Ruhe zu scheiden.

«War Ihr Bruder viel älter als Sie?» fragte ich. Soweit seine Augen ruhig blicken konnten, taten sie es jetzt.

«Mein Bruder? Er war fünf Jahre jünger als ich. Aber seit seinem zwanzigsten Lebensjahre hat man immer ihn für den Älteren gehalten.»

«Sogar jetzt, da ich es weiss, fällt es mir schwer, an ihn als den Jüngeren zu denken. Dabei – es fällt mir eben auf – hat man keine andere Begründung für diesen Irrtum als die eigene Gedankenlosigkeit. Denn von der reifen Männlichkeit der Gestalt abgesehen, war er sonst in allem geradezu das Beispiel des jüngeren Bruders.»

«Sehr richtig», sagte Steiner. «Er ist wie ein Bub gewesen. Immer. Sogar seine politische Radikalität hat noch die Hitze der sehr jungen Jahre gehabt. Man kann sich vorstellen, wie der sich in der Fremdenlegion gefühlt hat ...», schloss er in ungehemmter Verzweiflung wie schon einmal, da von Gustav und der Fremdenlegion die Rede war.

«Sie müssen daran denken, dass die Fremdenlegion, so schrecklich sie sein mag, nicht mehr das ist, was sie in Friedenszeiten war. Es sind doch leider sehr viele von uns hingeschickt worden. Von Montargis allein, erinnere ich mich, haben sich ein Rechtsanwalt, ein Maler, ein Arzt, zwei Journalisten zur Fremdenlegion gemeldet. Ihr Bruder war – es soll das kein Trost sein – nicht allein unter den Verbrechern, aus denen sich die Fremdenlegion früher zusammengesetzt hat. Und da Sie Ihre Erzählung mit der lustigen Geschichte von der Weissnäherin begonnen haben, lassen Sie mich mit einer heiteren fortsetzen. Sie wissen, was der PEN-Club ist?»

«Ja, doch. Die internationale Vereinigung der Dichter und Schriftsteller, nicht wahr?»

«Ja, so was ist es. Ist Ihnen der Name des Schriftstellers S. Morgenroth bekannt?»

«Nein», sagte Steiner. «Sie dürfen meine Bildung nicht überschätzen, Herr Doktor.»

«S. Morgenroth ist ein guter und origineller und demzufolge nicht sehr berühmter Schriftsteller. Ein guter Freund von mir. Zu Beginn des Krieges sind wir beide ins Konzentrationslager geraten. Nach zweieinhalb Monaten sind wir beide auf Intervention des Präsidenten der französischen Abteilung des PEN-Clubs befreit worden. Wir waren beide nie Mitglieder des PEN-Clubs gewesen. Nach Paris zurückgekehrt, trafen wir uns und überlegten zusammen, ob wir nicht aus Dankbarkeit nunmehr dem PEN-Club als Mitglieder beitreten sollten. Wir beschlossen, es zu tun. Aus Dankbarkeit sowohl als auch aus Vorsicht: man kann nie wissen
→»

«Das war richtig», sagte Steiner sichtlich zufrieden, dass ich einmal etwas richtig gemacht habe.

«Wir verfassten also die nötigen Eingaben und sind nach einer Zeit aufgenommen worden. Als wir uns wieder trafen, meinte mein Freund Morgenroth: ‚Es gibt wenigstens zwei Institutionen in Frankreich, die infolge des Kriegs ihr geistiges und moralisches Niveau bedeutend verbessert haben: den PEN-Club und die Fremdenlegion.‘»

Steiner lachte. Es war aber ein kurzes, kränkliches Lachen, das sich sogleich in Nachdenklichkeit auflöste.

«Wo ist er jetzt, der Morgenroth?»

«Hier im Lager.»

«Ja, sehen Sie: Wenn es auf Witze ankäme – Witze machen sie sehr gute, die Emigranten. Sogar hier im Stade Buffalo machen sie noch sehr gute Witze. Verstehen Sie das?»

«Ich versuche es zu verstehen. Wo viel Menschenfleisch zusammengeworfen wird, da bleibt auch der Humor in seiner reinigenden Funktion. Haben Sie eine Ahnung, in welcher Situation Soldaten im Krieg noch ihre Witze machen?»

«Soldaten sind junge Menschen. Und in einem gewissen Sinne noch freie Menschen.»

«Glauben Sie, dass wir in einem Kriegsgefangenenlager in Sibirien keine Witze gemacht haben?»

«Das ist merkwürdig genug», sagte Steiner. «Aber ich wollte Sie eigentlich was anderes fragen. Dass man Witze macht, kann ich schon begreifen. Was ich nicht verstehe, ist, dass die Emigranten gar nicht so gescheit sind wie die Witze, die sie machen. Wenn sie nämlich so gescheit wären wie ihre Witze, könnten sie ja gar nicht in das Elend geraten, das sie in ihren Witzten *immer* richtig voraussagen. Ist es so oder ist es nicht so?»

«Sie geben mir sehr harte Nüsse zu knacken auf, Herr Steiner. Ich will es versuchen, mit Ihrer Hilfe den Kern der einen Nuss blosszulegen. Es ist auch mir schon aufgefallen, dass die Emigranten bei Weitem nicht so klug sind wie ihre Witze. Sonst könnte ich Ihnen keine Antwort auf Ihre Frage geben. Mein Denkvermögen ist sehr gering geworden in der letzten Zeit. Aber wir können eine Anstrengung machen, beide, vielleicht kommen wir zu einem Ergebnis. Kennen Sie viele Schriftsteller, Herr Steiner?»

«Journalisten habe ich viele gekannt, aber so richtig bedeutende Schriftsteller kenne ich wenige. Sehr wenige. Eigentlich keinen einzigen.»

«Ich kenne sehr viele, Herr Steiner. Aber in meinem Leben bin ich noch keinem begegnet, der so bedeutend, auch nur annähernd so bedeutend gewesen wäre wie seine Bücher.»

«Ist das immer so?»

«Das sage ich nicht. Ich teile Ihnen bloss mit, dass ich diese Erfahrung gemacht habe. Und ich spreche hier von Schriftstellern, die bedeutende Bücher geschrieben haben. Von Machwerken und deren Verfassern ist hier nicht die Rede.»

«Wie erklären Sie sich das? Wie kann das sein, dass ein Buch bedeutender ist als der Verfasser?»

«Haben Sie nicht schon bemerkt, dass es Kinder gibt, die viel gesünder, viel grösser, viel hübscher, viel begabter sind als ihre Eltern?»

«Gewiss, ja, doch. Das kommt vor.»

«Wie – wenn überhaupt erklärlich –, wie ist das zu erklären? Es steckt in den Kindern vieles, was die Eltern ihnen bloss übermitteln, ohne dass es den Eltern eigen gewesen wäre. Es kann eine Eigenschaft dem Kinde übermittelt werden, die auf irgendeinen Urgrossvater zurückführt. Sie wissen, wie selten zum Beispiel die Farbenblindheit sich vererbt. Wahrscheinlich geht das so mit vielen unserer Eigenschaften, die man nicht

oder noch nicht so kontrollieren kann wie die Farbenblindheit. Nun, diese Geheimnisse sind noch schwerer zu ergründen als die Relation zwischen Buch und Autor. Warum aber nehmen wir das schöne Kind unschöner Eltern einfach hin, erstaunen aber gross über den unbedeutenden Autor eines bedeutenden Buches? Weil das schöne Kind unschöner Eltern einen unschönen Vater und eine unschöne Mutter hat. Die sehen wir beide, nehmen – gedankenlos – an, dass die Mischung eine so gute war, und unser Geist beruhigt sich, wie das meistens der Fall ist, auf der Oberfläche eines Phänomens. Bei einem Buch aber sehen wir nur den Vater, den Autor. Und das ist falsch. Falsch schon rein literarisch. Denn auch ein Buch hat eine Mutter: die Literatur. Jedes Buch stammt von Büchern ab. Und es hat auch nicht nur die zwei sichtbaren Eltern, sondern eine ganze Reihe von Ahnen und Urahnen wie jedes lebendige Gebilde. Der Autor eines noch so berühmten Buches ist kein Demiurg, der sich eine Welt in freiem Schalten und Walten seiner geistigen Kräfte erschafft. Er ist eine Zelle in einem lebendigen Organismus. Eine denkende und eine formende Zelle. Und vieles muss hinzukommen, damit diese Zelle im grossen Stil denkt und formt. Ein ganzes Volk, eine ganze Gesellschaft, eine ganze Epoche muss in geeignete Umstände kommen, wenn ein Musterstück der Literatur das Licht der Welt erblicken soll. Darum geschieht das so selten. Der sichtbare Vater dieses Musterstücks muss kein Übermensch sein. Er ist es auch nicht. Und so wie selbst der Autor eines solchen Musterstückes kein Übermensch sein muss, so muss unser Autor eines bedeutenden Buches noch lange kein bedeutender Mensch sein. Es genügt schon, dass er ein bedeutender Schriftsteller ist. Das ist er aber in diesem von ihm geschriebenen Buch. In seiner privaten Existenz kann er so beschaffen sein, dass ihm, zum Beispiel, ein Walzer von Franz Léhar besser bekommt als der ganze *Fidelio*. Und in Deutschland kann er seine rechte Hand erheben und ‚Heil Hitler!‘ sagen.»

Steiner lächelte und schwieg eine Weile. Indem trat Cukiersky ein. Als er Steiner neben mir sitzen sah, wandte er sich ab, machte sich an seinem Bett zu schaffen und ging sofort wieder hinaus. Warum rede ich soviel mit diesem Steiner, fragte ich mich. Herbert war fort, allein werde ich mit diesem Burschen nicht fertig werden. Ich hatte für heute genug von Steiner und wollte aufstehen.

«Wenn es Ihnen nicht schon lästig ist, möchte ich Sie noch etwas fragen.»

«Bitte», sagte ich.

«Würden Sie, Herr Petrykowsky, einem Menschen die Hand geben, von dem Sie wüssten, dass er seine Hand zum ‚Heil Hitler‘-Gruss erhoben hat?»

«Wissentlich habe ich das nicht getan. Und ich hoffe, von mir sagen zu dürfen, dass ich es wissentlich nicht tun werde.»

«Unwissentlich aber haben Sie es getan. Das weiss ich sicher.» «Wie können Sie das so sicher wissen, Herr Steiner?»

«Sie haben ein paarmal schon mir die Hand gegeben. Und ich habe diese meine Hand oft zum ‚Heil Hitler‘-Gruss erhoben», sagte Steiner.

Sein Gesicht war jetzt hart; seine unruhigen Augen spähten im Raum umher, ob jemand nahe genug war, um seine Worte zu hören. War es ein Geständnis oder eine Provokation, fragte ich mich, und ich versuchte die Antwort in seinem Gesicht zu lesen. Auf seinen harten Zügen aber war nur die Finsternis des Fanatismus. Wir haben es nicht rechtzeitig gelernt, blonde und blauäugige Fanatiker zu verstehen. In der Literatur und auf den Bühnen sind die Fanatiker immer schwarz gewesen. Ihre Augen flackerten und ihre Leidenschaft loderte in dunkler Glut. Der Fanatismus unserer Zeit hat aber die Farben gewechselt. Hell ist er, blond und blauäugig. Und wie ein fettes Gespenst unheimlicher ist als ein theatralisch dürres, so ist ein heller Fanatiker bei Weitem unheimlicher als der theatralisch schwarze je wirken konnte. In den schwarz flackernden Augen des klassischen Fanatikers spiegelte sich in dem äussersten Falle der Wahnsinn. In den blauen Augen unseres zeitgenössischen Fanatikers spiegelt sich der Mord. Diesen Unterschied hatte ich längst begriffen, und in Wien habe ich den Nazi an dem Mordblick seiner Augen immer erkannt. Steiner aber war nicht von diesem Typ, und ich verstand es nicht, in seinen Augen zu lesen.

«Ist das ein Geständnis, Herr Steiner?» fragte ich ihn, der eine Frage zu erwarten schien, denn er sass unbeweglich da, starrte mich an und wartete.

«Was denn sonst könnte es sein?» fragte er.

«Es könnte auch was anderes sein, etwas völlig anderes. Zum Beispiel →, ich zögerte; ich überlegte, ob es einen Sinn hatte, das Gespräch fortzusetzen.

«Zum Beispiel?» drängte er, und sein Gesicht verzerrte eine kränkliche Grimasse, wie man sie an einem Menschen bemerken kann, der in einem Konzert einer musikalischen Phrase nachhorcht, die er nicht verstanden hat, und dabei die nächste überhört, die eben auch schon verklingt und die Verwirrung nicht bereinigt.

«Zum Beispiel eine Provokation», sagte ich, erhob mich schnell von meinem Lager und begann mit der provisorischen Ankleidung, die im Stade Buffalo üblich war, wo man die Morgentoilette draussen an den vorhandenen Wasch Vorrichtungen zu vervollständigen pflegte. Noch hatte ich meine Rasier- und Waschutensilien nicht ausgepackt, als einige Gruppenchefs, von einem Unteroffizier geleitet, um die Autorität zu verstärken, in den Schlafraum eindrangen und verkündeten: «Betten ordnen! Auskehren! Und schnell hinaus! Eine Inspektion kommt! Der General Hering! Der Stadtkommandant von Paris!»

X

In jedem von den fünf Konzentrationslagern, die ich in Frankreich erduldet habe, gab es unter den Internierten eine ansehnliche Zahl ausgedienter Soldaten und Offiziere des Weltkriegs 1914-1918, die einer hohen Inspektion mit serener Gelassenheit entgegensahen. Uns alten Soldaten machte es sogar in diesem Elend noch ein wenig Spass, immer wieder einen nach allen militärischen Regeln exerzierten Beweis zu bekommen, dass die Berufssoldaten der ganzen Welt eine Klasse der Menschheit darstellen, die eine Spezies für sich ist. Es ist ganz falsch, die Menschen nach Geschlecht in Männer und Weiber einzuteilen, denn die Menschheit setzt sich im Grunde zusammen aus Weibern, Zivilisten und Soldaten. So war es wenigstens bis zu diesem zweiten Weltkrieg. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass nach diesem Krieg auch die Weiber gründlich durchmilitarisiert sein werden, dass man also wird sagen müssen, das Menschengeschlecht setze sich zusammen aus Zivil und Militär.

Ich habe österreichische, ungarische, deutsche, zaristisch-russische, weiss-russische Generäle gesehen, dann Generäle der tschechischen Legionen, der polnischen Legionen, Generäle der aufständischen Westukraine, rumänische Generäle und schliesslich in Frankreich auch französische Generäle von der Nähe gesehen – zu unterscheiden sind sie bloss durch das, was sie gemeinsam eben zu Generälen macht: durch die Distinktion und die Uniform. Sonst ist es alles gleich. General = General. Aus diesem Grunde, hauptsächlich aus diesem Grunde, sind wir ja auch in Frankreich in die Konzentrationslager geraten. Es gab dafür viele Erklärungen und viele Theorien. Ich verwerfe sie alle. Die Polizei hat uns misstraut? Die französischen Freunde Hitlers wollten uns im Lager sehen? Die Zeitungen haben gehetzt? Hitlers Spione und Agenten haben die Emigration zu diskreditieren getrachtet? Die Xenophobie der Franzosen? Die Hysterie der Bevölkerung? Das alles waren Nebenursachen. Die Polizei wusste, dass nicht wir die Fünfte Kolonne waren, denn sie kannte die italienischen, dänischen, schweizerischen, spanischen, argentinischen und was es sonst noch an falschen und echten neutralen Pässen geben mochte, mit denen ausgerüstet die wirklich gefährlichen Agenten Hitlers in Frank-

reich frei herumgingen und hin und her reisen durften. Auch die übrigen Nebenursachen würden einer strikten Untersuchung nicht standhalten. Wer uns im Konzentrationslager haben wollte, das waren die Generäle. Nicht, weil sie so böse Menschen sind. Sondern einzig aus dem Grunde, weil sie Generäle sind. Ein richtiger General möchte in Kriegszeiten eigentlich die ganze Zivilbevölkerung im Konzentrationslager haben. In Kriegszeit ist für einen General der Mensch ein Kriegsmaterial. Er nennt es auch so. «Mein Menschenmaterial ist gut», sagt er. Eine moralische Entrüstung ist hier schwachsinnig. Nein, in unserer Zeit steht es niemandem zu, über einen General sich zu entrüsten, dem der Mensch im Krieg sein Menschenmaterial ist.

Material aber muss geordnet sein. Und geordnet sein heisst für einen General: konzentriert sein, gruppiert sein, in Flächen und Linien ausgeworfen übersichtlich sein. Dass die ganze Bevölkerung nicht so konzentriert werden kann, ist ja dem General sehr leid, aber er tut, was eben tunlich ist, er konzentriert wenigstens den Teil der Zivilisten, den er in seinem Machtbereich greifen kann: die Ausländer. Das war immer so. Nur trat diesmal etwas ganz Neues hinzu: sie steckten die Söhne der Ausländer zum Militär und die Väter ins Konzentrationslager. Und über diese völlig neue Praxis könnte man sogar mit einem General ein bisschen reden. Entweder sind wir die Fünfte Kolonne, so sind in diesem Falle unsere Söhne in Ihrer Armee, Herr General, ein Krebs in Ihren Nieren; oder wir sind die besten Feinde Ihres Feindes Hitler, also Ihre Freunde, und gehören nicht in ein Konzentrationslager. So könnte man zu einem französischen General reden, wenn man sicher wäre, dass dieser General mit sich selbst schon über die Frage einig geworden ist, ob er wirklich ein Feind Hitlers sei und nicht sein Freund ... Nun, so weit waren nur wenige französische Generäle gekommen, und just diese hatten, wie in allen anderen demokratischen Ländern, nicht viel mitzureden. Die an der Macht waren, sagten nach altem Generalsbrauch: Ausländer? Einsperren! –

Sie erwiesen uns aber militärische Ehren, indem sie uns in den Konzentrationslagern nicht von Zivilpolizei, sondern von Soldaten bewachen liessen. In Montargis haben sie sogar um unser Lager herum – eine seit Jahren ödestehende Möbelfabrik – Schützengräben auswerfen lassen. Es gab da einige ängstliche ältere Herren unter uns, die mit grosser Besorgnis

diese mit Girlanden von Stacheldraht geschmückten Schützengräben zu betrachten pflegten. Was hat das für einen Sinn?, fragten sie immer uns ausgediente Soldaten. Wir sprachen ihnen Trost zu: eine militärische Spielerei, um die Bewachung des Lagers zu erleichtern, sagten wir, eine Beschäftigung auch für uns, da wir sie ja doch hübsch sauber- und auf Kriegsdauer instandhalten müssten. Ein älterer Mann aber, der im Lager nur seinen fünfundsechzigsten Geburtstag abzuwarten hatte, um entlassen zu werden, hatte eine andere Auffassung. Es war ein kleiner Herr, der die platte Nase und den breiten Bart des Sokrates hatte und auch sonst an die vergnügt-boshaften Männchen erinnerte, die aus roter Tonerde gefertigt, die Blumengärten der Kleinbürger zieren. Da ihn nur noch zwei Wochen von seinem fünfundsechzigsten Geburtstag trennten, führte er in unserem Lager ein kindisch frohes Leben und spielte boshafte Greisenstreiche. «Diese Schützengräben sind keine Spielerei», sagte er, «die sind eine sehr ernste und wichtige Vorkehrung. Wenn Sie nämlich lange hierbleiben – und das werden Sie, denn dieser Krieg dauert zehn bis zwanzig Jahre –, so wird hier ganz sicher die Cholera ausbrechen. Wenn die Latrine hier so bleibt wie sie ist – und das wird sie, denn die Franzosen werden kein Geld ausgeben, um Ihnen hier WCs einzurichten –, so wird es nicht einmal so lange dauern, bis die Cholera ausbricht. Ich schätze, so um Weihnachten herum werden die ersten Fälle vorkommen. Natürlich wird man die Kranken nicht wegschaffen. Man wird sie hierlassen, um den Pestherd zu isolieren. So weit, so gut. Dann wird es einen Todesfall geben; dann noch einen; dann noch und noch und noch einen. Etwa nach dem zwanzigsten Todesfall wird hier unter euch eine Revolte entstehen: die noch Gesunden werden versuchen, aus dem Leichenlager – koste es, was es koste – auszubrechen. Dann, nun dann werden diese braven gutmütigen Soldaten, die euch jetzt das Essen kochen und gegen ein Trinkgeld Rasierseife besorgen – und manchmal auch ein Huhn und eine Flasche Wein –, dann werden diese Wachsoldaten Frontsoldaten: sie werden in diese Schützengräben steigen, um auf euch mit Maschinengewehren zu schießen. Es wird viele Erschossene und sehr wenige Ausgebrochene geben, hier. Verstehen Sie jetzt den Sinn dieser unschuldigen Schützengräben?»

Wir waren sehr froh, als das Gartenmännchen in voller Frische seiner Bosheit endlich den fünfundsechzigsten Geburtstag erlebte und damit sei-

ne Befreiung vom Lager erreicht hatte. Seine finstere Prophezeiung ging übrigens zum Teil in Erfüllung. Es gab in unserem Lager zu Weihnachten zwar keine Cholera, dafür aber schon Ende Oktober die Dysenterie! Die Krankheit erfasste zuerst die älteren Jahrgänge, verschonte aber in schneller Entwicklung auch die ihren Abmarsch zur Fremdenlegion erwartenden Jünglinge nicht. Als letzten überwältigte sie schliesslich auch meinen Freund Herbert. Die längste Zeit hatte er der Epidemie theoretisch und praktisch getrotzt; theoretisch, indem er als Arzt behauptete, dass nur sehr wenige wirklich erkrankt wären, die meisten aber bloss aus Hysterie sich an dem Tour- und Retour-Verkehr zwischen Schlafstelle und Latrine nachts beteiligten; praktisch, indem er als Besitzer eines eisernen Magens seine Fleischportionen von Mahlzeit zu Mahlzeit höhnisch steigerte, bis er es bei einem Dîner, an dem sich nur wenige bereits Genesene beteiligen konnten, auf elf Portionen gebracht hatte. Tags darauf stand er endlich als ein verschämter Nachzügler in der langen Schlange vor der Latrine.

In dieser epidemischen Zeit erhielten wir den Besuch eines veritablen Generals. Er kam aus Orléans und benahm sich auch danach: obschon ihn der Kommandant des Lagers vor unserer Dysenterie gewarnt hatte, kam er unerschrocken zu uns herein und schritt die Front ab, die wir in Reih und Glied vor unseren Betten gebildet hatten, als wären wir eine Ehrengarde. Er ging den schnellen und eleganten Schritt der französischen Generäle, blieb aber hie und da stehen, stellte Fragen, erhielt Antworten. Er musterte und inspizierte uns, als wären wir ein maroder Truppenkörper, der in Ehren zu Schaden gekommen war. Er versprach uns Strohsäcke für den Winter und Heizung und Mäntel, und ein donnerndes: «Vive la France!» dankte ihm und geleitete ihn zum Abgang. Damals liebten wir noch die französischen Generäle. Wohl wussten wir, dass sie es waren, die uns in die Konzentrationslager verschickten; aber waren es nicht diese französischen Generäle auch, von denen wir hofften, dass sie die deutschen Raubmörder niederschlagen und uns von Hitler befreien würden? Wir waren sehr stolz, als gleich nach der Abfahrt des Generals unser Oberleutnant zu uns kam und uns mitteilte, der General habe sich günstig über uns ausgesprochen: «Sehr gutes Material.» Nur der Börsenrat Fopper behauptete, der General der Infanterie hätte uns zu seiner «Garde-Dysen-

terie zu Fuss» ernannt, und das würde noch üble Folgen haben. Aber der Börsenrat Fopper war ein Zyniker, und wir sagten es ihm; denn an diesem Tage liessen wir uns seine Witze nicht gefallen.

Im Stade Buffalo erwarteten wir eine ähnliche Generalinspektion, und manche machten sich gar Hoffnungen. Es gab nämlich im Stade Buffalo eine Anzahl Internierter, die eine besondere Begünstigung mit Recht gewärtigen durften: es gab da zweihundertundsechzig ältere Männer, deren Söhne in der französischen Armee, viele sogar als Offiziere, dienten. Von diesen Heldenvätern war mit dem ersten Abtransport kein einziger mitgegangen. Dies wurde erst am Morgen allgemein bemerkt und mit begründetem Optimismus gedeutet: Was immer die Militärs für uns Zurückgebliebene ausgeheckt haben mochten, eine schlechtere Behandlung konnten sie für uns nicht beschlosssen haben, wenn diese Väter ausnahmslos mit uns hier zurückgeblieben waren. Alle waren dieser Meinung, selbst der Börsenrat Fopper, der als echter Zyniker logische Argumente gelten liess. Auch er hatte sich an diesem hoffnungsfrohen Morgen von der allgemeinen Stimmung zum Rasieren hinreissen lassen, und ich stellte mich an der Wasserrinne neben ihn hin, weil ich sicher war, dass Steiner hier nicht vordringen würde. Der Börsenrat liebte junge Leute nicht. Er liebte es vielmehr, diese seine Abneigung mit abstossender Offenheit auszudrücken. «Wollen Sie diskutieren oder wollen Sie sich belehren lassen?» pflegte er junge Leute zu fragen, wenn sie in der Unschuld der Jugend annahmen, der Börsenrat wäre – wie wir alle – ein gewöhnlicher Internierter, den man mir nichts, dir nichts anreden darf, wie es in den Lagern üblich war.

«Waren Sie noch in Montargis, wie die Schuhe angekommen sind und die Strohsäcke, die uns der General geschickt hat?» fragte mich der Börsenrat.

«Ja», sagte ich. «Die Strohsäcke kamen gerade an dem Tage, da ich vom Lager befreit wurde.»

«Wissen Sie, wer die Schuhe gespendet hat?»

«Die Militärverwaltung, nehme ich an.»

«Erraten», sagte der Börsenrat. «Die Schuhe waren vom Baron Rothschild.»

«Und die Strohsäcke?»

«Von der Baronin Rothschild», sagte der Börsenrat. «Und was, glauben Sie, wird heut der General hier machen?»

«Was glauben Sie, Herr Rat?»

«Es ist ein neues Gesetz herausgekommen», sagte der Börsenrat, der eben mit dem Einseifen fertig geworden war. Er hob jetzt das seifenschäumende Kinn hoch, streckte den Hals vor, und das Rasiermesser ansetzend, machte er eine Kunstpause und verkündete mit lauter Stimme: «Alle, die in irgendeinem Lager Schuhe oder eine Decke bekommen haben, müssen jetzt für Kriegsdauer in die Fremdenlegion. Dieses Gesetz wird der General heute hier vorlesen. Die Rothschilds aber, weil sie uns Schuhe und Decken und Strohsäcke gespendet haben, kommen alle ins Konzentrationslager. Das steht auch in dem neuen Gesetz.» Und mit gesenkter Stimme, wie in einer alten Komödie ein Schauspieler abseits spricht: «Sie werden sehen, in einer halben Stunde glauben das alle, die sich damals haben Schuhe schenken lassen.»

«Warum sagen Sie das, Herr Rat?» fragte ich, denn ich kannte ihn und ich wusste, dass er ein guter Mann war und ein grosser Wohltäter obendrein.

«Weil das in ein paar Wochen alles wahr sein wird. Und wenn ich Rothschild wäre, wissen Sie, was ich täte?»

«Nein», sagte ich. «Sehr viele jüdische Anekdoten beginnen mit dieser Frage, und die Möglichkeiten sind da unerschöpflich.»

«Wenn ich Rothschild wäre, ich wäre jetzt schon in New York oder mindestens in London. Ich hoffe, dass die französischen Rothschilds gescheiter sind als unsere waren.»

«Was veranlasst Sie, so etwas zu hoffen?» wollte ich wissen.

«Hab' ich gesagt: ich hoffe? Es war falsch. Ich wollte sagen: ich glaube.»

«Warum glauben Sie es?»

«Weil das *so* ist, Herr Petrykowsky: Unsere Rothschilds, die Wiener meine ich, die haben sich an die österreichische Aristokratie so assimiliert, dass sie genauso geworden sind wie unsere Aristokraten. Und wie waren unsere Aristokraten? Sehr fein, sehr nett, sehr liebenswürdig, sehr natürlich und sehr teppert. So waren zum Schluss auch unsere Rothschilds.»

«Und die französischen?»

«Die französischen Rothschilds, hätten sie sich an ihre Aristokratie so assimiliert wie die Wiener an die österreichische, so wären sie heute so wie die französische Aristokratie: hochmütig, borniert, ehrgeizig, geld-

süchtig, geizig, snobistisch und unpatriotisch. Sie haben sich aber durchaus nicht in dem Masse assimiliert wie unsere; die sind den Traditionen ihrer Familie treu geblieben, und so sind sie heute noch gut französisch, gut jüdisch, wohlthätig, liebenswürdig und gar nicht snobistisch. Darum glaube und hoffe ich, dass sie nicht in die Hände der Nazis fallen werden wie unsere Rothschilds.»

«Glauben Sie noch immer, dass diese Gefahr besteht?»

Der Börsenrat setzte für einen Moment mit dem Rasieren aus, wandte mir ein halb eingeseiftes, ein halb glattausrasiertes Gesicht zu, das einen blessierten Eindruck machte, und als teile er mir ein Geheimnis mit, sagte er: «Es wird sehr bald schon genug sein, in die Hände der Franzosen zu fallen. Generäle, die verloren haben, brauchen Sündenböcke.»

Indem trat Dolfi Blau hinzu, mit wichtiger Miene, als habe er soeben eine wichtige Botschaft direkt vom Kriegsschauplatz empfangen, und flüsterte mir mit verstellter Stimme – mit der Stimme eines Gruppenchefs, der aber auch privat reden kann – zu: «Machen Sie schnell. Der General ist schon da. Und der Minister Georges Mandel ist auch dabei. Aber sagen Sie es nur unserer Gruppe. Wo ist Steiner? Helfen Sie mir, Herr Doktor, in unserer Gruppe sind jetzt lauter Individualisten und gar keine Disziplin. Wir werden ja sofort antreten müssen.»

Diesmal irrte sich unser Dolfi. Wir mussten gar nicht antreten. Es ist anzunehmen, dass M. Georges Mandel es war, der den General verhindert hat, mit sechshundert elenden Flüchtlingen militärische Grotesken aufzuführen. Beide, der Minister und der General, standen plötzlich in einer Ecke des Rasenplatzes. Kein Signal hatte ihren Eintritt avisiert. Keine Warnung war ergangen. Keine Ermahnung zur Disziplin, zur Ordnung, zur Reinlichkeit, kein Alarm wurde gegeben. Im Lager herrschte das übliche Getriebe. Man wusch Wäschestücke und hängte sie in die Sonne in Häufchen. Man strich Butterbrote, kaute Frühstück und sass in Haufen. Die meisten aber standen noch vor den Wasserrinnen, wuschen und kämten, rasierten und putzten sich – rein dem schönen Frühjahrmorgen zuliebe, der frisch und heiter über uns erglänzte, als gäbe es nicht Krieg, nicht Not, nicht Tod, als gäbe es keine Deutschen auf dieser Welt... Erst an der Stille, die so langsam und schier unauffällig in das Lager eingetreten war wie die hohen Besucher, bemerkte man den Minister und den Ge-

neral. Sie zeigten nicht das geringste Interesse für uns. Sie standen in einer Ecke und besprachen sich mit unserem Kommandanten, als wären sie drei Mitglieder einer Fussballkommission, die vor einem wichtigen Spiel den Zustand des Rasenplatzes ermitteln und auch das als Formalität, in Anbetracht des herrlichen Wetters, nur beiläufig erledigen.

Dolfi – als einziger Gruppenchef, der sich von dem hohen Besuch Kenntnis erschlichen hatte – sah aus wie ein Feldweibel, der die Welt nicht mehr versteht. Ein General war im Lager, und die Mannschaft trat nicht an! Denn für Dolfi, den Gruppenchef, waren wir Mannschaft. Er hatte seine Pflicht getan. Er hatte uns, seine Gruppe, zusammengetrieben, heimlich sozusagen, damit die übrigen Gruppenchefs nichts merkten. Nicht wie ein Feldweibel, nicht einmal wie ein Hirt: wie ein Schäferhund rannte er hin und her, hinter jedem einzelnen störrischen Schaf; und als er uns endlich alle – unauffällig, nicht in Reih und Glied, sondern als eingekreisten Haufen – beisammen hatte, war alles für die Katz' gewesen, wie er selber mit blassen Lippen nach dem rühmlosen Abgang der Hoheiten gleich feststellen musste.

«Wozu war er überhaupt da?» fragte Dolfi kleinmütig, er, der Gruppenchef, der mehr gewusst hatte als alle Gruppenchefs zusammen, uns, die wir überhaupt nie was wussten.

Mit dieser seiner Frage aber eröffnete Dolfi die Debatte, in deren Verlauf Steiner zum ersten Mal im Lager allgemeines Ärgernis erregt und seinen Ruf als Nazi eigentlich erst begründet hat. Wohl hatte mein Freund Herbert, da er mich zum ersten Mal vor Steiner gewarnt hatte, behauptet, «viele» hielten ihn für einen Nazi, aber näher betrachtet stand hier das Wort «viele» für ein paar Internierte, die ihm misstrauten; und auch diese wenigen hatten gewiss andere Sorgen, und sie begnügten sich wohl damit, gelegentlich, wenn die Rede von ihm war, einzuwerfen: «Steiner? Ein Nazi!» Diesmal aber gelang es Steiner, mehr Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als seine Person vertragen konnte. Wie öfter schon zeigte er sich auch in diesem Falle recht eigensinnig und schob die ganze Frage auf ein anderes Feld.

«Wozu war er überhaupt da?» hatte Dolfi gefragt und damit, als Feldweibel, natürlich den General Hering gemeint. Die anderen, Zivilisten

durchaus, interessierten sich aber für die bedeutendere Figur, für Georges Mandel.

«Wahrscheinlich, weil wir bald wegkommen sollen», sagte einer.

«Seit wann begleiten uns Minister zum Bahnhof?» höhnte ein anderer.

«Er ist gekommen, weil es den Verbrecher zum Tatort drängt», stellte ein älterer Mann fest.

«*Er* ist ja schuld daran, dass wir hier sind», kommentierte ihn schnell ein Freund.

«Georges Mandel hat mit unserer Internierung nichts zu tun. Es war der Oberst Mermeix, der uns einzeln verhaften hat lassen», sagte ein anderer, der sonst auch gut informiert war.

«Wer ist das, der Mermeix?»

«Der Chef des Deuxième Bureau ist er. Er glaubt, dass wir alle Nazis sind.»

«Das glaubt er nicht. Er macht es glauben.»

«Warum? Was hat er Interesse, uns zu diffamieren?»

«Weil *er* ein Nazi ist», sagte der gut Informierte.

«Aber Georges Mandel ist Innenminister. *Er* entscheidet, nicht der Herr Mermeix.»

«Darum ist er ja hergekommen. Er wird anordnen, dass man uns freilässt, Sie werden sehen.»

«Schon wieder einer, der Märchen erzählt.»

«Er ist gekommen, weil wir hierbleiben. Sonst wäre er gestern gekommen, wie noch alle da waren!»

«Er ist gekommen, weil er offenbar nichts Wichtigeres zu tun hat», sagte jetzt Steiner.

«Das ist wichtig genug, scheint mir.»

«Dass Sie das glauben, ist uns allen begreiflich», sagte Steiner. «Aber dass Georges Mandel das glaubt, ist ein Zeichen, dass Frankreich verloren ist.»

«Sie sind ja nicht gescheit!» schrie einer, der so weit von Steiner entfernt stand, dass er sich nur mit der Gewalt seiner Stimme vordrängen konnte, denn der Knäuel um Steiner war indessen schon recht dicht geworden.

«Was hat Mandel mit der Front zu schaffen? Er ist doch kein General», sagte ein Besonnener, der nah bei Steiner stand und scheinbar zur Sache sprechen wollte.

«Von Mandel hat man erwartet, dass er endlich Ordnung macht, dass er schnell fertig wird mit den Freunden Hitlers, die Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht haben», redete Steiner weiter. «Das Schicksal eines Weltreichs steht auf dem Spiel. Die Deutschen sind schon an der Mame. Und der starke Mann Frankreichs hat noch Zeit, sich um sechshundert lausige Emigranten zu kümmern? Ob er es gut oder schlecht mit uns meint, ist egal. Dass er es für wichtig hält herzukommen, beweist, dass auch er taub und blind ist. Sie verstehen?»

«Wer ist hier ein lausiger Emigrant?» schrie wieder der Stimmgewaltige. «Meinen Sie vielleicht mich?»

«Ich meine mich», sagte Steiner. «Ich meine uns alle. Wir kommen uns sehr wichtig vor, das ist sehr natürlich. Dass wir aber Georges Mandel auch wichtig zu sein scheinen, in diesem Moment noch wichtig, das ist ein Zeichen, dass selbst Mandel nicht weiss, wieviel es geschlagen hat, ein Zeichen, dass Frankreich verloren ist.»

«Ein Generalstäbler!» schrie einer jetzt.

«Ein General! Das Menschenmaterial ist ihm unwichtig!» «Lausige Emigranten sind wir diesem Rotzbub!»

«Ein Nazi!»

«Ich frage mich, ob Sie mich gemeint haben», wollte der Stimmgewaltige noch immer wissen. «Lasst mich nur vor. Ich suche hier schon lange einen Nazi –»

«Ein Nazi! Nur ein Nazi kann so denken. Was sind sechshundert Menschen? Ich kenne diese Mentalität: ‚Lebensraum für die Deutschen, für alle anderen Sterbensraum!‘ Nur ein Nazi kann so denken. Ein Nazi!!»

Der Rufer waren jetzt viele. Und es ging auf einmal ein Hagel von Schmähungen und Drohungen über Steiner nieder, der ruhig dastand und hochmütig lächelte. Indessen hatte der Stimmgewaltige sich freie Bahn gemacht, schon stand er vor Steiner: «Ich will nur wissen, ob ich ein lausiger Emigrant bin wie Sie», wiederholte er, sprach aber jetzt sehr leise, als wäre nun auch die Gewalt seiner Stimme zu den schlagfertigen Fäusten übergegangen.

«Nein», sagte Steiner, und das hochmütige Lächeln erstarrte zu einer Grimasse. «Sie nicht. Sie sind eine Ausnahme. Sie sind ein kostbares Gut. Der letzte Schatz, der uns in Europa noch geblieben ist. Sie zu retten –»

Indem trat – und das überraschte uns alle! – der Börsenrat Fopper dazwischen, fasste Steiner am Arm und führte ihn aus dem Gedränge hinaus. Die Volkswut ward ausgelöscht, in einem Nu; als wäre Kurzschluss eingetreten. Der Börsenrat Fopper Arm in Arm mit einem Nazi – diesem Bild konnte die Wut nicht standhalten. Das Bild gab der Phantasie zu denken. Was sie zu denken hatte, wusste sie noch nicht, die verblüffte Phantasie, aber die Verblüffung genügte, den Strom der Wut abzuschalten.

XI

Ich ging nun zu den Wasserrinnen zurück, um meine Toilettesachen einzusammeln. Mein Seifenbehälter war weg, dem Börsenrat fehlte sein Rasierspiegel.

«Mir hat Georges Mandel meinen Rasierspiegel gestiebitzt», sagte der Börsenrat und lachte vergnügt.

«Und mir der General Hering den Seifenbehälter», sagte ich.

«Dieser junge Mann – wie heisst er, kennen Sie ihn –?»

«Steiner heisst er.»

«– er ist der vernünftigste Mensch hier im Lager.»

«Was hat er Ihnen erzählt?»

«Nichts hat er mir erzählt. Aber was er von dem hohen Besuch hier sagte, ist grundgescheit. So ist es. Der Georges Mandel weiss offenbar auch nicht, wieviel es geschlagen hat. Das ist ein schlimmes Zeichen! Wie es der Lausbub da – wie heisst er noch? – so schön formuliert hat.»

«Steiner heisst er. Franz Steiner.»

«In Montargis, war da nicht auch ein Steiner mit uns?»

«Sein Bruder. Der hat sich zur Fremdenlegion gemeldet und hat dort Selbstmord begangen.»

«Eine gescheite Familie, diese Steiners. Hat er sich erschossen?»

«Er hat sich die Pulsadern geöffnet.»

«Das ist nicht so gescheit. Da kann man am Ende noch gerettet werden. Das würde ich nicht machen. Da muss man sehr genau schneiden. Das ist ein Selbstmord für Chirurgen.»

«Dem jungen Steiner ist es jedenfalls gelungen.»

«Den hat niemand für einen Nazi gehalten.»

«Den Älteren hat man heute endgültig zum Nazi ernannt.»

«Es würde mich nicht wundern, wenn der erst in Frankreich ein Nazi geworden ist. Was die Pariser Präfektur mit den Nazis getrieben hat, das war ja wie von Goebbels bestellt. Vielleicht war es auch so. Wenn ein Bonnet Aussenminister in Frankreich sein kann, ist alles möglich. Oft habe ich mich wundern müssen, dass es so wenig Nazis gibt in Europa. Ich war noch in der Tschechoslowakei, wie der Lord Runciman als Schiedsrichter hingekommen ist und gleich seinen Arm zum Hitlergruss

erhoben hat. Dass dieser Lord noch am Leben ist, werde ich den Tschechen nie verzeihen. Aber verstehen und entschuldigen könnte ich sie, wenn sie alle Nazis geworden wären. Sie glauben, dass die Franzosen jetzt Prügel bekommen, weil sie keine Stukas und keine Tanks haben? Es ist nicht so. Die Franzosen haben den Krieg in München verloren. Na, genug davon. Es hat keinen Sinn, daran zu denken und immer wieder davon zu reden. Wenn wir morgen noch hier sind, kommen Sie gegen acht Uhr heraus, Sie haben keine Seife und ich hab' keinen Rasierspiegel. Ich würde aber eine Wette riskieren, dass, der uns eben bestohlen hat, erst in Frankreich ein Dieb geworden ist.»

Beim Mittagessen, in meiner Gruppe, sah ich Steiner wieder. Er stand neben Dolfi, der das Essen verteilte – gleichsam als Vertrauensmann der Gruppe. Dolfi versuchte, sich zu gebärden, als wäre Steiner bloss sein Gehilfe bei der wichtigen Prozedur, die er, Kommandant des Esskessels, souverän beherrschte. Er erreichte aber damit gerade das Gegenteil. Als ich an der Reihe war, meine Portion zu bekommen, nahm Steiner dem Gruppenchef Dolfi den Schöpflöffel und mir meine Essschale aus der Hand und fischte ein besonders weiches Stück Fleisch für mich heraus. Dolfi machte einen gekränkten Eindruck, er versuchte mit Seitenblicken die Gruppe gegen Steiner auf zu wiegeln, es gelang ihm aber nicht. Steiner war ruhig und höflich und schien seinen Auftritt nach dem Besuch Georges Mandels bereits vergessen zu haben. Wenn er aber nur so tat, als hätte er ihn vergessen, so war das gewiss kein schlechtes Mittel, auch die anderen die Szene vergessen zu machen. Und das wäre ihm nach ein paar Tagen vermutlich gelungen. Die anderen aber dachten gewiss schon am Abend dieses Tages nicht mehr an Steiner. Denn am Nachmittag kam das erste grosse Bombardement von Paris.

Es war der dritte Juni. Die Deutschen bombardierten die Renault-Werke. Dass es die Renault-Werke waren, die so schwer bombardiert wurden, erfuhren wir erst folgenden Tags, es war aber der erste massive Luftangriff, und wir sahen darin ein Zeichen, dass die Offensive gegen Paris begonnen hatte. Die Wachmannschaft trieb uns in die Rumpelkammer hinein, und die aufgeregten Soldaten befahlen, uns niederzulegen, und verboten uns zu sprechen. Ihre Aufregung, ihre Angst war so gross, dass die Ängstlichkeiten unter uns noch kaltblütig erschienen, verglichen

mit den kopflos gewordenen Soldaten. Das gab Anlass zu Spott und Hohn. Man hat keine Angst vor zitternden, schlotternden Vorgesetzten. Warum war das aber so? Waren diese französischen Wachtposten grössere Angsthasen als wir? Viele von uns haben das offenbar geglaubt, sonst hätten sie die schlotternden Soldaten nicht verspottet. Es ist aber immer viel leichter, Menschen zu verhöhnen, als sie zu verstehen. Diese Soldaten hatten mehr Angst als wir, weil in ihren Herzen mehr Platz für Angst war als in unseren. Unsere Herzen waren seit Tagen von der Furcht vor der Gestapo erfüllt. Das Krachen, das Dröhnen, das Gepfiff und das Gestürz der Bomben, das Gebrüll der Abwehrkanonen erschütterte auch unsere Nerven. Aber die Angst, die platte Angst vor einem Bombenabwurf konnte uns nicht erfassen, denn wir lebten ohnehin in Panik. Es ist schon vorgekommen, dass eine epidemische Krankheit, die ein ganzes Gebiet erfasst, die Insassen eines Irrenhauses – und zwar nur die irrsinnigen Insassen, nicht aber das Pflegepersonal – verschont hat. Ich habe hier keine Gelegenheit, einen Fachgelehrten darüber zu befragen, aber ich muss über dieses seltene Phänomen wo gehört oder gelesen haben, und ich halte es für möglich, dass die Geisteskranken auch für Bakterien in einer anderen Realität leben als die Normalen. Solche Irrsinnige waren wir eben im Stadel Buffalo. Wir waren durch Panik von den Franzosen isoliert, und so konnte uns nicht einmal ihre Angst anstecken. Wir hatten unsere eigene Krankheit in uns. Es wird auch nicht wenige unter uns gegeben haben, die gewünscht hätten, es möchte eine Bombe das Lager treffen und unsere Situation mit einem Schlage bereinigen. Der Börsenrat zum Beispiel äusserte sich während des Bombardements in diesem Sinne, und er erregte damit Ärgernis nur bei den Soldaten, weil er gegen das Sprechverbot sündigte. Mir fiel es ein – während des Bombardements –, dass mein Freund Herbert ja vergessen hatte, mir das versprochene Gift zu hinterlassen. Wehe mir! Wo werde ich nun Gift hemeihen, wenn die Gestapo kommt?, dachte ich, und mit einer Deutlichkeit wie nie zuvor sah ich zum ersten Mal den grossen, tiefen Sinn des Selbstmordes: Er ist das letzte Tor der persönlichen Freiheit.

Steiner gehörte nicht zu denjenigen, die das Sprechverbot während des Bombardements verletzt haben. Er lag neben mir auf seinem Schlafplatz, lang ausgestreckt, den Kopf zwischen den gekreuzten Armen wie in einem Rahmen gefasst, die Augen offen, die Brauen geballt. Auf seinem

Gesicht war ein Lächeln des Besserwissers; als wüsste nur er allein, was dieser Luftangriff auf Paris zu bedeuten hätte und welche Massnahmen nun dagegen zu treffen wären. Als das Gekrach und Gestürz der Bomben aufhörte und, eine Stunde später, das Ende des Alarms signalisiert wurde, sprang Steiner nicht auf die Beine hoch wie wir alle – die froh waren, dass dieses anbefohlene und blöde Liegen und Schweigen vorbei war –, Steiner erhob sich nur halb, blieb auf seinem Strohbett sitzen und bat mich mit leiser Stimme, im Schlafraum zu bleiben. Während alles hinaus auf den Rasenplatz stürzte, als könnte man die Folgen des Bombardements gleich dort besichtigen, liess ich mich unwillig auf das Strohbett nieder und sass Steiner gegenüber, von dessen Gesicht das überlegene Lächeln nicht gewichen war.

«Mir ist jetzt eingefallen», begann er bald, da wir allein im Raum waren, «dass es für uns noch einen Sinn hat, sich zu retten.»

«Für uns beide oder für uns alle?» fragte ich nur, um den hochernsten Ton zu stören und das besserwissende Lächeln zu trüben; denn diese Geheim- und Wichtigtuerei ärgerte mich.

«Für uns alle? Ja, doch, für uns alle. Vielleicht. Ob es allen gelingen wird, ist eine technische Frage. Uns, uns beiden, muss es gelingen. Wollen Sie mittun?»

«Sie müssen mir erst verraten, was Sie tun wollen, Herr Steiner», sagte ich.

«Wenn man uns hier nicht wegbringt, ehe die Deutschen kommen, bin ich entschlossen, aus dem Lager auszubrechen. Wollen Sie mit mir gehen?»

«Langsam, Herr Steiner, wenn ich bitten darf. Ich bin nicht so schnell entschlossen wie Sie.»

«Das weiss ich schon, Herr Petrykowsky.»

«Warum glauben Sie wieder, dass man uns rechtzeitig wegschafft?»
«Ich zweifle nicht mehr an dem guten Willen des Herrn Mandel, wenn er es ja noch gestern für wichtig gehalten hat herzukommen. Aber die französische Armee wird keine Lastautos und keine Züge haben für uns, jetzt, wo die Deutschen schon auf Paris marschieren.»

«Warum glauben Sie erst jetzt dahinterzukommen, dass es für uns einen Sinn hat, sich zu retten?»

«Dass es für Sie einen Sinn hat, hab' ich ja, wenn Sie sich erinnern wollen, immer behauptet.»

«Und für Sie? Warum hat es erst eben jetzt einen Sinn bekommen?»

«Das kann ich Ihnen sagen. Aber bitte, nehmen Sie es ohne Widerspruch hin. Ich will glauben, dass ich recht habe, und ich bitte Sie, mir diesen Glauben zu lassen. Ja?»

«Bitte, das ist unter diesen Umständen vernünftig.»

«Ich glaube, dass es einen Sinn hat, sich zu retten, weil ich nicht mehr sicher bin, dass die Deutschen den Krieg gewinnen.»

«Sie glauben also nicht mehr, dass die Deutschen am fünfzehnten Juni in Paris einziehen werden, wie Goebbels prophezeit hat?»

«Im Gegenteil! Ich bin überzeugt davon, dass die Deutschen in Paris einziehen werden, und auf das Datum kapriziere ich mich nicht. Aber wenn die Deutschen nicht nach London gehen, ehe sie in Paris einziehen, werden sie den Krieg nicht gewinnen. Ich habe die Prophezeiung von Doktor Goebbels für eine Finte gehalten. Es scheint aber keine Finte zu sein. Die Deutschen haben sich mit der ganzen Kraft auf die Franzosen geworfen, und das ist falsch. Diese Weisheit stammt nicht von mir. Das hab' ich von meinem Freund, dem Hinkemann. Der versteht davon mehr als ein General.» Er sah mich prüfend an und setzte mit leiser Stimme hinzu: «Wollen Sie mit mir aus dem Lager ausbrechen oder nicht? Kommen Sie, ich zeig' Ihnen was.»

Ich erhob mich und wir gingen auf den Rasenplatz hinaus. Steiner führte mich zu einer Ecke der Tribüne, wo ein Einzelraum war, in dem man fallweise einen Internierten zu isolieren pflegte, wenn einer sich gegen die Disziplin vergangen hatte.

«Dahinten, da gibt es eine Stelle, wo ein paar Bretter gelockert sein werden, eigens für uns.»

«Wer wird diese Bretter lockern, Herr Steiner?»

«Das wird einer von den französischen Soldaten machen, der mich für einen Nazi hält, wie die Saujuden hier auch. Sie verstehen? Wollen Sie sich vor ihm für einen Nazi ausgeben, um da herauszukommen?»

«Um aus diesem Gefängnis herauszukommen, ehe die Deutschen in Paris sind, würde ich mich selbst für Hitler ausgeben, Herr Steiner.»

«Gut.»

«Warum liegt es Ihnen daran, gerade mich hinauszuretten?» wollte ich wissen.

Er schwieg eine Zeit, dann sagte er: «Ich habe einige Gründe dafür. Um sie Ihnen alle plausibel zu machen, müsste ich Ihnen viel von mir erzählen. Erstens bin ich hier jetzt ohne Freund. Der Hinkemann ist mit dem Transport weg. Das ist für mich ein schwerer Schlag. Mit ihm war ich auf Gedeih und Verderb verbunden. Sie verstehen? Zweitens, ich hab' gar kein Geld mehr. Den dritten Grund kann ich nur mit Ihrer Erlaubnis erwähnen ...»

«Bitte. Ich habe Sie ja gefragt, es bedarf also keiner besonderen Erlaubnis.»

«Vielleicht doch», meinte er nachdenklich. «Also, ich bin der Ansicht, dass es genügt, wenn in einer Familie, wo es zwei Brüder gibt, nur einer an Hitler zugrunde geht. Sie verstehen?»

«Sie wissen von meinem Bruder?»

«Sie haben die Todesnachricht im Lager von Montargis bekommen; alle wussten es, so weiss ich es auch. Warum ist Ihr Bruder nicht mit Ihnen nach Paris mitgekommen?»

«Mein Bruder wollte nicht emigrieren. ‚Was wird man mir, einem kranken Mann, schon tun? Ich habe nicht die Kraft, meinem Tod entgegenzureisen –‘»

«Er musste dennoch seinem Tod entgegenreisen, nach Dachau ... Entschuldigen Sie, Herr Petrykowsky, dass ich hier –»

«Nichts zu entschuldigen, Herr Steiner.»

Über die Todesnachricht, die ich von meiner Frau erhielt, war ein halbes Jahr vergangen. Doch hatte ich mit niemandem darüber gesprochen ... Steiner nahm meinen Arm und führte mich zur Tribüne, wo es bereits abendlich kühl war.

«Nichts zu entschuldigen, Herr Steiner. Solange wir von unseren toten Brüdern sprechen und ihrer gedenken, so lange leben sie weiter in uns. Tot sind sie erst, wenn wir den Schmerz vergessen haben.»

«Das sagen Sie, Herr Petrykowsky? Und Sie glauben an Gott?»

«Ich will glauben. Und so glaub' ich noch an Gott...»

Wir sassen noch lange schweigend nebeneinander, bis die Wachsoldaten kamen und uns in den Schlafraum trieben. Es war spät geworden.

«Ich habe noch eine Bitte, Herr Petrykowsky», sagte Steiner noch an diesem Abend. «Versprechen Sie mir, meinen Ruf als Nazi, solange wir

hier im Stade Buffalo sind, zu fördern. Ich will hier als ein Nazi gelten. Der französische Soldat will einen Nazi retten. Er traut mir nicht ganz und er fragt herum. Morgen werde ich Sie mit ihm bekannt machen. Morgen, hoffe ich, rücken wir beide aus.»

Ich lag lange ohne Schlaf auf meinem Strohbett in dieser Nacht. Steiner schlief ruhig, und ich hörte seinen gesunden tiefen Atemgang stundenlang. Ich lag auf dem hohen Strohbett, das mir Steiner mit seinen eigenen Händen aufgerichtet hatte. Ich hörte ihn atmen, und ich dachte: Wenn dieser junge Mann ein Nazi ist, so ist er ein Schuft von kriminellstem Format... Wie kann ein Schuft so ruhig schlafen? Und hat er nicht auch wie ich einen toten Bruder? –

Morgens machte ich die Bekanntschaft des Franzosen, dem es am vierten Juni 1940 am Herzen lag, zwei Nazis zu retten. Es war kein junger Mann, ein älterer Reservist. Steiner machte eine zweite Verabredung für neun Uhr abends mit ihm aus. Auf dem Rückweg zu unserer Tribüne begegneten wir Cukiersky. Wie er es immer zu tun pflegte, wenn er mich in Steiners Gesellschaft traf, wollte er mit abgewendetem Blick an uns vorbeigehen. Nach der Unterredung mit dem Soldaten, der mich ja als einen Gesinnungsgenossen Steiners retten wollte, hatte ich gleichsam ein Bedürfnis nach Reinigung und ich winkte Cukiersky zu.

«Guten Morgen, Herr Petrykowski», grüsste er.

«Es ist nicht wahr», erwiderte ich. «Noch ist Hitler nicht gehängt.»

Steiner lächelte. Nach einer Weile fragte er mich: «Warum haben Sie sich vor mir als den Erfinder dieses Grusses ausgegeben?»

«Sie selber, Herr Steiner, gestützt auf eine Information des Weissbestrumpften, haben mich für den Erfinder ausgegeben», sagte ich.

«O nein! Mich werden Sie nicht hereinlegen. Sie denken sich, Ihnen kann eh nichts mehr schaden, und wollen Cukiersky schonen, der ist ja doch nur ein Narr.»

«Ausserdem wollte ich unsern Spitzeln hier keine Nachrichten liefern.»

«Sie halten den Weissbestrumpften für einen Spitzel?» fragte Steiner lachend.

«Ich glaube nicht, dass dieser Trottel im Auftrag der Gestapo hier herumspioniert, dazu ist er viel zu dumm –»

«Oh, da irren Sie sich, Herr Doktor. Es gibt sehr viele Trottel bei der Gestapo. Es ist nicht jeder gleich ein Himmler. Aber der Weissbe-strumpfte ist sicher kein Spitzel. Trotzdem müssen wir vorsichtig sein, dass er uns nicht am Abend mit dem Franzosen sieht. Denn wer kein Spitzel ist, kann noch einer werden. Grad ein Trottel kann jederzeit ein Spitzel werden.»

Mit dem Franzosen, der uns zur Flucht verhelfen wollte, sind wir nicht mehr zusammengekommen. Denn am Nachmittag wurden wir alle vom Stade Buffalo weggebracht.

ZWEITER TEIL

ZWEITER TEIL

XII

Die Abfahrt vom Stade Buffalo unterschied sich in angenehmer Weise von dem grausamen Abschub, den wir zum Beginn des Krieges im Stade de Colombes erduldet hatten. Obgleich man annehmen darf, dass der Mangel an Transportmitteln im Juni 1940 – die deutschen Panzerkolonnen rückten bereits gegen Paris vor! – empfindlicher gewesen sein muss als im Oktober 1939, hatten die Militärbehörden diesmal bequeme Autobusse bereitgestellt, die uns zum Bahnhof brachten. Diesmal schleuderte man uns nicht wie eine billige Fracht in die Vehikel. Man liess uns ruhig einsteigen und gab uns sogar Proviant für die Reise mit. Der Abtransport ging nicht in der Finsternis eines *black-out*, nicht in terroristischer Eile vonstatten; wir wurden an einem hellichten Nachmittag zum Bahnhof Montparnasse gebracht, stiegen in einen Personenzug um und verliessen bei Abenddämmerung die Stadt Paris, die nur wenige Tage später ohne Kampf den Panzerhorden Hitlers ausgeliefert werden sollte. Da wir vom Stade Buffalo in Autobussen durch die Vorstädte bis Montparnasse fuhren, konnten wir noch wehmütigen Abschied nehmen von Paris, das uns kein böses und kein feindseliges Gesicht zeigte: wir fuhren durch die Strassen der Arbeit und der Armut, wo keine Feindschaft und kein Hass gegen Fremde wohnt, nicht einmal in Paris in Krieg und Not.

Täuscht mich die Erinnerung nicht, so war damals schon auf den Strassen von Paris eine *résignation en masse* zu sehen, eine endemische Krankheit, die sich seit 1938 rapid ausbreitete, die englische Krankheit, die Chamberlain nach München eingeschleppt und die der von Chamberlain angesteckte Daladier nach Frankreich mitgebracht hatte. Wie immer die zukünftigen Historiker die Niederlage Frankreichs erklären werden, kein politisches und kein militärisches Argument wird je meine Überzeugung erschüttern, dass Frankreich den Krieg schon in München verloren hat. Was immer in dem besiegten Frankreich noch geschehen wird, tiefer als

es in München gefallen ist, kann es nicht mehr sinken. Wie es in der Moral einen Höhepunkt gibt, der nicht zu überbieten, so gibt es auch einen Tiefpunkt, der nicht zu unterbieten ist. Schon in einem Pfahldorf wird es sich ereignet haben, dass ein Mensch für den anderen sein Leben hingegeben hat, darüber ist die Menschheit moralisch nicht hinausgekommen – sagt ein bedeutender Denker, dessen Name mir leider nicht erinnerlich ist, weil mein Gedächtnis in den Konzentrationslagern sehr gelitten hat. Man kann *e contrario* folgern: Schon in einem Pfahldorf wird es vorgekommen sein, dass ein Mensch ein Bündnis auf Tod und Leben geschlossen hat mit einem Menschen zur Abwehr gegen Räuber und Mörder; schon in einem Pfahldorf wird es vorgekommen sein, dass ein Mensch seinen verbündeten Freund verraten und den Räubern und Mördern ausgeliefert hat; tiefer kann auch ein Volk moralisch nicht sinken. So tief ist aber Frankreich in München gesunken. Und England? Obwohl das dumme und hundsföttische Spiel in München von Chamberlain inszeniert und durchgepeitscht wurde, ist das Brandmal des Verrats von München auf Frankreich gefallen; denn England war nicht mit der Tschechoslowakei verbündet. Nicht Hitler – Chamberlain hat Frankreich in die Niederlage geführt, und es ist zu befürchten, dass diese stupide Schandtat das Verhältnis zwischen Frankreich und England für ein Jahrhundert vergiftet hat. So deutlich habe ich das damals, auf der Fahrt zum Bahnhof Montparnasse, gesehen, dass ich in den Gesichtern der Pariser Vorstädte lesen konnte wie in einem offenen Buch. Ich weiss nicht, ob Pétain an jenem Tag – es war der 4. Juni 1940 – bereits sicher war, dass er Paris den Deutschen kampflos auslieferte: das Volk hat das schon an jenem Tag gewusst, und so lag die Resignation und die Trauer in den Strassen der Arbeit und der Armut von Paris.

In den engen, aber sauberen Eisenbahnwagen der III. Klasse verwandelte sich die Horde verwaarloster, erregter und ängstlicher Gefangener in gesittete Menschen. Es war wie eine Verzauberung. Sechshundert Insassen eines Konzentrationslagers, die noch vor wenigen Minuten von bewaffneten Soldaten umstellt auf dem Bahnhof Montparnasse mit Recht wie wilde Tiere angestaunt wurden, sassen nun als Passagiere eines Personenzugs manierlich auf den Bänken, redeten manierlich miteinander, tauschten freundliche Worte, Grüsse und – auf irgendwelchen Schleichwegen in aller Eile auf dem Bahnhof ergatterte – Erfrischungen aus. Was

war geschehen? Man hatte uns nicht in Viehwagen zusammengetrieben, man evakuierte uns in einem Personenzug nach dem Süden Frankreichs, um uns vor den Deutschen zu retten! Hoffnung war in sechshundert Herzen eingezogen. Sechshundert Augenpaare leuchteten. Wir waren eine Reisegesellschaft. Gewiss, in jedem Abteil sass ein Soldat mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, aber das war sozusagen eine Formalität. Wenn sie für uns einen Personenzug übrighaben, die Generäle, so meinen sie es nicht schlecht mit uns; es sind eben französische Generäle, humane Generäle; sie werden gewiss auch noch ein Wunder an der Mame erzwingen; man braucht nur das Gesicht eines Weygand mit der Visage eines Keitel zu vergleichen, um zu erraten, wer schliesslich der Sieger sein wird ...

Freilich, schon auf dem Bahnhof hatte der Börsenrat Fopper, der selten einer Stimmung nachzugeben pflegte, sein Bedenken geäussert.

«Und mir gefällt dieser Bahnhof nicht», sagte er.

«Der Wiener Westbahnhof gefällt Ihnen besser?» höhnte einer.

«Ja. Vom Wiener Westbahnhof fährt man in die Schweiz», sagte der Börsenrat, «und darum gefällt er mir besser.»

«Was haben Sie gegen den Bahnhof Montparnasse?»

«Gegen den Bahnhof Montparnasse habe ich vor allem die Tatsache, dass man von hier nicht nach dem Süden Frankreichs fährt →»

«Sondern →»

«Sondern nach dem Westen», erklärte Fopper, aber man lachte ihn aus, und in der freudigen Erregung wollte niemand auf ihn hören.

In dem Abteil war mein Sitznachbar zur rechten Seite ein deutscher Journalist, der in einem kleinen Kreis in Paris als der «Weise von Offenbach» bekannt war. Diesen Namen hatte ihm der kurz vor dem Ausbruch des Krieges verstorbene grosse österreichische Schriftsteller Joseph Roth gegeben. Der Mann, eine ehrliche Haut, aber alles eher als ein Weiser, wurde von Joseph Roth am Tag des Vertrags von München so zubenannt, weil er nach Ansicht des Dichters der einzige Mensch war, der auf die Nachricht vom Abkommen in München richtig reagiert hatte. Er war auf dem Wege zu dem Café auf der Place St-Germain-des-Prés, wo Joseph Roth seit Jahren stundenlang mit seinen Freunden zu sitzen pflegte, kaufte eine Zeitung, las die Nachricht von Chamberlains: «peace for our time»,

und fiel, wie von einem Schuss getroffen, auf der Strasse um. Man brachte den Zusammengebrochenen in sein armes Hotel, und als wir ihn ein paar Stunden später besuchten, entschuldigte er, verschämt und kränklich lächelnd, den Unfall mit seinem alten Herzleiden. Nachdem ihm aber Joseph Roth, der, einen Arm voll Blumen wie zum Geburtstag einer Diva, mitgekommen war, ihm die Hand gedrückt und versichert hatte: «Sie haben kein schwaches Herz, Sie haben bloss einen starken Verstand! Ich beneide Sie und ich beglückwünsche Sie zu diesem Sturz!» –, stieg der Verschämte sofort aus dem Krankenbett, kleidete sich rasch an, kam gleich ins Café mit und begann als «der Weise von Offenbach» sofort ein neues Leben. Joseph Roth kehrte zwar schon am nächsten Tag zu seiner alten Meinung über den Weisen zurück – den er immer für einen Schwachkopf gehalten hatte –, er setzte sich aber, namentlich bei französischen Journalisten, für den Weisen von Offenbach ein und erreichte es schliesslich, dass er in dem politischen Büro eines Radiosenders angestellt wurde.

Der Zug rollte langsam durch die Nacht. Im Abteil war ein bläulicher Dämmer ausgebreitet, denn es leuchtete schwach nur eine blaue Lampe am Plafond und auch die Fensterscheiben waren blau überstrichen. Noch schliefen die Wachsoldaten nicht, und es getraute sich niemand, für einen Moment ein Fenster aufzumachen und in das Land hinauszublicken. Wohin der Zug uns führte, wussten wir nicht; das war ein militärisches Geheimnis, bei derlei Transporten die Regel. In dieser Nacht waren wir noch nicht so gierig, das Ziel der Reise zu wissen. Wir waren so froh, von Paris wegzukommen, dass uns das Ziel noch gleichgültig war. Jüngere Leute versuchten wohl, den Wachsoldaten das Geheimnis zu entlocken, aber noch war die Verbrüderung nicht so weit gediehen. Es waren bretonische Landsturmmänner, die uns im Stade Buffalo zum Abtransport übernommen hatten, kleine untersetzte Bauern und Fischer, schweigsame Leute mit finsternen Stirnen und flinken Augen.

Der Weise von Offenbach war im Stade Buffalo zum ersten Mal interniert worden; zum Beginn des Krieges hatte er zu den wenigen Glücklichen gehört, die verschont wurden, weil er als Sprecher bei einem Radiosender Antinazi-Propaganda machte. Seine Stimme war der Gestapo sicher so gut bekannt wie sein Name, was aber die französische Polizei nicht hinderte, im Mai 1940 auch ihn zu internieren, einen bewährten Freund Frankreichs, der an so exponierter Stelle gegen Frankreichs Fein-

de geschrieben, gesprochen, gewirkt hatte. Obwohl er wissen musste, was ihm bevorstand, wenn er in die Hände der Gestapo fallen sollte, war er ruhig. Vielleicht war er so ruhig, weil er wusste, dass es für ihn kein Entkommen gab. Seine eigene Stimme sprach gegen ihn. Jedes Wort war ein Steckbrief gegen die Stimme, die es aussprach. Er hatte eine gutsitzende, melodische Bruststimme, und wie Männer, die eine solche Stimme haben, gern auf ihr ein bisschen musizieren, so tat es nun auch der Weise von Offenbach in der blauen Dämmerung des Abteils. Das Gesicht des Sprechers verschwamm in den bläulichen Schatten, und die bekannte Stimme übte in aller Unbekümmertheit tödlichen Verrat gegen den Sprecher.

«Schön hat uns unser Freund Joseph Roth hereingelegt. Drei Monate vor dem Ausbruch des Krieges, den er so sehr herbeigewünscht hat, legt er sich hin und stirbt ...», sagte der Weise von Offenbach zu mir. Es war still geworden im Abteil, und die melodische Speaker-Stimme brach in die Stille ein, als hätte man plötzlich einen Radioapparat geöffnet.

«Hallo, hallo!» reagierte sofort einer aus dem Hintergrund des Abteils in der Stimmlage des Speakers. «Hier Radio Fécamp. Der beliebte Radiosänger Paul Alter singt einen Song über Joseph Roth, den vaterländischen Dichter des *Radetzky*marsches ...»

«Er soll uns lieber ein Schlaflied singen», schlug ein anderer vor. «Mit dem Marschieren ist es aus für uns Enkelkinder Radetzky's, nebbich.»

«Wenn ich der Paul Alter wäre», meinte ein anderer, «ich würde meine Stimme jetzt ein bisschen mutieren. Sonst kitzelt die Gestapo einen ganz zarten Sopran aus dem vollen Bariton heraus ...»

Obwohl der Scherz grausam war, lachten alle, und Paul Alter lachte herzlich mit den Lachenden. Er freute sich hörbar der Popularität seiner Stimme, noch unter diesen Umständen. So gross ist die Kraft der Eitelkeit, dass man sich noch in finsterster Nacht in ihr sonnen kann.

«Fahren Sie nicht nach Amerika! Unser Platz ist hier, in Frankreich, auf dem letzten Stück Europa. Sie werden drüben todunglücklich sein. Und es wird keine Affidavits geben für eine Rückwanderung. Ich werde Ihnen kein Affidavit nach Frankreich verschaffen.» So pflegte Joseph Roth an seinem Tisch zu reden. Er sass in einer Schenke, trank starke Ge-

tränke und teilte weise Ratschläge aus, wie die alten Dichter in alten Zeiten. Der Weise von Offenbach erinnerte sich solcher Aussprüche des toten Freundes sehr genau. Und er hielt sie noch jetzt für gute Ratschläge, obgleich er nun – wie alle Freunde Joseph Roths, die seinen Ratschlägen folgten – folgerichtig in einem Konzentrationslager gefangen war.

«Sie werden gewiss nach USA auswandern, Herr Petrykowsky. Aber ja. Es wird noch möglich sein. Mit einem Quota-Visum sicher! Ich bleib' hier.»

«Im Konzentrationslager?» wollte ein Zuhörer wissen.

«Hier, in Frankreich. Auf dem letzten Stück Europa, wie Joseph Roth mir gesagt hat. Aber hereingelegt hat er uns doch alle. Drei Monate vor dem Krieg legt er sich hin und stirbt.»

«Die Weisen starben vor dem Fall. Dieser alte Satz war unserem Freunde Joseph Roth bekannt. Er zitierte ihn so oft, dass er fast schon wie sein eigener geworden ist. – Es ist gut», fügte ich hinzu, «dass er vor dem Fall Frankreichs gestorben ist. Schwach, wie er in der letzten Zeit war, hätte er es keinen Tag in einem Konzentrationslager ausgehalten. Er wäre im Stade Buffalo gestorben, und diese Schande wollte er seinem geliebten Frankreich ersparen.»

«Glauben Sie auch, dass er sich mit Absicht zu Tode getrunken hat?» fragte der Weise von Offenbach.

«Nein», sagte ich, «ich glaub' das nicht. Es ist sehr dumm, das zu glauben. Er hat getrunken, um sich das Leben, das ihm unerträglich geworden, noch erträglich zu machen; weil er leben, nicht sterben wollte; überleben, um das Weltgericht und das Ende der Raubmörder zu erleben. Vielleicht hat er aber bloss aus dem einfachen Grunde soviel getrunken, weil ihm die Getränke gut geschmeckt haben. Es gab gute Getränke in Paris, und wenn irgendwo in der Welt – hier, in Paris, hat es noch Sinn gehabt, ein Trinker zu sein. Die Spiessbürger und die romantischen Dichter wollen die Trinker immer falsch vertiefen. Das ist dumm. Die meisten und die besten Trinker trinken, weil es ihnen schmeckt. Das ist alles.»

«Es war einmal die Rede vom Tod eines seiner Freunde, der in New York gestorben war. Einer warf die Frage ein, ob es ein natürlicher Tod war. Roth sagte: ‚Ein Emigrant stirbt keines natürlichen Todes. Woran immer einer von uns in der Fremde sterben wird, es wird kein natürlicher Tod sein. Eines natürlichen Todes stirbt man nur in der Heimat, ich sage

in der Heimat, nicht in einem Vaterlande. Sie' – und hier wandte er sich gegen mich, und er sprach in Hohn und Zorn – ‚Sie verlassen sich auf Ihre eiserne Gesundheit und Ihre schlichte Kost! Aber auch Sie werden keines natürlichen Todes sterben. Eines Tages, in einem Wolkenkratzer in New York, wird Sie in einem Lift so zwischen dem 24. und 36. Stockwerk plötzlich der Schlag treffen. Das wird das Ende Ihrer eisernen Gesundheit sein. Wenn man in einem Gartenhäuschen in Offenbach geboren ist, stirbt man keines natürlichen Todes in einem Wolkenkratzer in New York. Ich fahre nicht nach New York. Ich bleibe hier, in Europa. Und ich trinke weiter. Und ich werde sie alle überleben, diese Seefahrer, diese Affidavit-Bettler, diese Visum-Sammler, diese Quota-Trottel! Ich, ein schwacher Scherben, werde sie alle überleben! Weil ich hier bleibe, in meiner Heimat, in Europa!‘ Und er lachte sein besoffenes Gelächter. Aber besoffen war nur seine Stimme. Sein Verstand war glasklar, glasscharf. Und je mehr er trank, je klarer, je schärfer war sein Verstand...»

Derselbe Mann, der diese mir wohlbekanntem Ausbrüche Roths gegen die Seefahrer zitierte, hatte er nicht vor ein paar Minuten gefragt, ob ich nicht auch glaubte, dass Joseph Roth sich mit Absicht zu Tode getrunken habe? Für Tiefenpsychologen war zwischen Roths Willen, uns alle zu überleben, und seinem Trinken in selbstmörderischer Absicht kein Widerspruch. Aber der Weise von Offenbach war kein Tiefenpsychologe. Er zitierte einfach, ohne an einen Zusammenhang zu denken. Er zitierte oft, genau und gedankenlos. Ich wunderte mich darüber nicht. Er zitierte ihn so oft, um uns zu erinnern, dass Joseph Roth ihn, den kleinen Journalisten, am Tag von München zum «Weisen von Offenbach» ernannt hatte. Da er selbst weise Aussprüche zu verteilen nicht die Gabe hatte, zitierte er Roth. Er bot dabei einen rührend hübschen Anblick, der Weise von Offenbach: ein Knabe in Grossvaters Rock ... Schon damals befürchtete ich, der Knabe könnte am Ende auch in Grossvaters Hosen schlüpfen und einen Gehversuch machen. Das ist nicht mehr so rührend hübsch, da fällt das Knäblein platt zu Boden. Ich weiss nicht, wo der Weise von Offenbach sich hingeflüchtet haben mag. Hier, in Marseille, ist er nicht. Und keiner von seinen nahen Freunden hat Nachricht von ihm. Wenn er, Joseph Roths weisen Ratschlägen getreu, auf dem allerletzten Stückchen Europa, in Fi-

nistère, geblieben ist, so hat er dort, o mein Gott, so hat er dort nicht lange auf die Gestapo zu warten gehabt... Das hat mein Freund Roth nicht ahnen können, als er ihn am Tag von München zum «Weisen von Offenbach» ernannt hat.

Wenn ich sage, ich hätte das schon damals in dem Eisenbahnabteil befürchtet, so ist dieses Wort kaum der präzise Ausdruck. Befürchtet haben wir damals, in der Nacht der Abfahrt von Paris, alle nichts Schlimmes. Wir waren so froh, vom Stade Buffalo wegzukommen, dass wir vor allem dieser Reisefreude recht froh werden wollten. Es war nur ein Freudekrampf gewesen. Er genügte aber, um den Menschen ihre Gesittung und Freundlichkeit wiederzugeben und die rohesten Individuen zu vermenschlichen. Zwei StrohbettNachbarn, die einander ohne Ekel nicht mehr in die Gefangenenaugen sehen konnten, suchten einander im blauen Dämmer der Nacht, um Zigaretten, Schokoladebrocken, freundliches Lächeln beim verbotenen Schein eines Zigarettenzünders oder einer Taschenlampe auszutauschen.

In später Nacht gab es dann hellen Schein, trotz des *black-out* in unserem Zug: die deutschen Bomben hatten Aerodrome, Gasreservoirs und Fabriken im Hinterland in Brand gesetzt, der Widerschein vieler Brände glühte gross am nächtlichen Horizont. Unser Zug bewegte sich sehr langsam, hielt oft an kleinen Stationen für längere Zeit, und wenn es auch streng verboten war auszusteigen und eine Flasche Wasser zu holen – wilde Gerüchte drangen unbehindert auf allen Stationen in unseren Zug ein. In dieser Nacht war auch der Durst nach Gerüchten nicht leicht zu stillen. Das Aerodrom von Orléans völlig zerstört. Tausend Tote. Russische Mammuttanks beschiessen die Maginotlinie. Weygand hat die deutsche Front durchstossen. Roosevelt hat Deutschland den Krieg erklärt. Die Russen greifen die Nazis in Polen an. Junge Leute brachen in Gesang aus, aber ruhebedürftige Besonnene kämpften mit Hinweisen auf die tausend Toten von Orléans gegen die aufbrausenden Chöre, und es schwiegen schliesslich die Jungen und schliefen bald ein, während die Besonnenen weiterhin ruhebedürftig und wach blieben.

Auch der Weise von Offenbach konnte nicht schlafen, und wir bereiteten noch lange unsere Freunde und Bekannten vom Café Toumon, vom Café Deux Magots, vom Café Flore, die bereits internierten Zentraleuropäer und die auf freiem Fuss in diesen Kaffeehäusern zurückgebliebenen

Amerikaner und Engländer, hübsche Damen und nette Männer, die in Paris meistens nichts zu tun hatten, aber ganz gewiss bis zum Einmarsch der deutschen Horden in den Cafés sitzenbleiben werden, als gäbe es nirgendwo mehr in der Welt, nur im Café Flore, Ecke Boulevard St-Germain und Rue Saint-Benoît, Whisky Straight oder with soda ...

Vor Anbruch des Tages, der *black-out* war schon sichtlich ergraut, erhob sich der Börsenrat Fopper in unserem Abteil, trat energisch an mich heran und sagte mit tagheller Stimme: «Wir fahren die ganze Zeit gegen den Westen, nicht gegen den Süden. Verstehen *Sie* das?»

XIII

Ich verstand das nicht. Es fanden sich aber gleich andere, viele, die es verstanden. Sie sagten, es wäre begreiflich, dass man uns auf Umwegen transportierte; auf den Hauptlinien gäbe es nur noch Gruppentransporte. Frische Truppen rollten vom Süden gegen Paris. Zwei Millionen Soldaten allein von der italienischen Grenze, die jetzt unbewacht bleiben könne, da Mussolini – vom schnellen Vormarsch der Deutschen bestürzt und unter dem Einfluss der Vereinigten Staaten und des Heiligen Stuhls – sich ganz auf Englands Seite umgestellt hätte. Der Weise von Offenbach schloss sich diesen Sachverständigen mit der Einschränkung an, dass er dem Heiligen Stuhl nicht über den Weg traute und ganz trocken auseinandersetzte, der Heilige Stuhl wolle den Sieg des Faschismus auf der ganzen Welt. Da er selbst ein Katholik war, der Weise von Offenbach, getrauten sich die Juden nicht, den Heiligen Stuhl gegen ihn zu verteidigen, und die Debatte beruhigte sich auf diesem Punkt; vorläufig. Der Börsenrat, der sich übrigens nur an den Äusserungen des Weisen von Offenbach gegen den Heiligen Stuhl interessiert zeigte, beugte sich zu mir herunter und sagte mit leiser Stimme: «Bis Rennes ist noch nichts entschieden. Geht es aber auch noch von Rennes weiter nach dem Westen, dann – ja dann hätten wir gleich im Stade Buffalo bleiben können.»

Die Jungen schliefen noch, und es ging von ihrem Morgenschlummer eine Hitze aus, die den anbrechenden und noch kühlen Morgen angenehm wärmte. Solange die jungen Leute noch schliefen, konnte sich die Unruhe über den westlichen Kurs unseres Zugs nicht recht ausbreiten. Die zur Resignation neigenden älteren Jahrgänge waren in den seltensten Fällen die Erreger einer frisch und kräftig ausbrechenden Verzweiflung. Als dann, gegen sechs Uhr, die Jugend ihre Augen auftat, wurden vorerst die Klagen über den brennenden Durst wach und laut. Man hatte uns im Stade Buffalo Wurst und Konserven auf die Reise mitgegeben, gewürzte Speisen, die in der heissen Sommernacht brannten, aber Wasser war auf keiner der Stationen für uns da. Ich weiss nicht mehr, ob die Reise zwei Tage und zwei Nächte oder bloss einen Tag und eine Nacht dauerte, wenn ich aber in der Zeit irre, so ist es auf den Durst zurückzuführen, der uns am Tage so

brannte, dass es mir vorkommt, die Reise habe eine schlaflose Nacht und siebenmal sieben durstige Tage gedauert. Hin und wieder erbarmte sich ein Wachsoldat und brachte eine Schale Wasser, die wie ein Tropfen auf einen heissen Stein fiel, denn eine solche Kühnheit konnte sich ein Wachsoldat nur auf den kleinen Stationen leisten, wo es keine grossen Bahnhofskommandos gab, und just in diesen kleinen Stationen hielt sich unser Zug nur die kurze Minute auf zum Füllen *einer* Wasserschale. Auf den grossen Stationen aber, in den grösseren Kulturstädten, gab es stark besetzte Bahnhofskommandos, da gab es Offiziere und Patrouillen, die sich benahmen, als hätten sie die strenge Order erhalten, bis zum letzten Mann dafür zu kämpfen, dass kein Tropfen Wasser auf den Durst unseres Zugs falle. Wir haben auf vielen Stationen um Wasser vergeblich gebeten, vergeblich gebettelt, vergeblich geschrien – zwei Stationen werde ich nie vergessen. Auf einer haben wir beinahe Wasser, auf der anderen beinahe Wein bekommen. Auf einer waren sehr viele Menschen da, Flüchtlinge offenbar, denn es sassen ganze Familien mit buntem Hausrat und weinenden Kindern da; Flüchtlinge aus Holland und Belgien, sagten unsere Soldaten. Wir kamen etwa um zwei Uhr am Nachmittag an und blieben sehr lange da. Unsere Soldaten versorgten sich mit Flaschen, sie wollten uns zu trinken geben, um sich ihren Wein bei uns zu verdienen. Da warfen sich die Gendarmen des Bahnhofskommandos dazwischen und trugen einen schnellen Sieg davon. Die armen Flüchtlinge aus Belgien und Holland – sie selbst auf dem Wege zu einem Konzentrationslager – getrauten sich nicht, uns zu helfen. Da fasste sich ein auffallend korpulenter aber noch sehr junger Franzose ein Herz, trat an unseren Zug heran, und nicht achtend der Gendarmen nahm er uns einige Flaschen ab. Dann rannte er mit der rührenden Ungeschicklichkeit seiner Korpulenz hin und her, füllte Flaschen und Schalen und reichte sie keuchend zu den Fenstern herauf. Es gelang ihm zwei, drei Mal seine Tour zu wiederholen, als zwei Unteroffiziere der Garde mobile dazwischentrat und nach seinen Papieren fragten. Er muss sehr gute Papiere gehabt haben, denn er zog sie gutmütig lächelnd hervor und überliess sie gleich sorglos den Gendarmen, um in grosser Eile seinen Flaschendienst wieder aufzunehmen. Er wurde aber sofort zurückgeholt und ins Büro des Bahnhofskommandos befohlen. Es dauerte gut eine halbe Stunde, bis er wieder, schweisstriefend, herauskam.

Er setzte sich auf seinen Koffer, blickte mit zwei braunen guten Büffel-
augen traurig zu uns herauf und schüttelte seinen runden dicken Kopf.
Und er hörte noch nicht auf, seinen Kopf zu schütteln, als wir aus der
schattigen Glut der Bahnhofshalle in die sonnige Glut des Junitags an ihm
vorbei langsam hinausrollten. Ein paar Stunden später hatten wir Aufent-
halt auf einer kleineren Station, wo es aber viel Militär gab und eine freu-
dige Sensation – eine Sensation wenigstens für mich ein polnisches Bahn-
hofskommando! Rot und weiss strahlte über einer Tür auf dem Perron in
polnischen Worten die Aufschrift. Es war schon in der Bretagne, glaub’
ich. Auf dem kleinen Bahnhof roch es nach frischgemähtem Heu, und
ländlich-heimatlich-himmlisch dufteten mir die Lettern der schönen pol-
nischen Sprache entgegen. In der Bretagne! Polnische Soldaten standen
da, verkleidete Bauernsöhne, die mit dem nie aufgehörenden Erstaunen des
Landvolkes den langen Eisenbahnzug betrachteten. Auf dem Perron gab
es ein Buffet mit vielen bunten Weinflaschen in symmetrischem Aufbau.

«Kauf mir eine Flasche, Bruder», redete ich den nächststehenden Krie-
ger an, einen feschen Korporal.

«Oh!» sagte er und liess eine Weile sein Kinn hängen. «Oh, Sie spre-
chen wie in meiner Heimat. Wo kommt ihr her?»

«Wir kommen von Paris», sagte ich.

«Wo stammen Sie her?» fragte er.

«Ich stamme von Loszniów, Bezirk Trembowla, Województwo Ta-
mopol», sagte ich.

«Und ich stamme von Zlotniki, Bezirk Podhajce, Województwo Ta-
mopol», sagte er, «das ist sehr weit von Loszniów.»

«Ja», sagte ich, «sehr weit. Gut zwanzig Meilen werden es sein.»

«Aber von hier», sagte er, «wird es vielleicht grad so weit sein nach
Zlotniki wie nach Loszniów.»

«Und ich stamme von Dziedzice», stellte sich ein anderer Soldat vor,
während der Korporal mit meinem Zehn-Francs-Schein zum Buffet eilte.
«Kennen Sie Dziedzice?»

«Ja», sagte ich, «ich war dort während des Ersten Weltkrieges, im
Jahre 1915, da die Russen schon bei Wieliczka standen.»

«Sind Sie schon so alt?» fragte der blutjunge Soldat. «Ich ... ich bin
1918, im Dezember, am 11., geboren.»

«Ich bin so alt», sagte ich, und zum ersten Mal fiel es mir schmerzlich
auf, wie jung ich damals war, im Jahre 1915, in Dziedzice.

Indem trat aus der offenen Tür des polnischen Kommandos ein Offizier, ein Leutnant. Die Soldaten machten ihm Platz, er schritt mitten hindurch in der Richtung zum Buffet und kam noch gerade zurecht, um meinen Korporal zu stellen. Was er dem Bauernburschen sagte, der Kulturmensch, konnte ich nicht hören, ich sah nur, wie der Soldat vorerst mich von der Feme, dann die erstandene Flasche Wein von der Nähe in verlegenem Erstaunen prüfte, um in plötzlicher Entschlossenheit, auf scharfen Befehl des Offiziers augenscheinlich, schnell zum Buffet zurückzulaufen. Dort kämpfte er sich durch den Andrang gewaltig durch und kam mit meinem Zehn-Francis-Schein noch gerade in dem Moment herangerannt, als unser Zug sich langsam in Bewegung setzte. Da fiel dem Korporal sein militärischer Rang ein, er muss es unter seiner Würde gefunden haben, einem Zug nachzurrennen und er übergab den Geldschein dem Bauernjungen aus Dziedzice, der sofort anstelle des Korporals den Lauf antrat. Aber im Stafettenlauf nicht geübt, hatte er zuviel Zeit bei der Übernahme des Geldscheins verloren und – diesen Zehn-Francis-Schein sah ich nicht mehr wieder. Hingegen sehe ich noch heute, während ich das aufschreibe, das rührend verzweifelte Gesicht des Soldaten von Dziedzice, da er sich im Lauf neben dem Zug zurückfallen sah, so wie das offene sarmatische Grinsen des Offiziers, den dieser Ausgang sehr zu erheitern schien. –

Nun, wenn auch wohl der Durst, so war unsere Not doch nicht so gross an jenem Tage. Es scheint mir aber erheblich, diese zwei Vorfälle auf den Bahnhöfen zu erwähnen, weil ich später – bereits in Gefahr und Not, die so gross waren, dass der polnische Soldat, sein Offizier und ich in gleichem Masse getroffen wurden –, weil ich auch später die gleiche Erfahrung gemacht habe: auf der Flucht vor den Deutschen haben uns in Lebensgefahr sehr oft einfache Leute und sehr selten feine Kulturmenschen geholfen, in Frankreich. –

Auf einer kleinen Station, die schon so ländlich war, dass der Stationschef einen Hühnerhof hatte, hörte ich den gebrochenen Schrei eines jungen Hahnes, der sich im Krähen übte. Dieser unbeholfene Schrei der muttierenden Stimme – schon reines Feuer und noch trübe Schlacke – rührte mich als eine ferne Erinnerung: auch in unserem Dorfe, in meiner Heimat, war es Juni und junger Sommer, wenn die ersten Hähne des Jahres sich im Krähen übten. Der heisere Schrei dieses gallischen Hahnes eröffnete

eine akustische Perspektive, die weit und tief bis in die Tage meiner Kindheit zurücklief, alle lieben Stimmen eines fernfernen ukrainischen Dorfes zurückrief und mit den Stimmen durch einen Zauber auch alle Düfte seines Sommers ... Wie roch es nach Jasmin in unserem Dorfe, wenn den jungen Hähnen ihre Kämmen und ihre Stimmen sich im Feuer des Sommers röteten! Gleitend in die zauberhafte Weite dieser akustischen Perspektive, stürzte ich in ihre duftende Tiefe, und schon völlig im Dorfe meiner Kindheit, schlief ich ein ...

Als ich erwachte, war es schon spät am Nachmittag. Kühlere Luft wehte zu den offenen Fenstern unseres Abteils herein. Auf den fruchtbaren Äckern lag noch der ganze Glanz des Sommertages, aber die Sonne war nicht leicht zu sehen. Der Zug polterte genau westwärts. Die Gespräche im Abteil waren abgedämpft. Die Stimmen waren kühl und angenehm wie der Luftzug, der mir ab und zu durch die Haare strich. Auch die Gesichter meiner Kameraden waren jetzt am Abend sanfter als am Tag; traurig, schmutzig und sanft.

«Waren wir schon in Rennes?» fragte ich in die Runde, und meinen noch schlafenden Ohren war selbst meine eigene Stimme fremdartig angenehm.

Die Sanften schwiegen erst eine Weile. Dann sagte einer: «Rennes? Wir sind in Finistère. Man kann schon den Atlantischen Ozean sehen.» In der Einteilung und Benennung der französischen Departments nicht so bewandert, hörte ich zum ersten Male in meinem Leben das Wort Finistère. Der es für mich zur Auskunft ausgesprochen hatte, war Franz Steiner. Ich war noch nicht völlig wach. Ich muss von meinem Vater geträumt haben, denn ich sah sein Gesicht in solcher Klarheit vor mir, wie seit Jahren nicht mehr. Mein Vater ist im Jahre 1910 gestorben, und nur sehr selten noch kam es vor, dass ich in einem besonderen Augenblick mich an sein Gesicht deutlich erinnern konnte; das geschah in den letzten Jahren nur noch in den nächtlichen Träumen. Habe ich denn geträumt? Was habe ich denn geträumt? An den Traum erinnern konnte ich mich nicht. Doch sah ich jetzt, völlig wach bereits, sein trauriges Gesicht, und ich hörte ihn wieder einmal sagen: «Dieses Kind wird keines natürlichen Todes sterben.» Dann sah ich, wie er langsam seinen wehevollen, zornigen Blick von mir ab wendete ... Mein Vater war keine dreissig Jahre alt, als er starb, und ich bin nun schon fünfundvierzig. Sooft ich was Schlimmes und Gefährliches angestellt hatte, sagte er: «Dieses Kind wird keines

natürlichen Todes sterben.» Mein Vater ist keines natürlichen Todes gestorben, obwohl er nie was Schlimmes oder Gefährliches angestellt hatte. Ich bin jetzt schon fünfzehn Jahre älter als mein Vater. Wenn ich nun aber doch keines natürlichen Todes sterben sollte, so wäre der Ort nicht schlecht gewählt. Finistère. Dieser ganze Planet wird eines Tages keines natürlichen Todes sterben. Sollte das bald geschehen, es würde nach menschlichem Ermessen zur rechten Zeit geschehen: zur bösen Stunde....

XIV

Gegen sechs Uhr am Nachmittag kamen wir auf der Endstation an, hier hatten alle Bahngeleise ein Ende. Wir stürzten zu den Fenstern hin, das Städtchen hiess: Quimper. Von den Soldaten angetrieben, polterten wir mit unseren Koffern, Rucksäcken, Schachteln, Gasmasken und allem mitgeschleppten Gerät aus dem Zug heraus, wurden auf der Stelle von Unteroffizieren und Soldaten, die in beträchtlicher Zahl zu unserem Empfang ausgerückt waren, in eine Kolonne zusammengetrieben, und unter starker Bedeckung marschierten wir bald los. Die Soldaten, die uns mit geladenem Gewehr und aufgepflanzt Bajonett flankierten, zeigten die ernstesten und entschlossensten Mienen, die Soldaten bei einem besonders verantwortungsvollen Dienst haben, den sie nicht recht verstehen. Den Offizieren sahen wir es gleich an, dass sie ihrerseits *uns* als Schwerverbrecher ansahen. Die Gassen, durch die wir marschierten, waren nur in den ersten paar Minuten als die verschlafenen Gassen eines Provinzstädtchens zu erkennen, denn sie verwandelten sich bei unserem Anmarsch zusehends. Zuerst staunten die Leute, und sie standen da und sie schauten her. Dann traten sie näher heran, und sie marschierten auf dem Trottoir auf beiden Seiten des Fahrweges mit, wie die Kinder, wenn Soldaten mit klingendem Spiel durch die Strassen ziehen. Das ganze Städtchen war auf den Beinen. Auf einem schönen ebenen Platz wurde Halt kommandiert. Man stellte uns in Reihen um den Platz herum und nun standen wir in einem grosszügig und schön gezirkelten Kreis aufgereiht wie eine Militärkapelle, die ihr Wochenkonzert für die Zivilbevölkerung vor dem Rathaus abstattet. Es war aber das Haus der Präfektur, nicht das Rathaus, das diesen Platz beherrschte.

Was hatten wir hier zu tun? Erst als man uns von diesem Platz abführte, wussten wir, dass wir da tatsächlich nichts anderes zu tun hatten, als ein Konzert zu geben. Das Musikstück war nicht schön. Es war Programmusik, und da kommt eine schöne Nummer nur äusserst selten vor. Das Stück hiess: Am Pranger. Sein Inhalt war: die Schande. Die Schande Europas? Die Schande der Immigration? Deutsche Schande? Frankreichs Schande? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass wir ohne jeden Grund auf einem offenen Platz ausgestellt wurden, in einer kleinen Provinzstadt, de-

ren Bevölkerung seit Tagen in den Zeitungen gelesen hatte, dass wir die Fünfte Kolonne waren, die Wegbereiter der Niederlage Frankreichs. Wir hatten vorgetäuscht, die unschuldigen Opfer Hitlers zu sein, hatten Asyl in Frankreich gesucht und gefunden, um uns am Ende als Parachutisten zu entpuppen. Die Zeitungen, in denen das zu lesen stand, waren nicht in dem kleinen Quimper gemacht, sondern in dem grossen Paris. Da konnten die Leutchen in Quimper lesen, wie in Amsterdam die Emigranten sich als Nazis entpuppten, lauter Saboteure und Parachutisten, die den Überfall auf Holland eingeleitet hatten. Die in Quimper konnten nicht wissen, dass seit Ende 1938 ein zentraleuropäischer Emigrant vielleicht auf persönliche Intervention der Königin Wilhelmine ein holländisches Durchreisevisum hätte bekommen können, während jeder deutsche Nazi in Holland nach Belieben ein- und ausreisen konnte, noch bis Mai 1940, bis zur letzten Stunde Hollands. Wie sollten das die Einwohner von Quimper wissen, was der freche und dumme Schreiber vom *Paris Soir* nicht wissen wollte?

In Quimper, auf dem Platz, standen wir als die Fünfte Kolonne da und sie haben auf uns gespuckt. Sie hätten uns sicher – alle 600 Mann – in Stücke gerissen. Aber wir waren von gutbewaffneten Soldaten umringt, und diesmal waren wir froh, Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten bei uns zu haben. Nie habe ich der Volkswut so nahe in die blutunterlaufenen Mordaugen gesehen. Und es waren Menschen wie du und ich. Männer, Frauen, hübsche Mädchen, Soldaten, Herren und Damen gewiss auch dabei. Als sie aber von der Wut gefasst wurden, waren sie auf einmal alle Volk; denn ihre Wut war die Volkswut. Zum Glück war der Platz asphaltiert. Kein Stein bei der Hand. Zum Glück brach die Volkswut – ein Schuss Feigheit gehört immer zur Volkswut – erst in dem Moment aus, als wir schon in den Autobussen sassen, genau: in dem Moment, als unsere Wachsoldaten im Begriffe waren, in unsere Autobusse aufzusteigen – da ist ein Moment, wo ein schwerbewaffneter Soldat so rührend hilflos ist wie eine schwangere Frau –: in diesem Moment fingen sie zu schreien und zu toben und zu spucken an. In unseren Autobus sandte den ersten Spuckstrahl eine Frau zum Fenster herein. Sie sah dabei aus wie eine Hyäne, obwohl sie sonst wahrscheinlich wie eine zärtliche Gattin und eine liebende Mutter aussehen wird. Ihrem Beispiel folgte ein Soldat, dessen Augen ich nie vergessen werde: er hatte schreiende Augen; blau waren

sie, jung, und sie schrien – Feuer und Flammen! Als Soldat verstand er es zu zielen, und die ekligen Pfeile trafen eins, zwei drei – immer wieder das edle Gesicht eines silberhaarigen Dichters, der in jeder Lage es zuwege brachte, den besten Platz zu besetzen und so auch diesmal den ersten Fensterplatz erobert hatte. Ich breitete über seinen und meinen Kopf meinen Mantel aus, und so haben wir das weitere Anspucken nur noch akustisch vernommen.

Als es zu regnen aufgehört und wir die Köpfe wieder hervorsteckten, rollte unser Autobus auf einer Landstrasse zwischen schönen Getreidefeldern, und in nicht weiter Ferne erglänzte silbern das Meer. Der Atlantische Ozean trat streifenweise, in kleinen Spiegeln, in Sicht, die Sonne hing, eine rote Scheibe, gross, nah und sanft wie ein Mond. Der Mond war aber auch sichtbar da, wenn auch als ein zarter Halbhauch am azurnen Himmel bloss.

Ich riskierte einen unsicheren Blick auf den von mir sehr verehrten Dichter. Er wich mir nicht nur mit den Augen, sondern mit seinem ganzen edlen Gesicht aus. Da er zu den Menschen gehört, die mit grösster Intensität nur das erleben, was *ihnen* geschieht, hatte er offenbar nicht bemerkt, dass nicht nur ihm, sondern auch mir ins Gesicht gespuckt worden war. Wenn auch nicht so ausgiebig und so zielsicher wie ihn der Matrose, hatte mich die patriotische Bürgerin bedient. Als ich das gelegentlich erwähnte, atmete er sichtlich auf. Er wusste, dass viele angespuckt worden waren, aber es hatte ihn offenbar gekränkt, als einziger Schriftsteller betroffen worden zu sein; in meiner Gesellschaft fühlte er sich, weil ich auch ein angespuckter Schriftsteller war, nicht mehr so gedemütigt. Das war anlässlich eines Gesprächs über «die Schande von Quimper». Fast alle waren der Meinung, es sei nicht unsere, sondern die Schande der Franzosen gewesen. Einer aber wollte diese Meinung nicht teilen.

«Wie würden *Sie* sich benehmen?» wollte er wissen, «wenn man *Ihnen* sechshundert Mann von der Fünften Kolonne vorführte: Spione, Saboteure, Nazis? Sind *Sie* Ihrer Haltung so sicher?»

«Spucken, einem Menschen ins Gesicht spucken würde ich nicht», meinte der Gefragte.

«Ich vielleicht doch», wagte sich ein anderer vor. Es war Steiner, und er sprach weiter: «Auf dem Platz in Quimper, wie sie noch nicht angefangen haben zu spucken, da ist in meiner Nähe ein feingezogener Mann

gestanden, ein besserer Herr. In einem unbemerkten Moment, unser Wachsoldat war gerade zum Sergeanten hingegangen, hat mir dieser bessere Herr ein Päckchen Zigaretten zustecken wollen –»

«Haben Sie es genommen?» schrie einer.

«Was ist dabei?» schrie ein anderer. «Ein intelligenter Mensch, der wusste, dass wir nicht die Fünfte Kolonne sind.»

«Wollen Sie mich zu Ende reden lassen? Ja oder nein? Na, also. Es ist sicher ein intelligenter Mann gewesen. Aber sicher hat er uns für die Fünfte Kolonne gehalten. Er hat graumeliertes Haar gehabt, der bessere Herr, und ein silbernes Schnurrbärtchen, und mit einer sehr feinen Stimme hat er zu mir gesagt: ‚Prenez!‘ – ‚Prenez!‘ hat er zu mir gesagt, sehr schnell und sehr ängstlich: ‚Prenez! A bas les Juifs !‘»

«Und Sie haben ihm nicht ins Gesicht gespuckt?» riefen jetzt viele Stimmen auf einmal.

«Ja, sehen Sie, ich habe bis heute die drei Worte ‚ins Gesicht spucken‘ für eine Redensart gehalten, so wie ‚an die Gurgel springen‘ oder ‚ins Gras beißen‘. Das hat sich bei uns jetzt alles geändert, bei uns in Wien, meine ich. Dort springt man wirklich an die Gurgel, und im Prater haben sie einmal einige hundert jüdische Männer, Frauen und Kinder auf eine Wiese getrieben und sie gezwungen, wirklich ins Gras zu beißen, das die Buben der SA vorher verunreinigt hatten. Dass auch in Frankreich die alten Redensarten in die alten Tätlichkeiten umgesetzt werden, hab’ ich nicht gewusst. Jetzt weiss ich es.»

Im Zug hatte ich Steiner nicht gesehen. In Quimper auf dem Platz sah ich ihn, nicht fern von mir, im Kreise stehen, und ich war froh, ihn während der Eisenbahnfahrt nicht gesehen zu haben. Ich schämte mich und machte mir Vorwürfe, wenn ich – neben dem Weisen von Offenbach sitzend und ihn die ganze Nacht erzählen und reden lassend – an Steiner dachte. Nur in der hysterischen Atmosphäre, die sich in den letzten Tagen im Stade Buffalo ausgebreitet hatte, war es möglich, einen Menschen so zu verdächtigen, wie ich diesen Jungen verdächtigt hatte. Was hat er denn Schlimmes getan? Oder gesagt? Er war freundlich und ausnehmend hilfsbereit, was hatte ich ihn so schlimm zu verdächtigen? Selbst seine geheimen Verabredungen und Abmachungen mit dem nazifreundlichen Unter-

offizier erschienen mir in einem anderen Licht. Er wollte für den Fall, wenn die Deutschen anmarschiert kämen, aus dem Lager ausbrechen, um jeden Preis. Hätte er die Hilfe des Unteroffiziers, der den einzigen Durchschlupf bewachte, ausschlagen sollen, weil dieser verbrecherische Unteroffizier ein Nazi war? Dumm, so dumm und so unbeholfen wie ich hätte er sein müssen, um die Hilfe des Unteroffiziers abzulehnen. Je mehr ich in aller Ruhe über Steiner nachdachte, je verständlicher kam mir sein Verhalten im Stade Buffalo vor. Ich musste mich vor mir selber schämen. Ich schämte mich, wie man sich zuweilen der eingebildeten Schrecken einer nächtlichen Wanderung in einem unbekanntem Gebirge schämt, wenn der Tag angebrochen und der kindische Spuk im Lichte zerronnen ist. Ich schämte mich auch vor Steiner; wie man sich morgens nach einem blöden Traum vor einem Freunde schämen wird, der als Schuft und Verräter durch den noch frischen Traum einer Nacht gegangen war.

Im Autobus sah ich Steiner neben dem Weisen von Offenbach sitzen, und es fiel mir auf, dass sie miteinander redeten wie alte Freunde. Unsere Autobusse rollten, viel Staub aufwirbelnd, auf der Landstrasse. Wir sahen die kleinen Dörfer der Bretagne, wo sichtlich armes Volk hauste, Bauern und Fischer in ihren roten und rosaroten Hosen, ihre kleinen Weiber unter ihrem hohen weissgestärkten Kopffutz. Von den Soldaten wussten wir nunmehr, dass wir in das Dorf Audierne gebracht werden sollten, und diejenigen unter uns, die billige Witze liebten, nannten das Dorf schon jetzt Au-Dirne; die Handelsreisenden blieben bei dieser Benennung auch späterhin. Auch hier in Marseille treffe ich nicht selten einen Mitgefangenen aus diesem Lager, der mich mit den Worten stellt: «Erinnern Sie sich nicht? Wir waren ja zusammen in Au-Dime.»

Die Küste entschwand hin und wieder hinter einer Kehre und nichts war vom Meer zu sehen. Dann tauchte eine farbensprühende Bucht auf, ein kühlender Wind trug den Geruch des Ozeans heran, auf einer kleinen Anhöhe sahen wir ein Dorf, die Soldaten wiesen mit ihren Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten sanft in die Richtung zum Dorf hin und sagten: «Audierne.» Wir rollten, ein Autobus nach dem anderen, langsam um eine Mauer herum, die um die ersten Gebäude dieses Dorfes lief und die so hoch war, dass wir selbst von den Autobussen, die von der Mauer eingeschlossenen Gebäude nicht erblicken konnten. Gegen das Dorf zu, in

das wir an dieser Mauer entlang einfuhren, hatte sie ein Tor und ein Gatter offen, uns zu empfangen, doch übersah der Chauffeur des führenden Autobusses das Tor, und es fuhren alle Autobusse, einer nach dem anderen, an dem Tor vorbei. Sie machten nun noch die ganze Runde um die Mauer herum, um die wir nur einen halben Kreis zu ziehen hatten, und so lernten wir – durch einen Zufall? – die ganze Mauer kennen, die uns für die Kriegsdauer einschliessen sollte. In den Rücken der Mauer waren farbige Glassplitter kunstvoll eingelassen, buntes Flaschenglas, das bei eben untergehender Sonne in geradezu bestrickender Farbenpracht prangte, und Stacheldraht von der solidesten Qualität kroch über diesen Mauerrücken, der schon mit seinen Glassplittern scharf genug stechen konnte. Auch ich glaubte damals, der führende Chauffeur habe sich gar nicht geirrt: es wäre augenscheinlich eine rechtzeitige Belehrung, die der Kommandant angeordnet hatte, um uns gleich zur Begrüssung zu sagen: «Hier gibt es kein Entrinnen».

Der Kommandant war ein Mann von etwa 45 Jahren, mittelgross, ein wenig weich schon im Fleisch, aber ein strammer Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er war ein Capitaine der Reserve, und wir waren sehr zufrieden, dass er keinen höheren Rang hatte, denn in allen Armeen der Welt ist es so, dass die ganz bösen Tyrannen in den höheren Rängen zu finden sind. Er stand erst vor dem Haus der Wachmannschaft und sah zu, wie wir aus den Autobussen stiegen, als ginge ihn das Ganze nichts an. Als er uns später einer Ansprache würdigte und ein paar Sätze sagte, sahen wir gleich, dass er uns als 600 von der Fünften Kolonne betrachtete. Er gab das offen zu. Da traten einige von unseren Heldenvätern vor – so nannten wir unsere alten Herren, deren Söhne in der französischen Armee dienten –, und sie zeigten Papiere, Legitimationen, Photographien, auf denen fesse französische Soldaten zu sehen waren, auch elegante Offiziere, abgebildet neben ihren Vätern, die nun leibhaftig in einem Konzentrationslager standen und die Bilder dem Kommandanten des Lagers vorhielten, der sie als Spione, Saboteure und Parachutisten betrachtete ... Der Kommandant sah die Papiere und Bilder der nächststehenden Heldenväter zuerst mit Ekel und Misstrauen an, dann las er, wechselte viele Gesichtsausdrücke, um schliesslich in einer Art von beflissener Ratlosigkeit die Pa-

piere und Photos eines zweiten, dann eines dritten Heldenvaters durchzustudieren. Da stürmten alle 160 Heldenväter vor, schwingen ihre Papiere.

«Aber meine Herren!» rief der Capitaine, «Sie werden mir doch nicht weismachen wollen, dass hier jeder fünfte einen Sohn in der französischen Armee hat?!?»

«Nein», erwiderte ein Heldenvater mit Berliner Akzent und ganz kalt-schnäuzig: «jeder zweite!»

Es war nicht wahr, es hatte nur jeder dritte einen Sohn in der französischen Armee – aber wirksam war es! Jetzt gab der Kommandant zu, weder unsere Papiere noch Instruktionen erhalten zu haben, sein Oberkommando aus Quimper habe ihm 600 deutsche Zivilgefangene aus Paris angekündigt; er wollte nun mit seinem Urteil über uns abwarten, bis unsere Personalpapiere einträfen. Dermassen schwankend zwischen den Fragen, ob nun wir wegen der Heldenväter alle wie Heldenväter oder die Heldenväter wie wir als Parachutisten zu behandeln wären, liess uns der Kommandant kein Abendessen geben. Es war auch schon zu spät. Man hatte für uns nicht gekocht, und diese bretonischen Soldaten da sahen nicht so aus, als ob sie mit uns ihr Abendessen teilen wollten. Der Kommandant hatte mit Parachutisten gerechnet, nun sollten Heldenväter hungern. Sie waren ihm deswegen nicht gram. Sie hatten Durst noch von gestern. Wir packten schnell unsere Trinkgeschirre aus. Ein stumpfsinniger Soldat zeigte uns die Stelle. Es gab da eine Wasserleitung. In der Leitung gab es einen Wasserhahn. Einen. Für sechshundert Mann. Denk' ich an diesen einsamen Wasserhahn, werde ich jetzt, heute noch, durstig. –

XV

Diesmal war es ein rechtes Gefängnis, unser Lager. Das bewirkte allein schon die Mauer. Es war ein Gefängnis unter freiem – und meistens herrlich blauem – Himmel. Der von der hohen Mauer verhaftete Raum setzte sich aus zwei ungleichen Höfen zusammen, einem grösseren Vorhof, der ostwärts ansteigend an den kleineren Hof anschloss. Der grössere Vorhof war schmutzig und staubig, auf dem kleineren wucherte wild und hart ein hohes Gras, das an dem Abend, da wir einrückten, sogar grün war und nach Rasen roch, aber nur eben an diesem einen Abend. Getrennt waren die zwei Höfe durch ein solid gemauertes Gebäude, eine Baracke, wo die Aborte waren, sowie durch eine niedere zum Teil abgetragene Ziegelmauer und ein Holzgatter. Im kleineren Hof stand eine niedere langgestreckte Baracke, die nicht zu lüften war und stets einen heissen gebackenen Armeleutegeruch in den kleinen Hof entliess – im grösseren Hof stand, gleich beim Eingang zum Gefängnis, ein kleines Häuschen mit einem Blumengärtchen, rechter Seite setzten die Ubikationen der Wachsoldaten an, in der Mitte, hinter der Abortbaracke, stand ein Holzschuppen, in dem unsere Küche eingerichtet wurde. Das Ganze, eine längst aufgelassene Fabrikanlage, stand auf der sehr schiefen Unebene einer Erhöhung, deren höchste Stelle der kleine Hof war, die tiefste aber das Haus der Wachmannschaft sowie das Häuschen mit dem Blumengärtchen, wo der Kommandant sein Büro hatte. Vom kleinen Hof hatten wir westwärts einen freien Ausblick über das Häuschen, über das viel tiefer gelegene Mannschaftsgebäude sowie über die Mauer auf den Teil des Dorfes Audierne, der auf der gegenüberliegenden Erhöhung stand. Vom ersten Abend an pflegte sich dort die Bevölkerung anzusammeln und augenscheinlich mit noch grösserer Neugier zu uns herabzusehen als wir zu ihnen hinaufblickten. Das war das Loch in unserer Gefängnismauer, das Ausguckloch auf die Welt. Das Meer sahen wir nicht. Doch hörten wir die Bevölkerung gegen uns grollen, und wir waren recht froh, dass ihr Ausblickspunkt von dem unseren nicht in der Nähe eines Steinwurfs lag.

Obleich wir die Stimmung dieser Bevölkerung vom ersten Augenblick anerkannten – schon am ersten Abend weigerten sich die Audierner, uns Brot zu verkaufen, und auch die Intervention unseres Kommandanten blieb ohne Erfolg –, war es angenehm, hin und wieder einen Blick in die Aussenwelt zu tun, wo es Menschen gab, die nicht gefangen waren; Frauen und Kinder und Mädchen; auf diese Entfernung sahen die bretonischen Mädchen recht hübsch aus. Da man mich nicht den Deutschen, sondern den Österreichern zuteilte, war ich im kleinen Hof untergekommen, in der nicht zu lüftenden, heiss stinkenden Baracke, während die Deutschen in dem kühlen, leicht zu lüftenden, soliden dickwändigen Gebäude untergebracht waren. Wie das so gekommen ist, will ich hier erzählen, weil diese Geschichte sich in Variationen oft begeben hat und kennzeichnend ist für die französischen Militärbehörden, für die Deutschen und für die Österreicher im gleichen Masse. Unser Kommandant hatte am Abend unserer Ankunft wohl keine Instruktionen über uns zur Hand, aber in allen französischen Lagern galt, gleichsam als Gewohnheitsrecht, die Regel, dass die Österreicher besser zu behandeln seien als die Deutschen. Warum? Weil die Österreicher die ersten Opfer Hitlers waren. Ein guter Grund. Vielen, Franzosen und Österreichern, leuchtet dieser Grund ein; mir auch. Waren aber die Österreicher Hitlers erste Opfer, warum sperrt man sie in Konzentrationslager ein? Ich habe in fünf verschiedenen Lagern Zeit sowohl als Anlässe gehabt, über das Problem der österreichischen Beliebtheit nachzudenken, und ich bin zu dem Ergebnis gekommen, dass diese Beliebtheit der Österreicher eine sehr solide, unumstössliche, dreifache Grundlage hat: 1. weil die Österreicher sich selbst besonders sympathisch vorkommen; 2. weil alle Leute glauben, dass der Walzer

Das muss ein Stück vom Himmel sein:
Wien und der Wein, Wien und der Wein –

von Franz Léhar ist; 3. weil alle Leute glauben, dass Mozart, Haydn und Schubert Deutsche waren.

Das ist natürlich ein unglaubliches Ergebnis, aber ich lasse es mir so lang nicht nehmen, bis es sich in der ganzen Welt herumgesprochen haben wird, dass Haydn ein geborener Österreicher, Mozart ein geborener Österreicher, Schubert ein geborener Wiener und noch Beethoven ein Wahl-österreicher war. Wenn sich diese Erkenntnis durchgesetzt haben und der

Österreicher trotzdem in der Welt noch beliebt geblieben sein wird, werde ich meinen Standpunkt revidieren; nicht früher.

Nun, weil die Österreicher so beliebt sind, ordnete der Kommandant an, dass die Österreicher vor den Deutschen in die niedrige, stickige Baracke auf dem kleinen Hof einrücken sollten, damit sie, von den Deutschen nicht behindert, die besseren Plätze in den Ecken und den Wänden entlang besetzen könnten. Ein geschickter Organisator – wie alle französischen Lagerkommandanten –, hatte sich unser Capitaine ausgerechnet, dass alle Gefangenen in dieser Baracke Platz haben würden. Auf die Frage, ob denn das grosse, luftige, kühle Gebäude auf dem Vorhof leerbleiben sollte, sagte er, dieses Haus sei für 500 kriegsgefangene deutsche Soldaten reserviert.

«Eine gute Nachbarschaft», sagte laut der Börsenrat Fopper, und man musste das dem beunruhigten Kommandanten übersetzen. Unsere deutschen Leidensgenossen – die sonst gleich zu murren pflegten, wenn irgendwo die Österreicher eine Minute früher pissen durften als die Deutschen – übersahen in ihrer Sachlichkeit die Situation sofort, sie drängten sich gar nicht vor. Sie lagerten sich in bescheidener Ergebenheit auf dem noch frischen Gras des kleinen Hofes, indes die in der Protektion so gut gedeihenden Österreicher mit viel Temperament die stickige Baracke im Sturm nahmen. Nach ein paar Minuten stellte sich heraus, dass die Baracke gerade noch die 300 Österreicher fassen konnte. Die benachteiligten, misshandelten deutschen Brüder breiteten ihre Decken auf dem Rasenplatz aus, in Selbstbeherrschung und in Geduld, kein Klagelaut drang aus den schmerzlich geschlossenen Lippen. Gerührt von solchem Mass an Disziplin gab der Kommandant Befehl, das luftige kühle Haus zu öffnen, wo die Deutschen ohne besondere Eile einzogen. Viele blieben im Freien liegen. Denn die Nacht war warm und der Himmel voller Sterne.

Es war nicht das erste Mal, dass die Bevorzugung der Österreicher in Frankreich so endete. Die Bevorzugung der Österreicher in Frankreich war ein Kapitel für sich. Da ich schon in Paris zu den Österreichern gezählt wurde, kenne ich dieses Kapitel nur zu gut. Kein Emigrant wurde in Paris so mit allen Hunden der Polizei gehetzt wie just die Österreicher, die mit Einverständnis der französischen Regierung ihre österreichische Staatsbürgerschaft auch nach dem Anschluss nicht aufgegeben haben,

keine Deutschen geworden sind, von Frankreich als Ex-Autrichiens erklärt, bei jeder unwichtigen Gelegenheit als «Hitlers arme Opfer» pathetisch reklamiert und im Ernstfall als Deutsche interniert wurden ...

Staubscheu wie ich bin, habe ich mich auch diesmal an dem Kampf um Lager und Stroh nicht zu beteiligen gewagt. Ich bin draussen geblieben, bei den Deutschen, auf dem Rasen. Nach einer halben Stunde kamen viele Österreicher mit Decken, Mänteln, Rucksäcken aus der Baracke. Bald war kein Plätzchen mehr frei auf dem kleinen Hof. Es war der Weise von Offenbach, der mich davon abgehalten hatte, vor Anbruch der völligen Finsternis in der Baracke bei den Österreichern ein Lager zu suchen. Er hatte dicht an der Mauer auf weichem Rasengrunde eine Schlafstelle für sich und «einen Genossen», wie er sich ausdrückte, belegt, die für drei hinreichen würde; er nahm mich auch gleich mit, und wir richteten bei anbrechender Nacht unser Lager im Freien. Der Genosse sei noch auf der Suche nach Trinkwasser, sagte mir der Weise von Offenbach; er schien grosse Stücke auf diesen seinen Genossen zu geben, denn er war sicher, bald seinen Durst stillen zu können. Indessen erzählte er mir die bekannte jüdische Anekdote mit der alten bekannten Pointe: «Einen *Durst* hab' ich gehabt!» Erstaunlicherweise gab es in Hörweite noch welche, denen diese Anekdote neu war, und Monsieur Alter hatte wieder mal einen Speaker-Erfolg. Ich hatte in der Eisenbahn den Ausdruck der Verzweiflung darüber, dass wir nicht nach dem Süden, sondern nach dem Westen verbracht wurden, glücklicherweise verschlafen, und ich wunderte mich über die gute Stimmung in unserem Lager, obwohl ich selber ruhig war und mir keine weiteren Gedanken machte. Die erfrischende Brise, die vom Meere kam, die Düfte der Felder, die Stille des Dorfes, das Gezirp der Grillen, das friedliche Schweigen des hohen Sternenhimmels, unter dem keine Bomber dröhnten: eine schöne Nacht lullte das Lager ein. Schon erhob sich in der Dämmerung das Schnauben und das Pfeifen unserer Schnarcher, das vorerst als ein tastender, schüchterner Versuch anzuhören war, als ein Probespiel zu einem Konzert, das hernach langsam und choralartig anschwell, aber unter freiem Himmel sich beinahe harmonisch mit den übrigen Geräuschen der Nacht vermischte.

Unser Schlafplatz erwies sich bald als zu gut gewählt. Wie jeder besonders gute Platz war er besonders gefährdet. Von der Kette der Wachtposten her, die der Mauer entlang für die Nacht noch verstärkt worden war, schwankte ein Schatten mit schussfertigen Gewehr heran, um uns aus unserer Ecke zu verjagen, wegen besonderer Fluchtgefahr. Da trat die schöne ruhige Bruststimme unseres Speakers in Aktion. Diesmal war es wirklich eine Leistung, denn die Wachsoldaten – deren bald drei hilfreich dem ersten beigetreten waren – erwiesen sich als so stumpfsinnige und demzufolge böartige Bretonen, wie sie sich, zu unserem Unglück, auch in der Folge stumpfsinnig und böartig betragen sollten. Das war eine neue und bitterböse Erfahrung, die wir da machen sollten. In allen anderen Lagern waren die Soldaten freundlich, verständnisvoll, hilfsbereit: Franzosen. In Montargis haben sich die engeren Landsleute der Jungfrau von Orléans mit uns unter der Devise «Nous sommes emmerdés, vous et nous, tous» verbrüdet, im Oktober 1939, am ersten Abend gleich, und ihr gutes Diner mit uns geteilt. Wären *sie* hier in diesem Lager von Audierne gewesen, unsere Soldaten-Freunde von Orléans anstelle dieser stumpfsinnigen Bretonen: wir wären sicher nicht in die Hände der Deutschen gefallen...

«Sind das Hartschädel», meinte, gutmütig wie er war, der Speaker, nachdem es ihm doch gelungen war, die vier schwebewaffneten Bretonen zu überzeugen, dass wir nicht die geringste Absicht hatten, Fluchtversuche vor einer so schussbereiten Wachtpostenkette zu veranstalten. Es war unser erster und letzter Sieg über den Stumpfsinn der Bretonen. «Gott, werde ich einen Durst haben», variierte der weise Speaker von Offenbach die alte Anekdote, «wenn der Genosse kein Trinkwasser auftreibt.»

Es war schon blaue Nacht, als der Genosse endlich kam. Er hatte kein Wasser bekommen, brachte aber eine Flasche Wein mit, einen guten Rotwein. Mit dem Genossen war Steiner mitgekommen, der rechter Seite von unserem Speaker seine Liegestatt hatte und seinerseits ein schönes Stück Weissbrot mitbrachte. Ich erinnerte mich, eine Schachtel Käse zu besitzen, der Speaker hatte Sardinien, der Genosse noch Wurst – so kam ein vortreffliches Abendessen zusammen, das uns in der Kühle der Nacht wunderbar schmeckte und um so besser bekam, als hier draussen, im Freien, das leise Sprechen nicht verboten war und alle bei bester Laune waren.

Es fiel mir auf, dass der Weise von Offenbach sich besonders gern und freundlich mit Steiner unterhielt und dass sie im Meinungs austausch, namentlich über Politik und Krieg, aufeinander eingespielt waren wie zwei Männer, die oft beisammengesessen und viel miteinander geredet und geschwätzt haben. Merkwürdig, wie merkwürdig, fiel mir jetzt ein, dass in Quimper auf dem Platz jener nazifreundliche alte Lump just Steiner ein Päckchen Zigaretten hatte zustecken mögen. Warum gerade ihm? Wir waren 600 auf dem Platz, und der Franzosen – oder Bretonen – waren Tausende dagestanden. Gewiss ist es kein Zufall, sagte ich mir, dass just Steiner von dem bretonischen Nazifreund in Quimper angeredet wurde; obgleich ich ja nicht wissen kann, was jeder von unseren 600 dort erlebt hat. Ist es nicht ein Zufall, dass ich von einer Frau, aber der silberhaarige Dichter von einem Matrosen angespuckt wurde? Ich glaube nicht an Zufälle. Ist es nicht so, dass ich in allen Situationen meines Lebens, wenn Frauen dabei sind, immer am meisten an der Weiblichkeit interessiert gewesen bin? Bei Hochzeiten und Begräbnissen, in Theatern und in Kirchen – mit mehr Recht als der alte Goethe könnte, müsste ich von mir sagen: «An manchem Unort, wo ich's mich erfrecte» ... Auch in Quimper, auf dem Platz, was hat dich, alter Lump, am meisten von deinem Elend abgelenkt? Sicher wirst du die recht hübsche Bürgerin mit Wohlgefallen angegafft haben und hierdurch, wenn auch bedauerlicherweise nur als Zielscheibe für ihre Spucklust, auf dich aufmerksam gemacht haben. Und der silberhaarige Dichter? Seine Lebtage hat dieser gute Familienvater junge, blondschöpfige, blauäugige, abenteuerliche Männlichkeit besungen: sicher hat er auf dem Platz, allenfalls im Autobus von seinem schönen Fensterplatz herab, den blauäugigen Matrosen in sein Blickfeld, demzufolge Kontakt mit ihm und so leider eben auch die Spuckgeschosse ins Gesicht gezielt bekommen. Bei Steiner müssen wir den Fall vom anderen Ende betrachten. Der Nazifreund, der alte Bretoner, war in seiner begreiflichen Angst, auf der Suche nach einem echten Nazi ja nicht fehlzugehen, gewiss darauf aus, ein Musterexemplar zu finden, das seiner Vorstellung von einem deutschen Blondling am besten entsprach. Dass er mit seinem ängstlich geflüsterten Schlachtruf «A bas les Juifs!» sich hätte dem Börsenrat oder mir anvertrauen sollen, kann man nicht einmal von einem Bretonen in Finistère verlangen ...

Ich gebe hier die durchaus angenehme Stimmung und die leichten Gedanken jenes Abends wieder. Es war der einzige Abend, da wir im Freien bleiben durften, und als hätten wir es gehant, dass wir fortab alle Nächte in der stinkenden, überhitzten Baracke schlaflos unter den Schnarchern liegen würden, genossen wir die kühle Luft und den hohen Sternenhimmel dieser Nacht, wir zwei, der Weise von Offenbach und ich, indem wir wach blieben bis zum hellen Morgen. Ich hatte ja geschlafen an jenem Tag, in der Eisenbahn, und der Weise hatte noch in jeder Lage mehr Bedürfnis nach Ansprache denn nach Schlaf. Er redete zu mir die ganze Nacht und ich hörte gut zu. Er erzählte mir die Geschichte von den zwei Brüdern Steiner. Während der Speaker mir erzählte, schlief Steiner neben uns. Er war in der Müdigkeit seiner Jugend gleich nach dem Abendessen eingeschlafen, und schon vor ihm war der Genosse, ein blutjunger Mensch, nach dem letzten Schluck Rotwein still auf sein Bett gefallen.

Da der Weise von Offenbach nett und lieb mit Steiner umging, tat ich an jenem Abend ohne weiteres Nachdenken desgleichen. Steiner und ich – wir sprachen von Wien und den letzten Tagen Österreichs vor dem Einbruch der Deutschen und dem Ausbruch der Tollwut –, wir fanden jetzt heraus, dass wir in Wien nahezu Nachbarn gewesen, da er in der Favoritenstrasse, ich in der Johann Strauss-Gasse eine Wohnung hatte. Nach dem Essen erinnerte ich mich, dass ja Steiner von Paris noch einmal nach Wien zurückgereist war, und ich fragte ihn, wie es denn da ausgesehen habe in Wien nach dem grossen Pogrom im Herbst 1938. Es war indes schon völlig Nacht geworden. Ich sah wohl noch das Gesicht Steiners im Dunkel schimmern, doch konnte ich nicht sehen, dass ihm vor Müdigkeit die Augen zufielen, das konnte ich dann nur an seiner heiseren, schon vom Schlaf belegten Stimme erkennen, und ich nahm meine Frage zurück. In der ihm eignen Höflichkeit liess er es sich nicht nehmen, mir zu erklären: «Es war wie im Traum. Haben Sie nicht auch einmal nach der Flucht, in Paris, von Wien geträumt? Man findet seinen Kragenknopf nicht, und plötzlich sucht man ihn in der Wiener Wohnung. Die ganze Familie ist da beisammen und sie schreien dich an: Warum bist du heimgekommen?! Nie wieder kannst du da heraus! Man stürzt heraus und rennt und rennt und findet keinen Weg. Man will Hilfe rufen und hat keinen Laut in der Kehle ... Ein typischer Emigrantentraum.

So ging es mir in aller Wirklichkeit in Wien. Wie in einem bösen Traum, da eine Verwandlung alle Gesetze verkehrt hat. Die Menschen sind Tiere geworden, die Tiere Menschen. Die zärtlich schnurrende Katze ist eigentlich die böse Hausmeisterin, deine eigene Mutter ist ein Hund geworden und sie bellt und schnappt nach dir ... Es gibt keine Menschen mehr in Wien. Es gibt Teufel und es gibt Engel. Ja, es gibt auch Engel. Aber Menschen sind keine mehr da in Wien ...»

Wie ein kleiner Junge rieb er, um sich wachzuhalten, seine Augen mit den beiden Fäusten. Da strich ihm der Weise von Offenbach mit zarter Hand über Stirne und Haar und sagte mit irgendeinem süddeutschen Akzent, den ich nicht bezeichnen könnte: «Schlaf schön, Burschele.»

«Gute Nacht», konnte Steiner noch lallen, ehe er hinfallend einschlief.

XVI

Zweiten Tags teilten wir uns selbst in Gruppen ein – schliesslich war Frankreich noch eine demokratische Republik das bekannte Spiel: «Les Chefs de groupe!» konnte wieder beginnen. Bei den Wahlen führten wir, der Weise von Offenbach, Steiner und ich, einen schnöden Streich gegen unseren Ex-Chef Dolfi. Natürlich wollte er wieder Gruppenchef werden, und er wandte sich an Steiner, seinen erprobten Vertrauensmann, der sogleich lachend zu mir kam und vorschlug, eine Wiederwahl Dolfis mit allen Mitteln zu hintertreiben; es sei doch gefährlich in diesem Gefängnis, einen Dummkopf, obendrein einen skrupellosen, an der *tête* einer Gruppe zu haben. Wir dachten auch bald ein unfehlbares Mittel aus, Dolfi hereinzulegen. Steiner suchte ihn auf und erzählte ihm, ich wäre wohl mit seiner Wiederwahl einverstanden, doch hätten wir beide, Steiner und ich, einen anderen Plan: Ein Mann wie Dolfi Blau sei viel zu gut für einen simplen Gruppenchef; sollte er es nicht riskieren, seine Kandidatur für die höchste Würde anzumelden?

Die höchste Würde in den französischen Konzentrationslagern war: Lagerchef, der Chef aller Gruppenchefs, der Kopf aller Köpfe, der oberste Gefangene. Das war schon beinahe eine offizielle Persönlichkeit. Im steten Kontakt mit dem Lagerkommandanten, Träger des Vertrauens sowohl der Gefangenen als auch des Gefängniswärters, war der Lagerchef beinahe eine halbfreie Persönlichkeit. In den seligen Zeiten von Montargis durfte der Arschlecker, der unser Lagerchef war, mit dem Oberleutnant ins Kaffeehaus mitgehen! – Dolfi machte uns keine Schwierigkeiten; wir meldeten seine Kandidatur an. Es war sicher, dass er nicht die geringste Aussicht hatte, durchzukommen. Wären die Österreicher untereinander gewesen und keine Deutsche im Lager, hätte Dolfi vielleicht die Chance gehabt, dass die Wiener in ihrer durchaus liebenswerten Neigung, all die Lagerwürden zu verabscheuen, einen Dolfi sich hätten zum Spass gefallen lassen – weil eh scho olles wurscht wor ... Es waren aber Deutsche im Lager, Leute, die auch solche Würden mit einem Ernst behandelten, den tierisch zu nennen nicht angehe, weil das Wort ‚deutsch‘ in diesem Falle als der Superlativ von ‚tierisch‘ gelten darf. Diesmal nahmen aber selbst die Wie-

ner die Wahl zum Lagerchef ernst, allein um zu verhindern, dass ein Deutscher den Sieg davontrage. Man einigte sich schliesslich auf einen Wiener für die Österreicher und einen Berliner für die Deutschen. Wir waren ja auch räumlich getrennt. Wäre es zu einer allgemeinen Abstimmung gekommen, so hätte Dolfi wahrscheinlich drei Stimmen erhalten; Steiners, meine sowie die beste und schönste deutsche Stimme, die des Weisen von Offenbach, der den grössten Spass an diesen unseren Wahlmanövern hatte, noch Tage später in unbändiges Gelächter ausbrechen konnte, sooft er den durchgefallenen Dolfi in der Menge erblickte; genau gesagt bis zu dem Tag, da die Nachricht vom Einzug der Deutschen in Paris einbrach – da gab es kein Lächeln mehr in unserem Lager.

Mit Wehmut nehme ich hier Abschied von Dolfi. Ich fürchte sehr, dass ich keinen Anlass mehr haben werde, ihn in unseren Kreis wieder einzuführen. Wohl habe ich ihn im Stade Buffalo sekundenweise verabscheut und am Ende gar gehasst. Dennoch ist er mir eine liebe Erinnerung geworden, und manchmal kommt es mir vor, als täte es mir leid, ihm einen bösen Streich bei den Wahlen gespielt zu haben; namentlich wenn ich mich der Trauer und der Scham in den bösen Kugelaugen Dolfis erinnere, als er beim ersten Appell in Audierne einfach als ein Dolfi in der letzten Dreierreihe unserer Gruppe stand, kein *Chef du camp*, kein *Chef de groupe*, sondern nur eine ganz gewöhnliche Nummer, flankiert von zwei anderen ganz gewöhnlichen Nummern, von mir sowie von Steiner, der ihm mit der Rohheit eines jungen Mannes Salz in die noch offenen Wahlwunden streute und ihm zuredete: «Schön hat man Sie bedient, Sie Trottel!»

«Silence!» schrie der frisch erwählte Lagerchef, der neben dem Capitaine und dem dienstführenden Sergeanten gleichsam auf der Kommandobrücke stand, als wollte er Dolfi *ad oculos* demonstrieren, welche Ehren ihm entgangen waren. «Ruhe!» wiederholte er, da er in seiner Eigenschaft als Dolmetscher, das Vertrauen einerseits des Lagers, andererseits des Kommandanten geniessend, vom Fleck weg zweisprachig amtierte. Vorderhand schien er aber nur die Zange des Ekels darzustellen, mit der unser Capitaine uns anzufassen gedachte, denn er hatte offenbar schon vergessen, dass es Heldenväter unter uns gab. Unsere Papiere waren noch nicht eingetroffen, und sein Oberkommando in Quimper hatte äusserste

Strenge gegen uns geboten. Wir hätten nicht genug Brot bekommen? Da sei nichts zu machen. Die ausgestellten Rationen kamen von Quimper, die Bauern weigerten sich, Brot für uns, Fünfte Kolonne, zu verkaufen. *Ein* Wasserhahn genüge nicht für 600 Mann? Wir waren hier nicht in einem Sanatorium – liess der Capitaine sagen, und der Lagerchef übersetzte – und nicht in einer Sommerfrische wie im Stade Buffalo. Es ist Krieg und das Schlafen im Freien ist strengstens verboten. Wer nach acht Uhr im Freien angetroffen wird, ist zu verhaften. Und keine politischen Gespräche! Fertig! Abtreten! Nicht einmal einer Ansprache hat er uns gewürdigt, der Kommandant. Der Ton erinnerte bedenklich an das Stade de Colombes.

Unser Lagerchef, ein Wiener Handelsmann – den seine Berufskollegen, weil er eine besonders hässliche lange Nase hatte, sofort zum Cyrano ernannten –, erwies sich vom ersten Tage an als ein schlauer Mann. Er liess Schreckensnachrichten für heute und Optimismus für morgen verbreiten. Zum Essen gäbe es so gut wie nichts in der Küche. Der Capitaine halte uns für Verbrecher. Aber der Lagerchef hoffe, den Capitaine umzustimmen, der sich als grausamen Profoss nur aufspiele, aber im Grunde ein besonders feiner und gebildeter Herr sei.

Der deutsche Lagerchef war kein Diplomat. Er war ein gewissenhafter, sich seiner Verantwortung völlig bewusster Mann. Als Lagerchef hatte er einen Auftrag. Vor allem lag es ihm daran, den Franzosen klarzumachen, dass 600 Menschen nicht imstande seien, sich ihr Essgeschirr und Schmutzwäsche unter *einem* einzigen Wasserhahn zu waschen. Man hatte zwar noch nicht ohne Weiteres Zutritt zum Capitaine, aber auflauern konnte man wenigstens dem Fähnrich oder dem Arzt. Es zeigte sich nämlich auch ein Militärarzt in unserem Lager, ein Herr im Range eines Majors, ein recht freundlicher und hilfloser Mann, dem der hygienische Ernst der Deutschen offenbar stark übertrieben schien.

Am zweiten und dritten Tag unserer Wassemet entdeckten österreichische Scouts in ihrer Baracke einen verschlossenen Teil, der nichts anderes war als ein ordentlicher Waschraum, offenbar für die Arbeiter der Fabrik eingerichtet. Ein Ingenieur, der einen Blick durch das versperrte und mit Spinnweben behangene Fenster getan hatte, erklärte sachkundig, dass in diesem Waschraum fünfzig Mann sich auf einmal waschen könnten. Die

Deutschen beschlossen sofort, ein Gesuch beim Capitaine einzureichen. Die Österreicher waren anderer Meinung und zogen es vor, sich hinterherum mit dem Sergeanten zu einigen. Man drang unoffiziell in den Raum ein, reparierte die schadhafte Wasserleitung und eröffnete alsbald spritzende, sprühende, sprudelnde Wasserspiele über den zwei langen Steintrögen. Die Deutschen billigten den Vorgang nicht. «Sie werden schon sehen!» sagten sie. Weil aber der Waschraum in der Baracke der Österreicher lag, hatten sie ihrerseits nichts von dieser Eigenmächtigkeit der Wiener zu befürchten, und so taten sie unter Protest diesmal hygienisch und würdevoll mit.

Ein paar Tage später drangen zwei bretonische Wachsoldaten in den Waschraum ein, sahen sich mit grösstem Unbehagen die Nacktkörperkultur an, missbilligten sie heftig und erstatteten eine Meldung. An diesem Tage hatte aber der Kommandant unsere Liste in den Händen, er wusste bereits, dass wir keine Parachutisten waren. Beim Morgenappell dieses Tages hatte er uns bereits einer pathetischen Ansprache gewürdigt. Er kam mit dem Militärarzt und einer ganzen Kommission in den Waschraum, von dessen Existenz in ganz Audierne nichts bekannt gewesen war. Die Kommission bestaunte die fortgeschrittene Technik unserer Ingenieure und Mechaniker, lobte den hygienischen Eifer, rügte scharf den eigenmächtigen Einbruch und untersagte das Betreten des Waschraums nach 9 Uhr morgens und vor 6 Uhr abends. «Sehen Sie?» sagten die Deutschen. «Sehen Sie?»

Wir hatten, wie man sich wohl denken wird, andere und schwerere Sorgen. Da wir Zeitungen lesen durften und ein kleines, in Brest erscheinendes Provinzblättchen kaufen konnten, sahen wir, wie schlimm es an der Front stand. Wir waren aber hier doch einige hundert Kilometer von der Front entfernt und das Provinzblatt wusste nicht viel zu berichten. Dass Frankreich verlieren wird, dass Frankreich geschlagen wird – das dachten damals nur die unheilbaren Pessimisten, der Börsenrat Fopper zum Beispiel. «Erinnern Sie sich noch, was Clemenceau einmal, als es sehr schlecht an der Front stand, erklärt hat? ,Wir werden uns vor Paris schlagen, wir werden uns in Paris schlagen, wir werden uns hinter Paris schlagen Die zwei da, der Pétain und der Weygand – die werden sich nicht vor Paris schlagen, die werden sich nicht in Paris schlagen, die werden sich nicht hinter Paris schlagen. Frankreich ist verloren.»

«Man soll nicht immer prophezeien», warf unser Speaker ein, der sich meistens unter den Österreichern aufzuhalten pflegte. «Im Stade Buffalo haben Sie sicher vorausgesagt, dass man uns nicht wegbringen wird. Nun sind wir aber doch hier, so ziemlich in Sicherheit – und –»

«Natürlich, in Sicherheit», unterbrach ihn mit überraschender Heftigkeit der Börsenrat. «Wir wären hier vielleicht in Sicherheit, wenn wir hier unter uns wären und nicht mit dreihundert deutschen Brüdern beisammen –»,

«Was wollen Sie von mir?» wehrte in aller seiner Gutmütigkeit der Weise von Offenbach ab. «Mich hat Joseph Roth längst zum Ehrenösterreicher ernannt.»

«Wenn Sie Joseph Roth ernannt hat», erwiderte der Börsenrat mit gespielter Ernst, «so muss man das respektieren. Aber mir ist dieses rechtliche Denken und dieses ernste Getue der deutschen Brüder manchmal unheimlich. Sie werden sehen, eines Tages –»

«Herr Fopper, bitte», unterbrach diesmal der Speaker. «Tun Sie mir den Gefallen: Prophezeien Sie uns nichts.»

Der Börsenrat schwieg und nahm seinen ewigen Gang durch das Lager wieder auf. Wie in allen anderen Lagern konnte er auch hier nicht für fünf Minuten ruhig sitzen. Auch hier ging er in Gedanken auf und ab, ohne Rast. Hätte er den Satz zu Ende gesprochen, diesmal hätte er mit seiner Voraussage recht behalten. Denn seine unvollendete Prophezeiung ging in Erfüllung: ein Tag kam, an dem uns das rechtliche Denken der deutschen Brüder zum Verhängnis werden sollte.

XVII

Ich weiss nicht, womit es zu erklären ist, dass in den Konzentrationslagern klarer gedacht, gescheiter geredet, reeller gesehen und richtigere Prognosen für die Zukunft der Welt gemacht wurden als in allen Parlamenten, Senaten und Ministerberatungen Europas (vom Vatikan und vom Krenl zu schweigen). Wenn es möglich wäre, in einer akustischen Vision die Gespräche, Debatten, Streitereien, die Reden und das Gerede heraufzubeschwören und auf Platten zu setzen, die Welt hätte nicht wenig darüber zu staunen, wie richtig die politische und militärische Lage just in den von der Aussenwelt isolierten Konzentrationslagern beurteilt wurde.

Da man nicht annehmen will, dass zu einem gewissen Zeitpunkt in allen Ländern Europas just die klügsten Europäer interniert waren – doch warum nicht?: wenn Irrsinnige in einem Tollhaus sich bewaffnen, treiben sie nicht ihre Ärzte und Wärter in die Gummizellen? –, so muss man eine andere Erklärung suchen. Vielleicht diese: Die Menschen in den Konzentrationslagern waren vom Krieg am härtesten betroffen, und so haben sie schärfer sehen, richtiger denken *müssen*. Vielleicht eine andere Erklärung: Wenn man zu Fuss geht, weiss man mehr von der Strasse als diejenigen, die teils in weich gepolsterten, teils in schwerk gepanzerten Vehikeln auf der Strasse der Weltgeschichte dahinrasen. Vielleicht eine andere: In den Konzentrationslagern wurde geredet bei Tag und bei Nacht, am Morgen und am Abend, es wurde stehend, gehend, sitzend und liegend geredet, man redete beim Essen und sogar beim Befriedigen der Notdurft, denn in den französischen Konzentrationslagern waren auch die Latrinen ein Massengrab der Einsamkeit – kurzum, man hat in den Lagern so viel, so ungeheuer viel geredet, dass auch Gescheites geredet werden musste. Wer alles aussagt, sagt auch die Wahrheit aus. Vielleicht soll man alle diese Annahmen gelten lassen. Einer von den orthodoxen Juden, den ich befragte, hatte eine ganz andere Erklärung: «Nach der Zerstörung des Tempels, heisst es im Talmud, ist die Gabe der Prophezeiung auf die Kinder und auf die Narren übergegangen. Es sind sehr viele Narren in unserem Lager.» Ich wagte den Hinweis: «Und wie ist es mit dem Haus der

Lords? Sind da nicht Narren genug?» – «Narren, heisst es in der Schrift, Narren! Nicht Idioten ...»

Leider waren in Konzentrationslagern nicht nur Narren interniert, sondern auch Normale. So wird sich kein Mensch, der nicht eine Zeit in einem Lager eingesperrt gewesen ist, eine Vorstellung machen können, in welche ungeheure Flut von trivialem, lästigem, dummem, ordinärem, banalem Gered' und Geschwätz das kostbare Rinnsal der Weisheit rinnt. Was wird nicht alles besprochen, beredet, zerredet, beschwätzt! Und in welchem akustischen Nebeneinander, Untereinander, Übereinander, Durcheinander! Während hier drei von der Zukunft der abendländischen Zivilisation sprechen, reden daneben vier andere von dem Lederwarenhandel in Paris und in Wien, eine dritte Gruppe von Quoten und Visitorisen, eine vierte über Sigmund Freud und Alfred Adler. Während hier ein österreichischer Jude einem deutschen Juden zu beweisen sucht, dass Ludendorff kein grosser Stratege, sondern ein Massenschlächter gewesen sei, und der deutsche dem österreichischen, dass die k. u. k. Armee aus lauter Schlappschwänzen sich zusammensetzte und überall versagt hat, streiten sich Wiener Sozialisten mit Wiener Katholiken über die Frage, ob Dollfuss ein kleiner Staatsmann oder ein grosser Lump gewesen sei, und in Stunden, Tagen und Wochen fällt es ihnen nicht bei, zuzugeben, dass Dollfuss beides gewesen sei, und einen anderen Streitpunkt zu suchen. Gott und Teufel, Roosevelt und Hitler, Goethe und Bernard Shaw, das Ich und das Kollektivum, der heilige Thomas von Aquino und die russischen Besboshniki, Charlie Chaplin und Greta Garbo, alles hatte hier Bekenner und Kenner, Diener und Anfechter. Dossenas Fälschungen, Rosenthals Porzellan, Hellers Schokolade, Hofmannsthals nachgelassener Roman, Sirks Damentaschen, Bergsons Philosophie, alles war Gesprächsstoff. Jedes Gebiet menschlicher Betätigung hatte hier einen Spezialisten, der alles wusste und das auch sagte. Da der Raum eng war, die Redner teils nomadische, teils sesshafte Naturen waren, vermischten sich die Sprecher, die Zuhörer, die Themen, die Fragen und die Antworten. Mit der Zeit entwickelten sich ambulante Kollegien mit ständiger Besetzung, es gab aber Zaungäste, die bei allen dabei waren.

Diese hatten nicht die Geduld und nicht das Interesse, bei einer Gruppe oder bei einem Thema zu bleiben, und so pendelten sie zwischen den Gesprächen und stellten die entferntesten Verbindungen her. Es waren das

meistens kleine, magere Männchen mit flinken Füßen und samtene Augen. So einer stellte sich, wenn es ihm befiel, immer mit dem Rücken zu dem Thema, das ihn eben angezogen hatte, schwieg mit weithin horchenden Augen wie in einer Verzückung, hörte eine Weile der hitzigen Debatte über Henri Bergson zu, um plötzlich mit einer flinken Wendung seines Körpers und Geistes zugleich das ganze Thema an sich zu reißen: «Henri Berg et Sohn? Damenwäsche, Boulevard Rochechouart 37? Kenn' ich. Acht Monate für die Firma gereist...»

«Hm. Verzeihen Sie», sagte der deutsche Professor. «Wir sprechen hier nicht von der Firma Berg et Sohn. *Wir* sprechen von dem grossen französischen Philosophen Henri Bergson.»

«Philosoph? Bergson? Ist er ein Jud'?»

«Hm. Verzeihen Sie, ich sagte: *Wir* sprechen hier von Henri Bergson, dem Grossen –»

«Bergson?! Philosoph? *Grosser* Philosoph? Na und? Kann er Ihnen ein Quota-Visum nach Amerika verschaffen?! Sprechen Sie nur weiter! Wichtigkeit!»

Eines Tages, es regnete und alle waren unter Dach, beschloss ich, ein paar Minuten rein akustisch aufzunehmen, aufzuzeichnen und aufzubewahren. Sie lagen, sassen oder hockten auf ihren Strohlagern in sechs Reihen, zwischen den Reihen gingen welche in den zwei Durchgängen hin und her. Auch ich lag auf meinem Stroh, und ich schloss die Augen, um nichts zu sehen, und ich spitzte die Ohren, um nur zu hören. Ein Bild musste ich noch mitnehmen, weil es mir im letzten Moment, ehe ich die Augen schloss, in mein Blickfeld fiel und darin verhaftet blieb: Über zwei Reihen hinweg sah einer meiner Nachbarn einem Manne zu, der eben im Begriffe war, aus purer Langeweile seine Unterwäsche zu wechseln, und er schrie zu ihm hinüber: «He, Sie dort! Was sind Sie von Beruf?» In diesem Moment hatte ich die Augen geschlossen und nur noch gehört, was in meiner Hörweite sich abspielte. Hier, ungefähr, das Ergebnis: ... Wenn die Theologie so wichtig wäre, wären ja die Propheten Theologen gewesen ... Was sind Sie von Beruf, hab' ich gefragt... Sie sperren uns ins Lager, geben uns nichts zu essen, die Franzosen ... Ich bin Korsettfabrikant ... Sollen sie uns einsperren, sollen sie uns martern ... Wir Juden, wir brauchen keine Theologie, aber die deutschen Juden sind doch systematisch, weil sie deutsch sind und ... Die Generäle müssen etwas lernen, was

sie nicht wissen, die Luftwaffe hat die ganze Kriegführung verändert... Was sind Sie? Klosettfabrikant? ... Die Bibel ist nicht systematisch, Jesus war nicht systematisch, eine Religion, die systematisch ist, wird bald eine feste Schale ohne Gehalt ... Sie glauben, wenn Sie aufhören sich zu rasieren werden die Franzosen nicht weiter Krieg führen können haste ... Seitdem es Bomber gibt sind alle anderen Waffengattungen minder geworden ... Korsettfabrikant hab' ich gesagt ... Sie wollen immer die Religion verändern das ist gar nicht nötig es genügt den Geist der Gläubigen zu verändern ... Sie können ja auch aufhören sich die Zähne zu putzen, wird der Präsident Lebrun sich ärgern ... Sie sollen uns einsperren, sie sollen uns martern, sie sollen uns nichts zu essen geben: nur siegen siegen siegen sollen sie ... Klosettfabrikant hab' ich verstanden ... Die Bomber haben alles degradiert die Generäle sind blöd solange sie das nicht begriffen haben ... Eine Klage vor dem höchsten Gericht ... Es ist nicht wahr, Bergson hat sich nicht taufen lassen, der Pfaff' der das behauptet hatte, musste widerrufen und zugeben ... Die Engländer werden Frieden schliessen ... Die Bomber sind die Artillerie, die von der Luft wirksam ist, ja noch wirksamer, wir haben ja gesehen ... Die Franzosen werden Paris nicht aufgeben ... Wenn Sie taub sind müssen Sie keine Konversation machen ich hab' gesagt: Korsettfabrikant nicht Klosett ... Die Wahrheitssucher werden nie aussterben und der Glaube wird nicht sterben und ihre zugegeben bedeutende Theologie nehmen wir nicht geschenkt wir brauchen keine Stelzen wir haben gesunde Beine und können ohne Stelzen unseren Gott suchen ... Wenn Paris nicht gehalten wird, sind wir hier verloren ... Die Bomber sind die Artillerievorbereitung demzufolge ist alles andere jetzt Infanterie geworden, alle anderen Waffengattungen sind sekundär geworden ... Die Engländer werden schon wissen was sie zu tun haben ... Viermal hab' ich jetzt wiederholt: Korsettfabrikant! Und er ... Wir sind nicht wichtig, was wichtig ist, ist: die Franzosen und die Engländer sollen siegen, und sie werden siegen ... Ja auch die Kriegsschiffe ja auch die Panzerkreuzer alles ist zur Infanterie degradiert, das Wichtigste sind die Bomber, und die Generäle sind alt und blöd ... Man wird Paris nicht verteidigen? Wer hat das gesagt? Haben Sie Geheimberichte? So eine Frechheit ... Die Engländer sind phantasielos genug um sich ihre Niederlage nicht vorstellen zu kön-

nen, darum werden sie vielleicht doch siegen ... Ist Klosettfabrikant was Schlechtes? So was! ... Die zwei Säulen des englischen Imperiums Singapur und Gibraltar stehen so wacklig da wie zwei faule Backenzähne im erweiterten Kiefer eines alten Mannes: ein Druck mit dem Daumen genügt ... Sie wollen Wunder sehen, weil Sie primitiv sind, für mich ist die Vernunft das grösste aller Wunder aber Sie ... Ich möchte wissen, warum Korsettfabrikant was Besseres ist als Klosettfabrikant? ... Hören Sie schon endlich auf mit den Bombern! ... Die Brüder Schwadron sind nix und dieser Korsettfabrikant weil er mit Frauenbüsten hantiert ist der Sascha Guitry? ... Hören Sie auf, es bombert mir schon im Kopf von ihren Bombern, keine Minute Ruh' kann man hier haben, lauter Dichter, Denker, Strategen, Korsettfabrikanten – Gott im Himmel! ... Plötzlich brach in einer entfernten Ecke ein Geschrei und Gezänk aus, das alle Stimmen überschrie: das täglich ein paarmal ausbrechende Geraufe um ein bisschen Stroh ... Ich öffnete die Augen, blickte hin und sah den alten Emsig, den bedeutendsten Strohkämpfer aller Konzentrationslager.

Vielleicht wird man hier einwerfen: Und wo sind die Weisheiten geblieben, von denen Sie uns vorher erzählten? Darauf ist zu erwidern: Erstens wird man in dem Stimmenwirrwarr bei einigem Nachdenken ein paar kluge Äusserungen schon finden; wenn nicht, so liegt das am Ende an den Fragenden. Zweitens: Es kommt hier nicht darauf an, zu beweisen, dass wir gar so weise geredet haben in den Konzentrationslagern, weil ja sonst die Gefahr besteht, dass man uns alle wieder in die Lager zurücktreibt... Das möchte noch fehlen, dass die Marseiller Polizei uns für ge-scheit hält!

Unser Capitaine in Finistère wollte es immer wieder sicher haben, dass wir keine politischen Gespräche führten. Es sei ein Befehl vom Oberkommando in Quimper angekommen: Keine politischen Debatten. In der Annahme, dass es die Zeitungen waren, die mit ihren Schreckensnachrichten Aufregung in unser Gefängnis brachten, verbot uns der Capitaine, Zeitungen zu lesen. Er stellte uns aber frei, einen Journalisten zu wählen, der jeden Morgen im Büro des Lagerkommandanten eine Zeitung lesen und die wichtigsten Nachrichten uns vortragen sollte. Es wurden gleich zwei solche Pressereferenten gewählt, ein Deutscher und ein Österreicher. Bei mündlicher Berichterstattung war die Entstellung einer Nachricht, oft bis

zur Verkehrung ihres Sinnes ins Gegenteil, ein Kinderspiel, wobei die Tendenz meistens eine optimistische war; täglich erklärte da entweder Stalin oder Roosevelt Krieg gegen Hitler, und eines Tages tat es sogar Mussolini.

Die Aufregung im Lager wurde durch die mündlich vorgetragene Zeitung keinesfalls gemildert, im Gegenteil. Es kam ja aber auch dem Oberkommando in Quimper darauf nicht an; dieses Kommando bewies mit jeder von ihm getroffenen Massnahme seine Bosheit sowohl als seine Dummheit. Diesem Kommando lag es offenbar daran, uns die Frontnachrichten vorzuenthalten, von denen sie in ihrer Stupidität annahmen, dass sie für uns gute Nachrichten wären. Unser Capitaine wusste, dass Hitlers Siege uns nicht weniger schmerzten als ihn selbst, und so gestattete er uns die Zeitungsreferenten. Der Capitaine übertrieb zwar im Verkehr mit uns, beim Appell und auch sonst, seine soldatische Schneidigkeit, war aber im Grunde ein gutmütiger Mann, leider auch – wie es sich in entscheidenden Stunden herausstellen sollte – ein schwacher, recht wankelmütiger Charakter. So brachte er es nicht einmal zuwege, der Bevölkerung von Audierne beizubringen, dass wir keine Fünfte Kolonne waren.

Eines Tages öffneten sich die Tore unseres Lagers, und herein rollten zwei grosse, vollbesetzte Lastautomobile. Die kriegsgefangenen deutschen Soldaten sind da! – schrien sie vom Vorhof zu uns herein, und wer die böse Botschaft hörte, lief gleich vor, um angesichts der Ankömmlinge wieder einmal die Erfahrung zu machen, dass der erste Alarm in einem Konzentrationslager immer ein falscher war. Dann hiess es: fünfzig Schwer-Suspekte, die im Lager Roland-Garros bei Paris waren, seien eben eingetroffen. Man beachte die Wortbildung «Schwer-Suspekte», die offenbar einen provisorischen Übergang zur Bezeichnung «Schwerverbrecher» markierte. Da ich wohl öfter schon Suspekten, doch niemals Schwer-Suspekten begegnet bin, ging ich mit den Neugierigen hinaus und sah: zwei Lastwagen, umzingelt von Wachsoldaten, die strengstens darauf achteten, dass kein Kontakt zwischen den Ankömmlingen und uns sich bildete. Auf den ersten Blick hin erkannte ich unter diesen Schwer-Suspekten: einen bekannten deutschen Schriftsteller, der abgesehen davon, dass er französischen Cognac besonders heiss liebte und Adolf Hitler besonders glühend hasste, eines der harmlosesten Menschenkinder auf dieser Welt war und hoffentlich noch ist; einen sehr frommen katholischen

Jüngling, der zu den österreichischen Monarchisten und zu den nächsten Getreuen des Kronprinzen Otto von Habsburg gehörte; einen bekannten Journalisten, dessen Nationalität ihm selbst unbestimmt bleiben wird, weil er die Gewohnheit hat, gesprächsweise seine Person und Provenienz als Dokument für seine Behauptungen anzuführen und je nach Bedarf in ein anderes Ursprungsland zu verlegen, dergestalt, dass er in einer Debatte etwa äussern kann: «Ich als Russe werde das wohl besser wissen», dann aber wieder beteuern: «Ich als gewesener polnischer Offizier kann ihnen die Versicherung geben, dass Polen niemals an der Seite Russlands gegen Deutschland kämpfen wird», um hernach vor denselben Gesprächspartnern mit triumphierender Personalkennntnis zu höhnen: «*Mir* altem k. u. k. Offizier wollen *Sie* erzählen, warum der Fey Selbstmord begangen hat?!» – kurzum ein Aufschneider, der nicht einmal infolge seiner Lügen und Prahlereien unter die Schwer-Suspekten geraten war. Wie es sich später herausstellte, hatte er den Verdacht der Pariser Präfektur dadurch erregt, dass er, ausgerüstet mit einem Quota-Visum, am 20. Mai 1940 nach USA abreisen wollte und bei der Präfektur um ein Exitvisum gebeten hatte. Ich werde ihn in der Folge noch zu erwähnen haben, da er ein sehr aktiver Mann war, der Dokumentarische; er wird auch der erste sein, in unserem Lager die Möglichkeit einer Flucht ins Auge zu fassen.

Man räumte den Ankömmlingen eine gesonderte Baracke ein, die zwischen dem Haus der Deutschen und den Ubikationen der Wachsoldaten lag. Der Capitaine liess uns vor jedem Verkehr mit den Schwer-Suspekten warnen, doch nahmen nur die Wachsoldaten diese Warnung ernst. Sie umringten die Angekommenen und liessen uns nicht in ihre Nähe.

Was mich an dem Zuwachs besonders erfreut hat, war die Ankunft meines Freundes, des bereits erwähnten katholisch-monarchistischen Jünglings. Ich hatte mir um ihn schon in Paris Sorgen gemacht, denn er wurde schon am 13. Mai in seinem Hotel verhaftet; warum, konnte kein Mensch sagen. Da er gute Beziehungen hatte und, wie ich wusste, sogar Zutritt zu Georges Mandel, erschien uns diese Verhaftung äusserst mysteriös. Ich musste befürchten, dass man ihn in irgendeinem Gefängnis in Paris vergessen und so den Deutschen in die Hände spielen würde. Um

so froher war ich, ihn hier – abgemagert und verschmutzt, aber gesund und vornehm aussehend wie immer – aus dem Vehikel steigen zu sehen.

«Serge!» rief ich ihn an und versuchte näher aus dem Gedränge zu kommen, aber die Soldaten liessen mich nicht.

«Servus. Schön, dass du auch da bist!» rief er zurück. «Ich sehe dich nicht. Sag mir ungefähr, wo du hier liegst, und ich besuche dich morgen in der Früh’!»

«Warum morgen? Komm gleich herüber. Ich bin in der Baracke der Österreicher. Oder ich komme bald zu dir.»

«Das geht nicht. Wir sind alle verlaust. Ich warne dich. Diese Kleinbürger genießen sich’s zu sagen, aber wir haben alle nicht nur Läuse sondern Filzläuse. Ich muss schauen, dass wir hier desinfiziert werden. Gibt es hier einen Arzt?»

Es roch auch gar nicht gut herüber von den Ankömmlingen.

«Wo kommst du her?» fragte ich.

«Wir waren in Roland-Garros. Wir stinken zum Himmel», sagte Serge. «Meldet das dem Kommandanten.» –

XVIII

Der Zuzug von fünfzig Schwer-Suspekten deprimierte vorerst die Heldenväter unter uns. Diese Herren bildeten sich noch immer ein, unser Lager wäre was Besonderes, Feines unter den Lagern, aber nach dem Einmarsch der Schwer-Suspekten von Roland-Garros war dieses Vorurteil nicht weiter zu halten. Besonders hartnäckige Heldenväter streuten aber bald das Gerücht aus, die Schwer-Suspekten wären nur provisorisch für eine Zeit bei uns, würden aber bald woandershin, in ein Suspektenlager in den Pyrenäen, verbracht werden. Da wurde aber wieder einmal das grosse Tor aufgemacht und ein neuer Transport kam hereingerollt: vierzig Slowaken entstiegen den Vehikeln, sprachen slowakisch und wollten gleich was zum Essen haben.

Es waren slowakische Landarbeiter, kräftige Männer zwischen 25 und 40, die in Frankreich bei Bauern gearbeitet hatten, vom Krieg hier überrascht wurden und den Kriegsdienst in der tschechischen Armee verweigert hatten, weil sie nicht nur Slowaken, sondern Separatisten und Faschisten waren. Alle vierzig Slowaken wurden in der Baracke der Österreicher untergebracht. Es war kein Platz frei, aber wir rückten zusammen, unsere Strohlager wurden schmaler und die vierzig Bauern lagerten sich in einer Reihe nebeneinander, meiner Reihe gegenüber, eine kompakte Minorität, stille Männer mit hübschen slavischen Gesichtern, wasserblauen Augen und sehr gutem Appetit.

Mich freute auch dieser Zuzug, obwohl die Slowaken in meiner Nähe lagerten und mir die nächtliche Ausdünstung gesunder Bauernkörper seit den schönen Tagen beim k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 15 in den Kriegsjahren 1914-1916 keinen überraschenden Geruch bedeutete. Es freute mich dennoch, diese Slowaken bei uns und somit die Sensation zu haben: in einem französischen Konzentrationslager endlich eine Gattung Mensch zu sehen, die mit Recht interniert worden waren. Als ich aber diese meine Meinung äusserte, setzte ich mich einer scharfen Kritik der Wiener Intellektuellen aus, die mit der Instinktlosigkeit dieser Menschenklasse vom Fleck weg die Slowaken in ihr Herz geschlossen hatten. Ob-

wohl im Lager ein Stückchen Brot nicht leicht zu haben war, wurden die Slowaken bei jeder Gelegenheit mit Brot beschenkt, zuweilen auch mit Wein, und sie nahmen es mit der Dankbarkeit des primitiven Bauern an, der sich vor dem Geber tief genug verbeugt, dass dieser nicht gewahr würde, wie tief der Bauer einen grundlos Spendierenden verachtet. Allein, die Leser Knut Hamsuns blickten mit liebender Verzückung auf die glänzenden Hufeisen, mit denen die Stiefelabsätze der lagernden Bauernklachl beschlagen waren, achtzig Hufeisen in einer Reihe, bereit, mit ländlicher Unschuld ins Herz dieser Brot- und Weinspender zu treten, wenn der grosse Tag des Pogroms gekommen sein wird ...

Unser Capitaine fütterte uns jetzt täglich mit Ansprachen. Er sprach wie alle Franzosen, wenn sie von ihrem Vaterland reden oder schreiben, in runden Phrasen mit scharfem Pathos. Oft habe ich mir in den drei Jahren, die ich in Frankreich verbracht habe, überlegt, warum die Franzosen, diese Realisten, die die klarste Sprache Europas sprechen, warum sie – namentlich ihre Politiker und Journalisten – so pathetisch reden und schreiben, wenn es sich um La France handelt? Unser Capitaine war vom patriotischen Pathos so durchdrungen, dass ich es schon an seinem Gang erkennen konnte, ob er eine Ansprache halten würde, wenn er zum Appell kam. Er schritt pathetisch, er blickte pathetisch, er salutierte pathetisch, dann liess er die Trompete blasen, dann zückte er seine Ansprache, dass sie in der Luft erglänzte und erklang wie ein blitzendes Schwert. Und war doch nur ein Capitaine in der Reserve ...

Mit der Ankunft meines Freundes Serge verbesserte sich unser Verhältnis zu der Bevölkerung von Audierne. Er war, wie gesagt, ein frommer Katholik, mein junger Freund, und als solcher hatte er weder die objektive Möglichkeit noch die persönliche Neigung, das Licht seiner Persönlichkeit unter den Scheffel zu stellen. Wenn er am Sonntag zur Messe gehen wollte, so entstand sogar unter den Juden im Lager eine Art spiritueller *levée en masse*, die den frommen Drang meines Freundes als eine Art Ultimatum bis zum Tisch des Kommandanten beförderte. Auch sein Bedürfnis zu beichten, konnte naturgemäss kein Geheimnis bleiben, im Gegenteil, er teilte sich vielen anderen mit, und sehr bald hatte mein Freund eine ganze Beichtkolonne zusammengestellt, die in Reih und Glied formiert in die Räume des Lagerkommandos einrückte, wo sie der Pfarrer von Audi

erne mit väterlicher Güte empfing. In seiner Sonntagspredigt hatte es der Pfarrer hernach nicht schwer, seine Gemeinde zu überzeugen, dass wir nicht die Fünfte Kolonne waren, keine Feinde Frankreichs, obschon das jetzt gar nicht ohne Weiteres von uns gesagt werden konnte, wenn man bedenkt, dass ein sehr grosser Teil unserer Slowaken bei der in den Räumen des Lagerkommandos zelebrierten Messe nicht fehlte.

Immerhin: unsere Verpflegung wurde etwas besser, denn wir konnten nunmehr durch unsere Kantine manches einkaufen, was früher nicht aufzutreiben war: Brot, hin und wieder ein paar Eier, eine Schachtel Sardinen, eine Flasche Wein – Schätze, die an die einzelnen Gruppen zum Detail verkauf abgegeben wurden, wobei es in diesem Lager, ausnahmsweise sogar unter den Österreichern, ganz anständig zuzuging. Ich hatte jetzt keinen Mangel an Brot und Rotwein, denn meine Versorgung übernahm Serge. Er fand mich, wie er sich ausdrückte, sehr «vermindert» und kam an den Abenden von seiner filzläusigen Baracke – von einer richtigen Desinfizierung konnte natürlich keine Rede sein – zu mir, wir legten unsere Rationen und Einkäufe zusammen und setzten uns zu Tisch.

Ob man es glaubt oder nicht: in diesem Lager gab es zwei Tische! Sie standen auf dem Rasenplatz vor der österreichischen Baracke, es waren auch Bänke da, und man konnte, wenn man Geduld hatte, abzuwarten bis man an der Reihe war, sich richtig zu Tisch setzen und wie ein Mensch essen, nicht wie ein Tier oder ein Insasse eines französischen Konzentrationslagers. Die zwei langen Tische waren gewiss nicht für uns gezimmert, aber sie standen da, und es war uns nicht verboten worden, sie zu benützen. Nach einer sehr kurzen Zeit konnte aber nur einer von den zwei Tischen permanent als Esstisch benützt werden, denn der andere war ein Spieltisch geworden, und von morgens 9 bis abends 8 sassen sie da, unsere Kartenspieler, und sie spielten.

Nichts vermochte das Spiel zu unterbrechen, nichts vermochte die Spieler anzufechten. Es war kein Wasser da? Die Spieler merkten es nicht. Der Capitaine war schlecht gelaunt und der Sergeant dachte sich demzufolge eine unsinnige Schikane aus? Die Spieler erfuhren es nicht. Die englischen Truppen in Belgien waren auf der Flucht? Das ging die Spieler nichts an. Die Deutschen rückten gegen Paris vor? Die Spieler

waren gerade in einen Endkampf verwickelt, der eine Serie entscheiden sollte, und sie waren nicht neugierig. Sie lebten in einer anderen Welt als wir.

Man darf nicht glauben, dass es etwa Kartenspieler von Beruf durchaus gewesen sind. Es wird wohl den einen und den anderen Spieler gegeben haben, der auch sonst im Leben nichts anderes getan hat. Aber es waren darunter Männer voll tätigen Geistes und voller Kraft, denen das ewige Faulenzen in den Lagern unerträglich geworden war. Der Star und Geldbringer in diesen Kartentoumieren hier war ein Wiener Fabrikant, einer von den nobelsten Männern, denen ich in der Emigration begegnet bin. Schon damals in Paris hatte er sich ins Kartenspielen eingelassen, um hier, in Finistère, nicht für eine Minute die Karten aus der Hand zu geben. Wenn Appell war, stand er mit erhitzten Augen, geladen mit Trotz und Ungeduld, in der Reihe, wie ein Junge, dem man seinen Karl May mitten im Lesen aus der Hand gerissen und ihn ermahnt hat, es sei Zeit, zur Religionsstunde zu gehen. Hätten sie nicht selbst auch essen müssen, ihr Tisch wäre nie als Esstisch zu gebrauchen gewesen. Aber mittags um 11 und nachmittags um 5 mussten sie doch die Karten weglegen und Löffel oder Gabel in die Hand nehmen, und so kehrten sie für eine Weile in die Realität zurück. Unterm Essen liess sich der Fabrikant von unserem Pressechef die Tagesneuigkeiten berichten, und schon schloss sich wieder um ihn der Kreis der Spieler, in dem er bald versank wie ein Stein im Wasser. Es war ihm ein Mittel, aus diesem Gefängnisraum sowohl wie aus dieser entsetzlichen Zeit zu springen, und, ich muss es sagen, nicht das schlechteste.

Wenn an diesem von den Kartenspielern und Kiebitzen stets belagerten Tisch eine Ecke frei war, so war das der ungestörteste, ich möchte fast sagen: einsamste Platz im Lager. Wohl sassen und standen die Spieler in einem mehrschichtigen Knäuel zusammengedrängt, aber besessen von ihrem Spiel wie sie waren, hatten sie keine Acht auf irgendwas anderes in ihrer Nähe und sie mischten sich nicht in die Gespräche anderer Leute – sonst in allen Lagern eine allgemein beobachtete Sitte, die lästiger sein konnte als Filzläuse. So sass ich nun am Abend mit meinem Freund Serge an einer Ecke dieses Spieltisches, und schon nach zwei, drei Sitzungen wurde unser Recht auf zwei Plätze von den Spielern anerkannt, dank meiner guten Beziehungen zu ihrem Starspieler, mit dem ich seit den Zeiten

von Montargis sehr gut stand. Es war angenehm, hier im Schatten der Mauer und der Spieler mit Serge zu reden.

Wir verstanden uns gut, denn wir waren in Paris beinahe täglich zusammengesessen, wir konnten einander mit einem Wort, mit einem Blick Trost und Mut zusprechen, denn jeder kannte die starken und die schwachen Seiten des anderen sehr wohl. Mein junger Freund war auch nicht optimistisch. Es war knapp ein Monat vergangen seit dem Tag, da er nach Roland-Garros, einem übel berüchtigten Lager, verbracht worden war, aber Serge hatte sich auch äusserlich in dieser kurzen Zeit verändert. Sein längliches, knochiges Gesicht war nicht nur infolge der Abmagerung härter geworden, wie der Ausdruck seiner dunkelbraunen Augen, die nunmehr die Härte und die Hartnäckigkeit seines Charakters klar und offen spiegelten. Der Mund, der zu seinem grosszügig geschnittenen Gesicht mir nie recht zu passen schien, hatte eine kleine, schier unsichtbare Verkniffenheit abbekommen, die junge Mädchen zuweilen nach der ersten bitteren Erfahrung haben und die sie gleich zum Beginn ihres Frauenlebens zu verbitterten Geschöpfen macht. Trotz dieser Veränderung war dieser grossgewachsene, schlanke junge Mann ein Stück blühender Jugend unter uns älteren Leuten, und sein Anblick allein war uns eine Erholung und eine Erfrischung. Er war bis zum 7. Juni in dem Lager gewesen, hatte von Paris nichts gesehen, aber die Gerüchte, die auch ins Lager eindringen, die überstürzte Evakuierung seines Lagers sowie die unbeschreibliche Panik der auf allen Wegen und Strassen flüchtenden Bevölkerung sprachen eine deutliche Sprache.

Serge war am 9. Juni in Audierne angekommen. Da er der Ansicht war, dass Paris nicht verteidigt werden würde, befürchtete er, dass die prahlerische Ansage des Doktor Goebbels, die deutschen Truppen würden am 15. Juni in Paris einziehen, in Erfüllung gehen könnte. Ja, es schien mir, als ob ihn der befürchtete Fall von Paris nicht so niederdrückte wie die Möglichkeit, dass eine Aussage dieses frechsten deutschen Lügenmauls mit so niederschmetternder Pünktlichkeit in Erfüllung gehen sollte.

Nun, es war erst der 13. Juni. Unser Pressereferent – der seine Sache sehr ernst nahm und zu den Menschen gehörte, die ohne eine Freude an dem Austragen böser Nachrichten zu empfinden, es dennoch gern tun, weil sie ihr Metier wichtig nehmen und weil sie wissen, dass schlechte Nachrichten mehr Ernst und Würde auf das Metier werfen denn gute –,

unser Pressereferent hatte uns zwar keine einzige schlechte Nachricht verschwiegen, aber er wusste selbst nicht viel, der Capitaine wusste nicht viel mehr, und die Zeitungen, die sie beide lasen, wussten auch wenig. So zogen wir es vor, das Schlimmste erst an uns herankommen zu lassen und im übrigen – solange es anging – noch eine Wendung zum Guten zu erhoffen.

Ich machte Serge mit den orthodoxen Juden bekannt. Denn wie diese Frommen liebte es auch mein katholisch frommer Freund, Tee und Eier zu kochen. Obschon ich mir diese Gemeinsamkeit einer Neigung nicht recht erklären kann, rührte es mich sehr, sie in ihrem Tun zu beobachten, das mir aber erst durch das Hinzutreten meines Freundes Serge als ein frommes Tun vorzukommen begann. Bis dahin sagte ich mir bloss: die Juden kochen schon wieder Tee und Eier. Vielleicht, weil Eier in ihrer runden Form an die Ewigkeit denken machen? Vielleicht ist der Duft des Tees einer von den paradiesischen Düften? Ich weiss es nicht. Aber es muss doch was Frommes im Kochen von Tee und Eiern sein, sonst wäre es kaum möglich, dass zwei so verschiedene Menschenarten, wie diese Ostjuden und Serge darstellten, in irgendeiner gemeinsamen Tätigkeit so innig verbunden sein könnten. Die Bekanntschaft kam den frommen Juden sehr zugute. Denn offen gesagt, hatten sie bis dahin in Finistère mehr Tee als Eier gekocht; Eier waren nicht leicht aufzutreiben gewesen. Nach der Einführung Serges in den frommen Ostkreis ergoss sich ein täglicher Eiersegens auch über die Juden. Ich hatte meine Freude an Serge, aus vielen Gründen, wie man sieht.

Leider dauerte auch dieser Zustand nicht lange. Am 14. Juni, am Abend, gab es einen Appell, bei dem unser Capitaine eine Ansprache hielt, die länger war als sonst, zwar nicht weniger pathetisch, aber in den Phrasen, die sich direkt an uns wendeten, war eine gewisse Wärme nicht zu verkennen. Eingeleitet hat der Capitaine diese Ansprache mit den Worten: «Amis de la France!» Nach dem Appell kamen Serge, der Weise von Offenbach, Steiner und der Börsenrat Fopper an mein Strohlager. Wir hatten uns nicht viel zu sagen. Der Börsenrat Fopper flüsterte bloss mit blutleeren Lippen: «Amis de la France hat er gesagt ...»

Wir sahen uns an und wir schwiegen. Wir wussten, dass Paris verlorengegangen. –

XIX

Folgenden Tages verkündete unser Pressereferent den Fall von Paris. Er tat es mit der Routine seines Metiers sowie in der publizistischen Tradition Mitteleuropas, besser gesagt: er war im Begriffe, so zu tun. Er kam aber nicht sehr weit damit, denn die Aufregung über die entsetzliche Nachricht machte seine Zuhörer auch die primitivsten Formen der Lagerhöflichkeit vergessen: sie schrien ihn brutal nieder und sie liessen ihn stehen. Die peinliche Szene ist mir frisch in der Erinnerung geblieben, ja ich gestehe es, mich sehr gern dieser Szene zu erinnern.

Unser Pressereferent hatte seit Jahren eine einst grosse mitteleuropäische Zeitung als ihr Pariser Korrespondent bedient, ein grossbürgerliches Blatt, das die Wiege und der Hort unsachlicher Berichterstattung in verlogener Schmucksprache gewesen ist. Er selber war ein versierter Journalist, ein bürgerlicher Schmuckschreiber, und die Art und Weise, wie er sich der Aufgabe, einer neuigkeitshungrigen Zuhörerschaft von Gefangenen die wichtigsten Nachrichten des Tages mitzuteilen, also wie er sich einer recht simplen Aufgabe entledigte, fiel mir schon am ersten Tage seiner Tätigkeit auf die Nerven. Da der Zeitungsappell, der etwa gegen zehn Uhr morgens abgehalten wurde, kein offizieller Appell war, hätte ich wegbleiben oder die Nachrichten bei den Deutschen hören können, deren Pressereferent, ein junger Hochschullehrer, sehr sachlich und kurz Fakten berichtete. Dennoch – wie jener Engländer, der dem berühmten Seiltänzer Le Bon Blanc über die ganze Welt nachreiste, weil er bei seinem Absturz dabeisein wollte –, dennoch folgte ich täglich dem Presseappell, begierig, mit eignen Ohren zu hören, mit eigenen Augen zu sehen, wie lange es die Leute ertragen würden, Zucker in offene Wunden gestreut zu bekommen, ohne ihn zu steinigen, den Schmock; mir wäre noch Salz in offene Wunden gestreut lieber gewesen. Ich überschätzte aber zunächst die menschliche Natur des Kleinbürgers. Täglich hatte ich meine Niederlage, der Pressereferent seinen Triumph. Sein Ansehen wuchs von Tag zu Tag. Sie drängten sich vor, um ja für ihn sichtbar an seinem Munde zu hängen. Sie waren glücklich, sie fühlten sich geehrt, privat mit ihm zu

sprechen, sie schmeichelten ihm, sie hingen ihm an, kurzum: die Faszination, die der Mann von der Presse auf seinen Lesepöbel ausübt, hielt hier durch und blieb wirksam tagaus tagein – bis zu dem Tag des Berichts vom Einzug der Deutschen in Paris.

Es war ein Dambruch. Kaum hatten die Leute die Nachricht gehört und verstanden, dass es wahr sei, dass sie schon in Paris sind, die Nazis, begriffen, dass sie in ihrem Stehschritt auf den Champs Elysées marschieren, die Horden Hitlers – da wollten sie weiter nichts mehr hören an diesem Morgen. Sie standen da, als hätte jeder Einzelne mit einer gepanzerten Nazifaust eben einen Schlag zwischen die Augen bekommen – wie denn anders hätten sie dastehen können nach dem Empfang einer solchen Botschaft? Wäre er ein Psychologe gewesen, unser beliebter Pressereferent, er hätte in diesem Moment bedacht, dass die Masse ja die Neigung hat, schon auf einen sachlich, knapp und bescheiden redenden Mund zu schlagen, der eine schlechte Botschaft bringt. Er war aber kein Psychologe. Er war ein Redakteur. Und so schickte er sich an, diesen entsetzten Menschen weitausholend von der zivilisatorischen kulturellen, künstlerischen, literarischen, welthistorischen Bedeutung der gefallenen Stadt zu reden. Und diese Stadt war: Paris! Die Zuhörer – in ihrer Fassungslosigkeit nur noch Zuschauer geworden, die den Mund der Presse wohl noch weiterreden sahen, aber das Gerede nicht begreiflich fanden – erkannten das ihnen so vertraute tägliche Geschenk erst in dem Moment, als der Redakteur bis zu den Enzyklopädisten zurückgegangen war; das alles vor einem Publikum, dessen überwiegende Mehrzahl, von den vierzig Slowaken ganz abgesehen, auch in glücklichen Zeiten mitten im Frieden, in Wien oder in Graz, mit Hilfe ihrer ganzen Familie und mit ausgeruhtem sorglosen Kopf einen Enzyklopädisten von einem Zyklopen auch bei näherer Betrachtung kaum hätte unterscheiden können. Da brach es auf einmal aus.

Als wäre das Wort «Enzyklopädist» eine tödliche Beleidigung, die der Pressereferent jedem von ihnen persönlich ins Gesicht geschleudert hätte, fingen sie zu schreien an, zu brüllen, zu toben. Pfui! schrien sie. Und: Schämen Sie sich! Und: Schmock! Und: Maul halten! Und wahrhaftig –: Enzyklopädist! Nie hätte ich gedacht, dass eine Zuhörerschaft, die sich zu gut 60% aus niedergedrückten, niedergeschlagenen jüdischen Emigranten

zusammensetzte, in solche Massenwut ausbrechen könnte. Schon glaubte ich, sie würden als eine Lawine über ihn hinwegdonnern, als sie sich plötzlich besannen und was viel Unmenschlicheres taten: sie hielten sich die Ohren zu, stürzten wie auf Verabredung davon und liessen ihren Presseferenten stehen. Dieses lehrt uns, dass auch die Masse es nicht liebt, Zucker in frische Wunden gestreut zu bekommen; es dauert bloss eine Weile länger, bis der Masse eine Wunde geschlagen wird. Es lehrt uns weiter, wie es sich mit der Faszination verhält, die der Pressemensch auf sein Publikum übt: wie alle Faszination gilt auch diese so lang, als die Faszinierten noch gerade die Laune aufbringen, sich faszinieren zu lassen. Im Ernstfalle aber: Weh dem, der fasziniert...

Nach dem Fall von Paris kamen wir aus der Bestürzung über den Vormarsch der Nazis nicht mehr heraus. Es gab keine Besinnung mehr und keine Besonnenen. Der deutsche Schreihals hatte nicht leere Drohungen geschrien, nicht geprahlt: die Nazis waren in Paris, einen Tag früher noch, als Goebbels angesagt hatte. Wer von einer Kriegsoperation dieses gigantischen Ausmasses auch annähernd eine Vorstellung hat, der müsste von der pünktlichen Erfüllung einer so über alle Massen frechen Prophezeiung niedergeschmettert sein. Die Macht der deutschen Armee begann an diesem Tage die Glorie einer Unbesiegbarkeit auszustrahlen, die selbst dem kühnsten und feindseligsten Betrachter unheimlich vorkommen musste.

Bis jetzt hatten die deutschen Siege nicht sehr überzeugt. Nicht einmal der Blitzsieg in Polen hatte imponiert. Auch Mussolini hatte gesiegt: in Äthiopien. Ich erinnere mich, wie am 21. Mai, als in Paris die Katastrophenstimmung begann, ein französischer Schriftsteller in einer Radioansprache die Panik der Pariser mit dem Satz rügte, den ich nie vergessen werde: «Ce n'est pas la Pologne, Mesdames et Messieurs, c'est la France qui se bat maintenant!» – Ein heiliger Schauer ging mir über den Rücken, ich sah die Flügel der Nike über Frankreichs Armeen ausgespannt, selbst ich, der ich schon die Krallen der Pariser Polizei im Nacken fühlte ... Wie einfach, wie schön, noch in seiner Anmassung, klang damals jener Satz, würdig der Macht eines grossen Imperiums. Wie lächerlich mutet dieser Satz heute an, wie kläglich in seiner Anmassung. Ins Polnische übersetzt, würde dieser prahlerische Schrei des gallischen Hahnes alle noch nicht abgeschlachteten Hühner lachen machen. Die Deutschen waren in Paris,

und jetzt kann sich Doktor Goebbels vor das Mikrofon hinstellen, vor dem jener hochmütige Satz gesprochen wurde.

Es gab aber einen Emigranten, der schon an dem Tag, da der Einzug der Deutschen in Paris bekannt wurde, im Lager eine Prophezeiung riskierte, die einmal nicht weniger verblüffen wird als die von Goebbels. Er sagte: «Jetzt hat Hitler den entscheidenden Fehler gemacht. Er hätte nicht auf Paris, sondern gleich gegen London gehen müssen. Jetzt haben sie den Krieg verloren, die Nazis.» Es war ein deutscher Emigrant, der diese Voraussage gemacht hat, leider nicht in unserem Lager, sondern in einem anderen, im Süden Frankreichs. In unserem Lager hätte er vielleicht nicht die Kaltblütigkeit aufgebracht, dergleichen zu denken, geschweige denn auszusprechen. Wir waren der Katastrophe örtlich zu nah. Bei uns hätte er mit einer solchen Prophezeiung nur Ärgernis erregt.

Irgendwoher hatte einer in der österreichischen Baracke eine Landkarte bekommen, und wir studierten nun unsere geographische Lage genau. In dem Tempo ihres Blitzes konnten die Deutschen in zwei Tagen Finistère erreichen. Wir waren vor Hitler bis ans Ende unserer Welt weggelaufen – westlich war Finistère das äusserste Ende Europas –, es war aber vergeblich. Wir liefen wie Ameisen, er aber schritt in den Siebenmeilenstiefeln daher. Beim Mittagsappell sprach pathetisch unser Capitaine, er sagte wieder: Amis de la France. – Noch war nichts entschieden. Man hat Paris schonen wollen. Die französische Armee war nicht geschlagen. Die wichtigsten Schlachten werden erst kommen. An der Loire wird die Entscheidung fallen. Das sagte er nicht beim Appell, unser Capitaine. Aber vom Büro des Kommandanten kamen solche Trostberichte. Ein Historiker in der Baracke der Schwer-Suspekten lehrte: Seit 1933 leben wir im Mittelalter. Auch die Kriegführung sei die des Mittelalters: Bewegungsschlachten in weitem Raum. Die Schlachtfelder des Mittelalters werden bald in den Frontberichten auftauchen. In Frankreich kommt jetzt: Tours, Poitiers ... Wir zogen den Österreicher mit der Landkarte hervor: für uns waren die Schlachtfelder des Mittelalters auch kein Trost. Selbst wenn die Franzosen bei Tours und Poitiers siegen sollten – wir waren verloren, wenn wir nicht schnell genug hier wegekamen. Erreichten die Nazis auch nur Rennes, so waren wir abgeschnitten und konnten, wenn der Ca-

pitaine uns freigelassen hatte, nur noch westwärts ein paar Schritt laufen und uns in den Ozean stürzen ...

Dass der Capitaine uns freizulassen hatte, uns, die wir ja doch seine «amis de la France» waren, leuchtete uns gleich ein. Kein Mensch zweifelte an diesem Tage, dass der Capitaine uns nun freilassen würde, den Börsenrat Fopper ausgenommen.

«Unser Capitaine», sagte Fopper, «ist kein Kommandant. Er ist ein Telephonmädchen. Für jeden Dreck telephonierte er mit Quimper. Selbst damals, wie es sich darum gehandelt hat, ob wir uns in der von uns reparierten und von uns in Betrieb gesetzten Waschküche die Hände waschen dürfen, hat er mit Quimper telefonieren müssen. Machen Sie sich gar keine Hoffnungen auf diesen Capitaine.»

Am Abend sah ich dann zu meinem grossen Erstaunen den Börsenrat lange und geheimnisvoll mit jenem Manne verhandeln, den er sonst buchstäblich nicht riechen konnte, mit dem Russen, der eigentlich ein Pole, der eigentlich ein Österreicher, der eigentlich ein Rumäne war, mit dem «Dokumentarischen». Am Abend kam Steiner zu mir – er fing damit an, sich wieder um mich zu kümmern, und ich war ihm von Herzen dankbar dafür – und teilte mir ein Geheimnis mit: Es haben sich einige zu allem entschlossene Männer, Deutsche und Österreicher, zusammengetan, sie werden eine Flucht aus dem Lager bewerkstelligen. Man hat eine Liste der besonders Gefährdeten zusammengestellt, die es riskieren werden, lieber im Atlantischen Ozean zu ertrinken, als in die Hände der Gestapo zu fallen. Ein Mann, der 30'000 Francs bei sich hat, stellt das Geld zur Verfügung, man wird ein Fischerboot mieten und eine Flucht nach England unternehmen. Mein Name war auf dieser Liste, Steiners auch.

Am Abend kam der Weise von Offenbach zu mir und teilte mir ein Geheimnis mit: Die Deutschen, seine Landsleute, werden sich wie immer sehr ungeschickt benehmen. Der österreichische Lagerchef – der Mann mit der enormen Nase – wird mit dem Capitaine verhandeln. Man wird die Bewilligung erhalten, in kleinen Gruppen aus dem Lager zu flüchten, die Wache wird ein Auge zudrücken. Nur, um Gottes willen, den Deutschen nichts erzählen, die sind plump, der Capitaine kann sie nicht leiden, sie werden alles verderben. Mein Name war auf der Liste der ersten Gruppe, der Weise von Offenbach mit von derselben Partie. Pst! Vorsicht!

Am Abend kam mein Freund Serge und teilte mir ein Geheimnis mit. Sein Kamerad, einer von den Schwer-Suspekten, ein wohlhabender Mann, der eine beträchtliche Summe Geldes bei sich trage, wird ein kleines Boot kaufen, das Platz genug für drei Personen hat. Mit diesem Boot werden sie sich nach England hinüberretten. Er, Serge, stand in Verbindung mit dem Besitzer des kleinen Boots. Es war auch Gasolin genug zur Überfahrt vorhanden. Mein Name war in diesem Projekt der dritte. Ohne mich wollte mein Freund Serge nichts unternehmen.

Am Abend traf ich den Börsenrat. Er wusste alle geheimen Vorbereitungen, den Plan meines Freundes Serge ausgenommen. Ich erzählte ihm – als Revanche für alle Geheimnisse, die er mir an vertraute – von dem Boot und der Flucht zu dritt. Es überraschte mich, wahrzunehmen, dass dieser kluge und erfahrene Mann alle diese Kindereien ernst nahm. Denn ich in meiner Dummheit hielt das alles für Kindereien. Heute, nach sechs Monaten in Marseille, weiss ich, dass alles verkehrt ist in einer verkehrten Welt, dass es eine Kinderei ist, zu erwarten, dass der spanische Konsul ein Durchreisevisum gibt, wenn man alle nötigen Voraussetzungen nachgewiesen hat, dass es aber durchaus möglich ist, als blinder Passagier eines französischen Schiffes über das minierte, bombardierte, torpedierte Mittelmeer nach Syrien zu entkommen, dann nach Palästina, dann nach England. Heute weiss ich, dass, je phantastischer ein Plan ist, desto näherliegend das Gelingen, während die Hoffnung, dass selbst ein amerikanischer Konsul sich wie ein Mensch benimmt, eine ausgemachte Kinderei ist.

Am Abend kam zu mir der Dokumentarische und fragte mich einfach: «Wieviel Geld hast du?» Er sagte mir «du» vom Fleck weg, denn er gehörte zu jener Sorte Emigranten, die das beklagenswerte Faktum des Zusammenseins in demselben französischen Schmutz und die Teilnahme an derselben Dysenterie zum Aberglauben verleitete, man wäre nun in Blutsbrüderschaft mit ihnen verbunden. Er brauchte Geld, Geld und noch einmal Geld, vor allem aber mein Geld, zur Durchführung eines geheimen Fluchtplanes, der sich von allen anderen hierin unterschied, dass er eine grobe Kompilation und lügenhafte Übertreibung aller anderen mir indessen bekanntgewordenen Pläne darstellte. Es fiel mir nicht schwer, ihn anzulügen, und er glaubte mir gern, dass auch ich keine 100 Francs mein eigen nennen konnte, denn auch er war ein Schriftsteller. «Hast wenig-

stens Zigaretten?» fragte er noch, ehe er ging. Und er gab sich mit fünf Stück «Gauloises bleues» zufrieden.

An jenem Abend begann jener Nerventanz der Fluchtchancen, den wir nun seit einem halben Jahr hier in Marseille mitmachen, jenes Hinundhergezerre von Chance zu Chance, von Betrug zu Lüge, von Helfer zu Gauner, von Samariter zu Erpresser, jener Hexensabbat der Rettung, bei dem nun täglich und stündlich einer mit einem falschen Schritt nach rechts mit offenen Augen in den Tod hineinrennt, ein anderer mit einem richtigen Sprung nach links blind in die wahre Rettung hinausturnt.

An jenem Abend schliefen nur wenige ein. An dreihundert Strohlagern sass wach mit auf gerissenen Augen die Furcht. Viele stellten sich schlafend, um unbehindert stöhnen zu dürfen. Spät, in der Nacht, da es völlig finster geworden war, hörte man Männer weinen. Es klang so marker-schütternd, als weinten sie im Schlaf. Neben mir mein Nachbar linker Seite glaubte, ich schlief, und er schluchzte leise in seine Strohstreu hinein. Ich glaubte, er weinte im Schlaf, und ich legte behutsam meine Hand auf seine Schulter. Da flüsterte er mir, um die anderen nicht zu wecken, mit verweinter Stimme zu: «Ich – habe – meinen – zweiundachtzig Jahre alten – Vater nach Paris mitgenommen, auch – wenn sie ihm nichts tun – Entschuldigen Sie – ich bin – Kürschner – ich hab’ – auch – in Paris ganz schön verdient – hätte ich meinen Vater – in Wien – lassen – sollen – sagen Sie –»

Uns gegenüber in ihrer Reihe schliefen die vierzig Slowaken den heissen, schnaubenden Schlaf des Pferdestalles.

XX

Am frühen Morgen des 19. Juni kam Serge und winkte mich aus der Baracke hinaus. Wir setzten uns an die Ecke des Spieltisches, der bereits in früher Stunde in vollem Betrieb war.

«Heute nacht geht ihr also ...», sagte er mit leiser und trauriger Stimme.

«Wer? Wohin» fragte ich.

«Die ersten zwanzig, die besonders Gefährdeten, die Schriftsteller und Radiosprecher», sagte er.

«Ich weiss nichts davon», gestand ich.

«Es ist soweit. Ich weiss», sagte er.

«Wie kannst du das wissen?» fragte ich.

«Der reiche Mann, der das Geld für das Schiff hergeben will, kennt mich von Roland-Garros, hier gehört er ja zu den Eierkochern, und mein Tee ist gut. Er sagte mir eben, beim Morgentee, er schläft ja in meiner Baracke, er hätte nichts dagegen, dass ich heute mitkomme. Kannst du mich auf die Liste setzen?» bat er mich.

«Wer hat diese Liste?» fragte ich.

«Entweder ein Herr Fopper oder ein Herr Steiner. Aber beide bestreiten es», sagte er. «Kein sehr freundlicher Herr, der Fopper.»

«Das macht nichts», tröstete ich ihn. «Er hat junge Leute nicht gern, eine Marotte von ihm. Ich werde mit ihm sprechen, auch mit Steiner. Aber: was ist mit deinem Boot für drei Personen?»

«Darum will ich ja heute schon hinaus. Das Boot gibt es, du, sei du nicht so skeptisch», sagte er.

«Und dein Kompagnon? Den lässt du hier?» fragte ich.

«Mein Kompagnon», flüsterte nun Serge an meinem Ohr, «der ist schon draussen!»

«Das ist nicht möglich!» rief ich aus, so laut, dass von der gestörten Spielrunde eine Antwort herüberkam: «Sagen Sie das nicht, Freund Petrykowsky», sprach der Star der Spieler, der Wiener Fabrikant, ohne von dem zuckenden farbigen Spielkartenfächer in seiner Linken aufzublicken. «Sagen Sie das nicht. In einer Zeit, da ein Keitel und ein Brauchitsch den Weygand und den Pétain wie zwei Pojazzen vor sich hertreiben, ist nichts, gar nichts mehr in der Welt unmöglich.» Und einen Sekundenbruchteil

blickte er zu mir herüber, und es ging wie ein Riss über sein grosszügiges Mannsgesicht.

«Komm, du», drängte jetzt Serge, «weg von hier. Wenn du mit deinem Skeptizismus jetzt wieder anfängst –»

«Wie ist das möglich», wollte ich wissen. «Ist er über die Mauer geklettert?»

«Komm, wir gehen da ein bisschen spazieren und ich erzähl' dir alles genau. Aber mach nur keine lauten Zwischenrufe.»

Wir gingen nun im Hofe umher und Serge berichtete: «Mein Freund ist schon seit gestern Mittag weg. Er ist nicht über die Mauer geklettert, am helllichten Tag, wie du es dir selbst denken kannst –»

«Aber wie denn? Wie denn sonst?» Ich war sehr aufgeregt über dieses unglaubliche Vorkommnis; freudig erregt: wenn das möglich war, waren alle Pläne ernst zu nehmen.

«Hast das Lastauto bemerkt, das täglich ins Lager das Gemüse und das Brot für uns und für die Wachmannschaft hereinbringt? Ja? Auf diesem Gemüsewagen ist mein Freund Schwarz gestern hinausgefahren. Wie? Er hat mit dem Chauffeur schon seit drei Tagen verhandelt. Er half beim Ausladen der Kartoffeln mit, wie viele andere auch, es gehört ja zu unserem Dienst, nur fiel keinem anderen das ein, was meinem Freunde Schwarz eingefallen ist. Weisst du warum? Weil er Geld hat. Wenn man Geld hat, hat man auch gute Einfälle. Dir würde es gewiss nicht einfallen, dem Chauffeur einzureden, dass man mit Säcken und mit der Plache zugedeckt, am helllichten Tag unbemerkt aus dem Lager unter den Augen der Wachtposten hinausfahren kann. Warum? Weil du nicht die zweitausend Francs hast, die erst den Chauffeur überzeugen können, dass das eine gute Idee für beide Teile ist.»

«Ich hab' die zweitausend Francs», sagte ich, «und doch ist mir diese verblüffende Idee nicht eingefallen.»

«Du hast zweitausend Francs bei dir?» fragte Serge mit einem langen erstaunten Gesicht.

«Ja», sagte ich, «ich hab' –»

«Warum hast du mir das nicht gleich gesagt? Das ändert ja manches», meinte er nachdenklich.

«Was ändert das?» fragte ich.

«Mein Freund Schwarz wollte nichts von einem Dritten wissen. Drei, sagte er, das ist schon eine Gesellschaft. Aber ich insistierte sehr. Ich in-

sistierte, weil ich dich nicht hierlassen konnte. Ohne Geld und unaktiv wie du bist, wärest du hier verloren gewesen, aber wenn du Geld hast →»

«Wenn ich Geld hab', brauchst du nicht mehr zu insistieren», warf ich ein.

«Das meine ich ja. Wenn du Geld hast, findest du Partner und Begleiter, du kannst es dir aussuchen, es hat ja kaum der Hundertste Geld hier. Warum hast du mir nicht gleich erzählt, dass du zweitausend Francs hast? Das ist sehr viel Geld hier, das kann unter Umständen das Leben bedeuten. Zweitausend Francs →»

«Du hast mich nicht danach gefragt», sagte ich, einigermaßen bestürzt von dieser Schwelgerei über zweitausend Francs, bei einem jungen Manne, der durchaus imstande war, eine solche Summe in einer Woche zu verbrauchen. «Ich konnte ja schliesslich nicht im Lager herumgehen und jedem, der nicht einmal danach gefragt hat, erzählen, dass ich zweitausend Francs besitze, wo ich, genau gerechnet, wahrscheinlich achttausend Francs bei mir habe →»

«Achttausend?!?» schrie jetzt er, lauter als ich vorher am Spieltisch. «Achttausend, sagst du?!» Er hielt mich mit beiden Händen an meinen Armen fest, blickte mich mit weitaufgerissenen Augen an, liess mich aber plötzlich los, kehrte mir den Rücken und sagte: «Du machst dich lustig über mich. Ich bewundere deine gute Laune.»

«Ich habe, wie gesagt, etwa achttausend Francs →»

«Was heisst: etwa? Ich höre immer: etwa! Wieviel hast du? Sechs? Sieben? Acht? Neuntausend? Was heisst: etwa?»

Im Leben hätte ich mir Serge, den wohlgezogenen, aristokratischen, eher phlegmatischen Serge, so aufgeregt nicht vorstellen können: wegen achttausend Francs, das heisst: zweihundert Dollar! Ich wurde etwas traurig dabei und ich sagte bloss: «Etwa achttausend heisst: vielleicht siebentausendachthundert, vielleicht achttausendzweihundert. Es ist bald ein Monat, dass ich interniert wurde, ich habe in dieser Zeit keine Gelegenheit gehabt, Geld zu zählen.»

«Du, geh da gleich hinein», er zeigte auf die Aborte, «und zähle es genau →»

«Hör mal zu, du Lausbub, du!» sagte ich ihm. «Du wirst versuchen, dich zu fassen und nicht über mich zu verfügen. Es ist kein Grund, den Kopf zu verlieren. Ob es siebentausendachthundert sind oder achttausendzweihundert sind, wird nicht so wichtig sein →»

«Entschuldige, ich kann es noch immer nicht glauben. Es gibt hier Millionäre, die kaum tausend bei sich haben –»

«Weil sie Millionäre sind. Sie haben Millionen, und Millionen hat man auf der Bank. Ich aber hatte noch gerade das Geld für eine Schiffskarte nach USA, und das nahm ich mit mir, weil ich schon seit dem Tag, da der Name der Stadt Sedan in einem französischen Kriegsbericht stand, gewusst habe, dass Paris verloren ist. Weil ich kein Millionär bin, bin ich kein Trottel –»

«Aber es ist ja verboten, mehr als 400 Francs im Lager zu besitzen!»

«Ja, gewiss. Aber ich war schon in drei Konzentrationslagern zum Beginn des Krieges gewesen und habe dabei was gelernt. Erstens muss man nicht sagen, wieviel man hat; man kann lügen. Zweitens findet der Soldat, der einem die Taschen abtastet, zwar sicher eine Taschenlampe, aber nie im Leben einen Tausend-Francs-Schein. Drittens wäre es selbst besser, das Geld bei einem Kommandanten eines Konzentrationslagers zu haben, der es einem vielleicht doch einmal zurückgeben muss, als in einer von der Gestapo verwalteten Bank in Paris. Verstanden? Ich denke wie ein Bettler und nicht wie ein Millionär.»

«Ein feiner Bettler ...», sagte Serge und sah mich mit einem verliebten Blick an. «Weisst du, wieviel Schwarz bei sich hat? Er hatte elftausend, zwei hat er dem Chauffeur gegeben, verbleiben neuntausend, er hat also jetzt nur noch tausend mehr als du. Jetzt bist du ein Kompagnon von gleich zu gleich. Das hast du wunderbar gemacht. Der Schwarz ist nicht mehr der grosse Herr –»

«Doch», meinte ich, «er ist es. Er ist schon draussen und wir sind noch drinnen. Ein kleiner Unterschied –»

«Wir kommen hinaus, du», sagte Serge. «Sicher. In dieser Nacht schon. Schau nur, dass ich auf die Liste gesetzt werde, damit wir zwei beisammenbleiben, immer beisammen, du, eine Minute kann entscheidend sein.»

«Wann kommt das Gemüseauto herein?» wollte ich wissen.

«Gegen vier Uhr am Nachmittag, warum?» sagte Serge.

«Kennst du den Chauffeur», fragte ich.

«Doch, ja. Wir haben ja drei Tage mit ihm verhandelt», sagte er.

«Willst du, kannst du mit ihm heute sprechen?» fragte ich.

«Wahrscheinlich. Du kannst ja mitkommen. Wir helfen beim Ausladen und reden mit ihm», sagte er.

«Sicher werde ich mitkommen, aber verhandeln wirst du mit ihm», sagte ich.

«Was verhandeln? Du willst zweitausend zahlen?» fragte er.

«Du verhandelst mit ihm, ich zahle den Preis für uns zwei –»

«Unsinn!» wehrte Serge entrüstet ab, «viertausend Francs willst du hinauswerfen? Wo wir in der Nacht gratis hinauskommen? Du musst nur zusehen, dass ich auf die Liste komme.»

«Gut», sagte ich. «Ich gehe jetzt gleich zu Fopper, und ich hoffe es durchzusetzen. Bleib hier, auf der Stelle, bis ich wiederkomme.»

Es war nicht leicht, Fopper zu finden. Das Lager war aufgewühlt wie ein Ameisenhaufen, über den ein Pferd hinweggaloppiert war. Endlich fand ich ihn in der Küche. Er war gegen jeden Zuzug, die Liste sei komplett. Ein junger Mann? Im entscheidenden Moment wird er Baucherlweh haben, man kennt doch die Sportjugend. Schliesslich gab er nach und schickte mich zu dem Dokumentarischen, der die Liste führte.

Der Dokumentarische stand immer, zu jeder Tageszeit, inmitten einer Gruppe, liebte es aber, geheimnisvoll herausgewinkt zu werden. Ich gab ihm einen Wink, den alle sehen konnten, und er folgte mir in die Baracke der Schwer-Suspekten, wo er untergebracht war.

«Hat er Geld?» fragte er schliesslich, nachdem ich ihm das Einverständnis Foppers mehrmals vorgehalten hatte. «Wir sind lauter wichtige Persönlichkeiten, aber keiner hat einen Franc in der Tasche. Wie stellt ihr euch das vor? Was werde ich mit euch machen, ganz ohne Geld?»

«Er hat zweitausend», sagte ich langsam.

«Gut», sagte er sehr schnell. «Einverstanden. Geh in die Baracke der Österreicher, dort liegt ein Mann namens Steiner, der hat die Liste. Aber die Entscheidung hab' ich. Steiner ist nur mein Sekretär.»

Er war der Rädelsführer, ich möchte das nicht bestreiten, der geborene Rädelsführer. Er machte mir den Eindruck eines Mannes, der auf atmen darf: seine Zeit war da. Leise durch die Zähne pfeifend schritt er neben mir aus der Baracke, auf dem Wege zu dem Rudel, das ihn offenbar geduldig erwartete. Ich gab ihm fünf Zigaretten und nahm meinerseits einigen Respekt vor dieser sonst äusserst trivialen Persönlichkeit mit. Er hatte

nicht weniger zu fürchten als ich. Denn er war doch ein sehr frecher Wichtigtuer, und sicher stand auch er auf der Schwarzen Liste der Gestapo. Warum war er so siegessicher? Sein ganzes Gesicht strahlte geradezu in Gewissheit des Gelingens.

Um drei Uhr war ich wieder mit Serge zusammen. Wir sassen im ersten Hof, auf einer Grasspur, die noch nicht ganz ausgetreten war. Wir sassen in der Sonne. Der Himmel über uns war hoch. Die Erde unter uns war heiss. Um diese Zeit pflegte sonst das Lager in einer Art Lähmung zu rasten, heute brodelte es vor Leben und Treiben wie ein Sumpf unter tropischer Sonne. Vor der Kanzlei des Kommandanten – der zu dieser Stunde nie im Lager war und auch heute vermutlich in seinem Hotelzimmer wartete – standen Deputationen, deutsche und österreichische, geführt von den beiden Lagerchefs, von denen der deutsche den österreichischen als einen Schuft, der österreichische den deutschen als einen Dummkopf verachtete. Der österreichische hielt sich ja nicht mehr «im Lager» auf. Seit Tagen schon hatte er ein richtiges Bett in den Büroräumen des Lagerkommandos, verstand sich vortrefflich mit dem Sergeanten, seine Hose hatte eine Bügelfalte, die unter diesen Umständen mit Recht Aufsehen erregte, im Büro des Capitaine ging er aus und ein, neben ihm sah der deutsche Lagerchef aus wie ein rechtschaffener Prokurist neben seinem schlauen Brotgeber. Da die gewöhnlichen Insassen des Lagers nicht das Recht hatten, sich in der Nähe der Kanzleien aufzuhalten, standen sie in debattierenden, streitenden, erregten Gruppen in grossem Abstand vor den Wachtposten und sahen zu, wie die Vertrauensmänner auf den Capitaine warteten. Wilde Gerüchte liefen im Lager um. Zeitungen gab es keine mehr, weil keine mehr erschienen. Die Regierung war gestürzt. Reynaud erschossen. Daladier auf der Flucht. Reynaud war in London. Die Deutschen waren schon in Brest. Sie kamen vom Norden. Die Deutschen waren schon in Rennes. Sie kamen vom Süden.

«Hast du dem Börsenrat gesagt, wieviel Geld du hast?» fragte Serge.

«Nein. Ich hab' nur dem Dokumentarischen gesagt, du hättest zweitausend», sagte ich.

«Warum?» fragte Serge. «Der wird doch das Geld gleich haben wollen».

«Er hätte dich sonst nicht auf die Liste gesetzt. Übrigens hoffe ich ihn nie wiederzusehen, wenn die Sache mit dem Chauffeur heute gelingt», sagte ich, und es war mir ernst damit. Die Vorstellung, bald schon, in einer Stunde, nicht mehr im Gefängnis zu sitzen, berauschte mich.

«Wieviel willst du ausgeben?» fragte Serge und sah mich prüfend an.

«Zweitausend pro Kopf. Wenn es sein muss, auch mehr. Nur weg von da. Je früher desto besser.» Es war mir sehr ernst damit, und Serge sah es mir an.

«Jetzt, wo ich auf der Liste bin, hat es nicht viel Sinn für mich, zweitausend Francs zu zahlen. Wir kommen heute nacht weg, sag' ich dir. Dafür, dass wir ein paar Stunden früher herauskommen, viertausend Francs wegzugeben, das geht nicht in meinen Kopf, du.»

«Du warst doch schon so zufrieden, als du glaubtest, dass ich nur zweitausend Francs habe», redete ich ihm schnell zu, denn ich sah bereits, wie Soldaten das Eingangstor öffneten. «Wenn ich jetzt dem Chauffeur zahle, bleiben uns noch immer viertausend –»

«Wenn wir nur viertausend haben, ist der Schwarz weiter der Grossunternehmer uns gegenüber und spielt sich auf –»

«Soll er sich nur aufspielen, du Kindskopf, ist das so wichtig?»

«Wir werden sehen, was der Chauffeur verlangen wird. Vielleicht lässt er mit sich reden ...»

«Filez! Reculez!» schrien die Soldaten und drängten die Ansammlungen zurück, um Platz zu schaffen, indes das Lastauto langsam und mit grossem Lärm zum Tor hereinrollte. Einer von den Wachtposten, die uns gegenüber vor der Kanzlei standen, kam ein paar Schritt näher und schrie auch uns an.

«Rühr dich nicht», sagte Serge, «wir bleiben da.»

Der Soldat kam noch näher und gab uns mit seinem Gewehrkolben einige Winke, die deutlich Stösse markierten, für den Bedarfsfall.

«Filez, vous!» schrie er. Phlegmatisch an einem Grashalm kauend, den er sich eben zwischen die Zähne gesteckt hatte, erwiderte ihm Serge: «Siehst du nicht, dass wir eigens hier warten, um beim Ausladen zu helfen? Muss ich mich jeden Tag eigens bei dir melden?»

«Oh, c'est toi», sagte der Soldat und ging auf seinen Posten zurück. Serge ist Gold wert, dachte ich, leider hab' ich nur achttausend Francs.

Das Lastauto war jetzt so nah, dass ich den Chauffeur sehen konnte. Er war ein dicker Mann mit kirschscharzen kleinen Augen. Serge stand jetzt langsam auf, wie ein fauler Taglöhner. Ich machte ihm alles genau nach. Mein Herz pochte und meine Hände flatterten.

XXI

In der Nähe sah der Chauffeur nicht mehr genauso aus wie die Chauffeure der französischen Singfilme, aber dick war er noch immer. Er schwitzte, schimpfte und blieb zunächst auf seinem Sitz, als wollte er nur abwarten, bis sein Vehikel entlastet würde, um gleich wieder abzufahren. Serge und ich machten uns vorerst an einem Sack Kartoffeln zu schaffen. Wir zerrten ihn hin und her, mussten uns aber, um nicht aufzufallen, bald entschliessen, den Sack wirklich abzunehmen und ins Magazin zu tragen, denn der Chauffeur sass noch immer hinter seinem Steuerrad, fett und dunkel überglänzt, wie ein Buddha. Der Sack war schwer und es dauerte gut fünf Minuten, bis wir wiederkamen. Da stand der Chauffeur bereits vorne, beim offenen Motor, mit einer Hand hielt er den Blechschutz hoch, mit der anderen drehte er, schimpfend und stöhnend, an einer Schraube.

«He! Sie!» schrie er Serge an, grob und in befehlendem Ton. «Kommen Sie her, halten Sie das da →»

Langsam, ein fauler Tagelöhner, ging Serge zu ihm hinunter und tat, wie der Grobian es befohlen hatte. Ich getraute mich nicht recht hinüberzublicken und half, so gut ich konnte, beim Ausladen mit. Dabei ergab es sich, dass ich mehrere Male auf das Lastauto zu klettern und wieder abzuspringen hatte. Dann musste ich noch einmal ins Magazin mit. Als ich wiederkam, winkte mich Serge zum Chauffeur heran. Sein grosser, fetter Kopf tauchte für einen Moment aus dem Innern des Motorgehäuses empor, und wie ein Schwimmer seitwärts blickend, sah er mich kurz an und sagte, von meiner Mindergewichtigkeit sichtlich angenehm überrascht: «Ça va ...»

«Pass jetzt gut auf», zischte mich Serge an, denn er sprach mit zusammengebissenen Zähnen, jedes Wort einzeln zwischen den Zähnen durchpressend. «Wenn – er – dir – ein – Zeichen – gibt – steigst du – schnell – auf – und – wirfst – dich – in – die – Kiste – hinein →»

«Welche Kiste?» wollte ich fragen, sah aber in diesem Moment oben im Auto die grosse flache Kiste stehen, die ich bis nun nicht bemerkt hatte, obschon ich mindestens dreimal oben gewesen war. Eine gute Kiste, dachte ich, wenn man sie sogar jetzt nicht bemerken muss, obschon das ganze Deck fast abgeräumt ist. Aber warum geht nicht Serge als erster?

Wahrscheinlich ist das wie auf einem Gletscher, beim Springen über die gefährlichsten Spalten springt der schlechteste Springer als erster, der beste als letzter.

«Ça va!» sagte in diesem Moment der Chauffeur, und schon gab er mir deutlich das Zeichen. Ich stützte mich auf beide Arme, hüpfte und schwang mich hoch. Es waren noch gut sechs Mann auf dem Wagen und keiner schien auf mich zu achten. Sie hoben die restlichen Bündel, sie schoben die restlichen Kisten und reichten sie hinab zu den Trägern. Ich kroch zur flachen Kiste hin, und – ohne mich zu vergewissern, ob nicht einer von den Wachsoldaten mich beobachtete – wälzte ich mich über eine harte Bretterwand in die Kiste hinein. Drinnen roch es wie in einer herbstlichen Waldsenkung nach feuchten Pilzen. Ich machte mich möglichst klein, um Platz zu schaffen für Serge, den ich aber noch mit dem Chauffeur reden hörte. Durch ein Astloch in der Kopfwand der Kiste konnte ich sogar Serge sehen, das heisst, ich sah seine Beine, die in roten bretonischen Fischerhosen steckten. Hätte ich mir doch auch solche roten Hosen gekauft, überlegte ich mir jetzt; wenn wir erst draussen sind, ist so eine rote Leinenhose eine ganz gute Camouflage, in Audierne namentlich, wo alles was männlichen Geschlechts war, die roten Fischerhosen trug. Wie lange ich so in der Kiste lag, weiss ich nicht. Es kam mir aber erschreckend lange vor, und es erschien mir nicht wahrscheinlich, dass mich niemand beobachtet haben sollte. Serge und der Chauffeur redeten noch immer laut, vom Krieg und von den Flüchtlingen, die alle Strassen verstopften. Auf einmal fingen die roten Beinkleider an, sich zu bewegen. Jetzt, dachte ich, jetzt springt Serge auf. Mein Herz setzte sekundenlang aus. Schon hörte ich ihn über mir, schon spürte ich seinen Atem. Da sagte eine Stimme irgendwo sehr nahe, aber noch unten, zum Chauffeur, den ich durch das Astloch im Brett auch nicht mehr sehen konnte: «Alors, à demain!» – Und diese Stimme kam mir sehr vertraut vor. Einige Herzschläge dauerte es noch, bis ich diese Stimme erkannte, aber ich erkannte sie so sicher, wie ich jetzt die Antwort des Chauffeurs verstand: «A demain, cher ami!»

Ohne mir irgendwas zu überlegen, steckte ich meinen Kopf aus der Kiste, und ich sah, wie Serge mit sehr schnellen Schritten in der Richtung zur Suspektenbaracke ging, mehr lief als ging. Mit einem Sprung war ich unten. Ich hörte wohl den Chauffeur noch etwas sagen wie «Voyons, un

imbécile!», aber ich sah gar nicht zurück, ich setzte gleich Serge nach, erreichte ihn aber erst in seiner Baracke, denn alle Insassen waren auf dem Hof, und viele standen mir im Wege.

Er war eben im Begriff, sich auf seinem Strohlager niederzulassen, als er mich erblickte.

«Was ist geschehen?!?» schrie er mir entgegen.

«Das wirst du mir sagen», sagte ich.

«Hat man dich entdeckt?!»

«Wenn man mich entdeckt hätte, wäre ich ja nicht hier», sagte ich. Vielleicht hat man mich auch entdeckt, dachte ich mir; wie ich abgesprungen bin, hätte man mich leicht sehen können; dann wird man mich eben suchen und finden. Oder auch nicht. Die Soldaten kennen mich nicht, und von den Internierten wird keiner was gesehen haben wollen.

«Er wollte nicht zwei auf einmal mitnehmen», sagte Serge jetzt.

«Das hättest du mir aber sagen können.»

«Es war keine Zeit mehr für Debatten.»

«Das lügst du», sagte ich zornig, denn ich sah, dass er log.

«Ich habe mir gedacht, dass du vielleicht Bedenken haben wirst, es allein zu versuchen —»

«Schwarz war ja auch allein», sagte ich.

«Eben. Siehst du. Schwarz hat sich getraut.»

«Ich hätte mich so gut getraut wie dein Schwarz. Aber wissen hätte ich es müssen.»

«Ja, ich hätte es dir sagen sollen, das sehe ich ein.»

«Gut, dass du es wenigstens einsiehst», sagte ich.

Ich fühlte mich auf einmal sehr müde.

«Ist das dein Bett?» fragte ich.

«Ja», sagte er, «daneben wohnt der Dokumentarische. Leg dich nur auf mein Bett, du siehst müde aus.»

Ich legte mich hin und schloss die Augen.

«Warum hast du es dir überlegt? Du bist ja ganz brav dringelegen die ganze Zeit?»

«Überlegt habe ich mir nichts. Ich sah dich Weggehen und ich sprang hinaus. Warum ich hinausgesprungen bin, weiss ich eigentlich nicht.» So war es auch. Ich strengte mich sehr an, um einen Grund zu finden, fand aber keinen. Es war mir aber auch gleich. Wie immer es war, es ist gesche-

hen. Wahrscheinlich habe ich Angst bekommen.

«Ich hab' einfach Angst bekommen», sagte ich zu Serge. Ich fühlte mich unendlich erleichtert, als hätte ich das Rätsel des Seins gelöst, und ich schlief ein. Als ich die Augen öffnete, sah ich gerade die roten Hosenbeine Serges aus der Baracke stelzen. Ich war allein in der Suspektenbaracke. Da kam mir in den Sinn, was Serge mir von den Schwer-Suspekten und ihren Filzläusen erzählt hatte, und ich schnellte sogleich vom Lager hoch und taumelte hinaus. Draussen standen sie, schrien sie, gingen sie wie immer. Ich ging in meine Baracke, legte mich auf mein eigenes Stroh und schlief sofort wieder ein. Ich träumte Feuer, Trompeten, Fanfaren, Flammen, Trompeten ...

«Stehen Sie auf, Herr Doktor» ...

«Was ist los?» Aufgeschreckt öffnete ich die Augen.

«Was ist?»

«Etwas ein Alarm», sagte mein Bettnachbar Nathan Klapper, ein gescheiter, netter Mann, ein alter Freund aus den Zeiten in Montargis.

«Alarm?»

«Etwas ein besonderer Appell. Wichtigkeit.»

«War nicht heute schon Appell?»

«Ich sag' ja: Alarm. Kommen Sie, Herr Doktor. Alle sind schon angetreten. Der Capitaine soll sehr böse sein.»

Ich brachte mich schnell in Ordnung, und wir stürzten hinaus zu unserer Gruppe.

«Es ist einer aus dem Lager weggelaufen, darum ist Alarm. Man wird uns genau zählen. Ist Ihnen etwa nicht gut, Herr Doktor? Ein Stückchen Schokolade wird Ihnen guttun, bitte. Sie schauen so blass aus.»

«Danke, lieber Herr Klapper», sagte ich und konnte hören, dass meine Stimme nicht gerade von Kraft getragen war.

«Hat man ihn erwischt?»

«Ah! Erwischt!? Weg ist er. Schon gestern. Meiner Ansicht nach sind sogar zwei weggelaufen. Salz auf den Schwanz kann er ihnen streuen, der Capitaine. Soll er uns zählen.»

«Garde à vous!» brüllte der Sergeant, die Gruppenchefs achteten darauf, dass die Reihen genau ausgerichtet waren; jeder zählte seine Schäf-

chen. Der Capitaine kam, pathetischen Schritts, stellte sich elegant hin und hielt eine Ansprache. Heute sagte er nicht «amis de la France». Alle Namen wurden aufgerufen, die Unteroffiziere zählten uns genauso, wie man beim Militär nur noch Konservenbüchsen zählt. Wir waren alle beisammen, in der österreichischen Baracke war kein Abgang. Der Capitaine forderte mehr Disziplin, mehr Vertrauen in seine Persönlichkeit, und versprach verstärkte Wachtposten. «Rompez les rangs!» Die Zählung war aus.

Nach dem Appell kam Serge. Sein Gesicht strahlte.

«Haben wir Schwein gehabt!» rief er schon von der Ferne, wie ein Schuljunge, dem ein Streich gelungen war.

«Wieso wir, ich schon, aber du?»

«Ah, du weisst ja gar nicht, was sich abgespielt hat: Man hat dem Capitaine im Dorf draussen angezeigt, dass einer von uns auf dem Gemüseauto hinausgeschmuggelt wurde. Während der Chauffeur hier war, liess der Capitaine bei ihm eine Haussuchung machen –»

«Armer Schwarz –»

«Aber nein», sagte Serge leise, «red nicht so blöd daher. Schwarz wird man nicht finden. Weil man dort nicht suchen wird, wo er ist.»

«Wo ist er?»

Serge verriet mir das Geheimnis, doch werde ich das Versteck auch weiterhin geheimhalten müssen.

«Gefunden hat er nichts, der Capitaine», setzte Serge fort. «Aber er hat Befehl gegeben, das Gemüseauto beim Herausfahren gründlich zu untersuchen, und er stand persönlich beim Tor, wie das Auto durchsucht wurde. Dann erst hörten wir von der Torwache, was vorgefallen ist.»

Wir sahen uns lange in die Augen. Dann sagte Serge: «Der Chauffeur hatte Ahnung, dass eine Anzeige gegen ihn läuft, er hätte uns beide glatt mitgenommen –»

«Wieso beide?!»

«Also jetzt kann ich es dir ja sagen: ich hab' nicht wollen. Ich hab's mir überlegt. Zweitausend Francs, das ist eine Summe; wo wir in der Nacht ohnehin gratis herausgelassen werden! – Bist du böse ...?»

«Ah, du Kindskopf! Wo wären wir beide jetzt, wenn du nicht so ein Geizhals wärest!»

«Das kann ich dir genau sagen: mit Handschellen verziert wären wir jetzt schon auf dem Wege zum Militärgefängnis in Quimper. Mehr Glück als Verstand hast du schon gehabt, diesmal.»

«Ich? Nicht wir beide?»

«Wieso?» lachte Serge, es war ihm aber doch auch ernst mit der Behauptung: «Ich hab' ja nicht wollen. Das ist Verstand.»

«Reden wir nicht mehr davon», schlug ich vor.

«Gut. Reden wir nicht davon. Sonst fange ich an zu singen →»

«Tu das nur. Wach auf und singe →»

«Ja, eigentlich bin ich gekommen, um dir bekanntzugeben, dass du heute in unserer Baracke schlafen wirst.»

«Das ist mir schon bekannt. Der Börsenrat hat mich auch schon belehrt, warum. Aber bis dahin kann sich noch manches ändern. Der Capitaine →»

«Ah, du bist schon wieder einmal skeptisch!»

«Nein. Es fällt mir nur gerade ein, dass der Capitaine die Wachtposten verstärkt hat. Schau dir das an →»

An der Mauer war gerade Wachablösung. Die drei Soldaten, die sonst hier zwischen der Baracke der Österreicher und dem Haus der Deutschen die Mauer bewachten, wurden eben von fünf Mann abgelöst, die nun in dem kurzen Abschreiten der kurzen Mauerlinie einander nahezu auf die Fersen traten.

«Das ist Spiel, mein Lieber», sagte Serge, und er stützte diese Behauptung mit einem guten Argument. «Es hat sich nämlich herausgestellt, dass nicht ein Mann im Lager fehlt, sondern zwei. Und weisst du, wer den zweiten herausbefördert hat? Der Capitaine selbst. Unter dem Vorwand, Lebensmittel einzukaufen, verhandelt ein Mann namens Blumenthal mit den Fischern im Hafen. Er wird ein grosses Boot mieten, und der Capitaine kommt mit.»

Das war eine gute Nachricht. Da ich nach der scharfen Ansprache des Capitaine nicht mehr glauben konnte, dass er es gut mit uns meinte, ging ich in die Kanzleikammer, wo immerzu neue Listen und Personalpapiere verfertigt und sortiert wurden. Unter den dort beschäftigten Schreibern befand sich ein junger deutscher Musiker, der Kontakt mit dem Capitaine hatte und kein Verbreiter beruhigender Nachrichten war. Er bestätigte mir, dass ein Mann namens Blumenthal draussen war; dass er aber im Auftrage des Capitaine mit Fischern verhandele, hielt er für unwahrscheinlich. Er nahm aber an, dass ein so geschickter Mann wie Blumen-

thal keines Auftrages bedurfte und vermutlich draussen nicht gerade Fische oder Ölsardinen einkaufte. Jetzt erschien auch mir das nächtliche Vorhaben nicht völlig aussichtslos, und ich bat Serge, mir in seiner Baracke ein Plätzchen sicher zu halten, wo ich meine Sachen hinlegen konnte. –

Von der österreichischen Baracke waren es im Ganzen sieben Mann, die sich an diesem ersten Fluchtuntemehmen beteiligen sollten: der Börsenrat, unser Pressereferent, ein bekannter Psychoanalytiker, drei Wiener Sozialdemokraten und ich. Die Liste war komplett. An diesem ersten Abend kamen nur die als besonders gefährdet Klassifizierten und als solche im Lager Anerkannten dran. Bei uns weigerten sich aber zwei Herren, die Nacht in der verlausten Baracke der Suspekten zu verbringen, namentlich der Psychoanalytiker zeigte dabei eine Hartnäckigkeit, die schon an Charakterstärke grenzte. Zuerst versuchte unser Pressereferent, ihm die wichtigen Gründe der Übersiedlung zu erklären. Erstens war es nicht leicht, sich in der Nacht von unserer Baracke in den ersten Vorhof durchzuschwindeln, denn die Wachsoldaten passten scharf auf. Wohl gab es einen unvermeidlichen Verkehr zwischen den zwei Höfen – weil die Aborte sich im Hofe der Deutschen befanden –, aber die Wachsoldaten kontrollierten diesen Verkehr mit bretonischem Ernst. Nächtelang konnte, wer einen leichten Schlaf hatte, den zwischen unseren alten Prostatikern – die ihr spannendes Nachtleben in allen Lagern führten – und den Wachsoldaten spielenden Dialog vernehmen: «Halte-là!» klang es in soldatischer Geistesgegenwart. «Je vais pisser ...», reagierte es in lateinischer Klarheit, wenn auch nicht immer akzentfrei. «Passez!» entschied der französische Grossmut, der auch in einem Bretonen wohnt. Zuweilen geschah es, dass ein Internierter das letzte Wort behielt: «Vive la liberté!» Da wussten alle im Lager, dass der Börsenrat Fopper in Nacht und Not passieren ging. Der Börsenrat gehörte zu den seltenen Männern, die zwar schnell die Geduld, aber nie ihren Humor verlieren, und so musste ich mich über ihn wundern, wie ernst er die Weigerung des Psychoanalytikers nahm. Der Pressereferent war noch mit seinen Argumenten nicht fertig, als Fopper sich einmischte: «... Zweitens sind nur zwei Wachsoldaten mit im Spiel und nicht gerade die, welche die Aborte überwachen. Ausserdem müssen wir alle beisammen sein. Drittens müssen wir möglichst nahe der

Stelle sein, wo wir über die Mauer klettern. Viertens: Was verlieren Sie, wenn Sie eine Nacht nicht in dieser stickigen Baracke liegen?»

«Ich habe in meiner Jugend alles gehabt, was die Liebe einem unverdorbenen jungen Mann bescheren kann, nur Filzläuse nicht. Jetzt soll ich auf meine alten Tage Filzläuse attrappieren? Und von wem? Vom alten Hofrat Druck?» klagte der Psychoanalytiker und gewann damit Foppers Sympathie.

«Wenn ich vor der Frage stehe: Filzläuse oder Gestapo», sagte jetzt Fopper in aller Aufrichtigkeit, «wähle –»

«– wähle ich auch Filzläuse», gab der Psychoanalytiker plötzlich nach. «Es war dumm von mir, solche Einwände zu machen.»

Um acht Uhr abends begaben wir uns, einzeln, um kein Aufsehen zu erregen, in die Baracke der Suspekten. Wir liessen alle unsere Habseligkeiten liegen, nahmen nur eine Decke und unsere Toilettesachen mit. Wir mussten leicht sein, um über Mauern klettern und schnell davonlaufen zu können. Selbst der silberhaarige Dichter, der sich sehr ungern von Sachen trennte, hatte auch nur zwei Decken mitgebracht, was aber der Pressereferent gleich rügte und einfach verbot. Er benahm sich nun ganz unzweideutig als unser Führer, der Pressereferent, auch in der Art, wie er Zigaretten schnorrte, zeigte er jetzt seine Überlegenheit. Er sagte nicht: «Hast du eine Zigarette für mich übrig?», sondern er streckte zwei gespreizte Finger in der Richtung hin, wo geraucht wurde, und schon hatte er eine Zigarette dazwischen stecken, die er dann in Gedanken so lange nicht entzündete, bis einer ihm auch Feuer gab.

Da hier, in Finistère, um acht Uhr abends noch hellichter Tag war – die Sonne fiel erst gegen neun Uhr blutrot in den Ozean –, hatte ich noch Zeit, die Insassen dieser Baracke ein wenig zu betrachten. Ich erinnere mich noch deutlich an den Kapitalisten, den Internierten, der im Besitze von 27'000 Francs war (= etwa 700 Dollars), die er für das Boot zur Verfügung stellte. Er war ein noch junger orthodoxer Jude, mit einem rötlichen Bart. Seine Bäckchen waren rote Rosen, seine Augen waren schwarze Kirschen, seine Hände waren weisser Alabaster. Er war nie allein, es war ein Kommen und Gehen an seinem Bett, wie im Quartier eines kommandierenden Generals. Neben ihm stand meistens auch der Dokumentarische, der sich aber in der Nähe des Kapitalisten nicht so deutlich als Führer, sondern eher als der Chef des Generalstabs benahm. Das Bett, an

dem sie beide amtierten, war kein Strohlager. Es war ein richtiges Holzbett mit Matratzen, Polstern und Decken – so etwas hatte ich noch in keinem Konzentrationslager gesehen. Einem Manne, dem es gelang, hier in einem solchen Bette zu schlafen, dem wird der Himmel auch ein Boot bescheren, das uns alle übers Meer führen wird, nach England. Amen.

Eine auffallende Persönlichkeit in dieser Baracke war der weissbestrumpfte Nazi. Auch an seinem Lager ging es wie in einem Hauptquartier zu. Der Weissbestrumpfte sprach auffallend laut und mit aufgetragenem Enthusiasmus von dem militärischen Triumph der Deutschen. Er kritisierte «die Zustände» in unserem Lager im Allgemeinen und in der Suspektenbaracke im Besonderen und schloss jede Äusserung mit dem Zusatz: «Das wird sich sehr bald ändern, das dauert keinen Tag mehr, da handelt es sich nur noch um Stunden.» In jeder anderen Baracke würde der Weissbestrumpfte die Insassen bereits terrorisiert haben; hier in der Suspektenbaracke konnte er sich überhaupt nicht durchsetzen, und sein Gerede wurde als das Kläffen eines lahmen und zahnlosen Köters kaum beachtet.

An einem Fenster stand ein junger Mann, der einen Spirituskocher bediente und Tee ausschenkte, auch Kaffee, je nach Bestellung. Er hatte alles, nur keine Tassen. Seine Kundschaft musste das Trinkgeschirr mitbringen, sonst wurde sie mit allem bedient; zum Tee verteilte er regulär ausgeschnittene und enthäutete Zitronenscheiben. Er war Koch, Kellner und Rezeptionschef zugleich, er hatte für jeden Gast ein höfliches Wort übrig, er sprach Trost zu und gab diätetische Ratschläge. Ich werde sein klares, gutes Gesicht nie vergessen: der Bursche war kaum mehr als achtzehn Jahre alt.

Es waren überhaupt sehr viele junge Leute in dieser Baracke, und alles schien uns sauberer hier zu sein, obgleich wir wussten, dass die Baracke verlaust war. Wäre ein Mensch, der noch nie ein Konzentrationslager gesehen hat, hier eingetreten, er hätte den Eindruck, dass sich hier Menschen befanden, die anlässlich eines Picknicks eingefangen worden waren, während er in unserer Baracke die Bedrückung empfinden würde, auf der letzten Station vor einem Massengrab angelangt zu sein. Es war gut, dass wir hier übernachteten; bei uns hätten die Alten kaum die Duldsamkeit aufgebracht, zwanzig Eindringlinge zu beherbergen, die im Begriffe waren, aus dem Lager auszubrechen, und Unruhe, Aufregung, Gefahr für die

ganze Baracke mitbrachten. Hier liessen sie es sich gefallen, dass man noch lange nach Einbruch der Nacht, im Finstern, hin und her ging, Besuche abstattete und laute Gespräche führte. Bei uns war das strengstens untersagt, weil hier die alten Prostatiker darauf bedacht waren, nach Einbruch der Dunkelheit jede Lebensregung niederzuzischen, sie mussten ja möglichst bald zur Ruhe und zu Schlaf kommen, um dann gegen Mitternacht ihren regen Nachtverkehr zwischen Lager und Abort in voller Geistesfrische zu eröffnen.

Befriedigt von der Umgebung und besseren Stimmung in der Suspektenbaracke, wäre ich vielleicht für ein, zwei Stunden eingeschlafen, wie der silberhaarige Dichter, der mit der Bitte, ihn rechtzeitig zu wecken, auf den Lippen an meiner Seite gleich bei Einbruch der Dunkelheit entschlief. Aber eine kleine Enttäuschung, die ich noch im Dämmern des Abends erlebte, erfüllte mein Herz mit einer düsteren Vorahnung, die mich beunruhigte und quälte.

XXII

Es stellte sich nämlich heraus, dass nicht der Kapitalist, der für uns ein Boot mieten sollte, Besitzer des schönen Bettes war, das mir als Beweis für seinen Einfluss und seine Geschicklichkeit so imponiert hatte. Das Bett gehörte dem alten Hofrat Druck, demselben, von dem Filzläuse zu attrappieren unser Psychoanalytiker scherzweise befürchtet hatte. Er war kein Emigrant. Seit Jahren schon lebte er in Paris von Filmgeschäften, deren Unübersichtlichkeit ihm immerhin so viel Einfluss verschaffte, dass er zum Beginn des Krieges nicht interniert worden war. Er war 64 Jahre alt, klein, schwer, fett, asthmatisch, und auf seinem Gesicht waren deutliche Spuren einiger leichter Schlag anfälle zu sehen. Seine Hinfälligkeit schützte ihn nicht vor Verhaftung und Internierung, aber ein mitleidender Unteroffizier hatte irgendwo ein Bett für den alten kranken Mann aufgetrieben. Der Kapitalist lag neben diesem Prunkbett auf einer Strohmatten wie wir alle; sein Einfluss war also nicht so gross, wie ich mir das in einem Anfall von Zuversicht, namentlich angesichts des über den Strohlagern hochthronenden Bettes, ausgemalt hatte. Wer weiss, was da noch kommen wird ...

Obgleich er gewiss mehr ruhebedürftig war als sonst einer, duldete der Hofrat den nächtlichen Betrieb, der sich in seiner Nähe abspielte, ohne Widerspruch. Ich lag zu weit entfernt von dem Verschwöremest, das von dem Dokumentarischen und dem Kapitalisten kommandiert wurde, um die Gespräche, Befehle, Meldungen und Meinungen zu hören, aber das Geflüster, das Gerede und Gezische, das von der Ecke herüberkam, hielt mich wach und in Spannung. Auch Serge, auf dessen Lager wir beide so nah beieinanderlagen, wie es nur einem Liebespaar in der goldenen Zeit des Honigmonds erträglich ist, war vorerst wach, und er vertrieb sich die Zeit mit Horchen, Erraten und Interpretieren der Vorgänge in dem Nest der Rädelsführer.

«Sie haben endlich eine Leiter aufgetrieben», teilte er mir erregt mit. «Das ist gut... Da wird man schneller über die Mauer kommen. Pst... Sei still... Das ist der Sergeant, der jetzt spricht.»

«Kannst du hören, was er sagt?» fragte ich. Wenn der Sergeant bei finsterner Nacht sich in dieser Baracke aufhielt, so war das alles ernst.

«Er sagt: Vor zwei Uhr darf sich keiner von uns in die Nähe der Mauer vorwagen. Aber ...»

«Aber was?»

«Es ist nicht der Sergeant, der das sagt. Es ist ...», und er nannte den Namen unseres Rädelsführers, des Dokumentarischen.

«Wie spät kann es jetzt sein?» fragte ich.

«Es ist jetzt bald zehn. Noch vier Stunden. Dann geht's los!»

Der silberhaarige Dichter erwachte plötzlich, als hätten wir ihn geweckt. Wir hörten, wie er sich schnell und leicht erhob und gleich zu den Rädelsführern hinüberging. Im Durchgang, zwischen den Reihen, konnte man die Umriss der Gestalten sich vom Halblicht der Fenster abheben sehen.

«Wird dieser alte Herr das durchhalten?» fragte Serge.

Obgleich der Dichter gut ein Sechziger war, machte es mich traurig, dass Serge in ihm nichts als das weisse Haar und den alten Herrn sah. Denn er war noch frisch und quicklebendig, an Körper wie an Geist gleich jung und stark.

«Wenn der wüsste, dass du ihn einen alten Herrn schimpfst – er würde es mir nie verzeihen, dass ich dich nicht auf der Stelle dafür umgebracht habe», warnte ich Serge.

«Weil er so eitel ist», sagte Serge. «Du bist gut fünfzehn Jahre jünger und es macht dir nichts aus, wenn ich dir ‚alter Herr‘ sage.»

«Ich könnte dir antworten, dass die Erklärung schon in deiner Aussage liegt. Aber ich glaube, dass es in diesem Fall nicht so ist. Nicht, weil er älter ist, nicht, weil er schon ein Sechziger ist, verträgt er es nicht, als alter Herr zu gelten. Er ist wirklich jung. Obwohl nach dem Kalender um fünfzehn Jahre älter, ist er um zehn Jahre jünger als ich. Sein Lebenswille ist ungebrochen. Er lebt so gern, wie es ein junger Mann vermöchte. Ein junger Mann kann das Leben gar nicht so lieben, weil er ja noch nicht empfindet, wie kurz es ist; und wie schnell man den würdigen Eindruck eines alten Herrn macht, wenn das Haar am Kopfe weiss geworden ist. Du wirst sehen, wie gut er alle Strapazen einer Flucht ertragen wird. Er wird uns alle, jung und alt, in seiner Ausdauer beschämen und, wenn er seine Chance verlangen wird, in seiner Schlaueheit im Stich lassen. Denn so ein

silberhaariger Jüngling will tausendmal leben und tausendmal überleben
—»

«Pst ... Er kommt.»

«Um ein Uhr geht es los», flüsterte uns der Dichter zu, nachdem er sich im Finstern zu seinem Strohlager durchgetastet hatte. «Schlaft, Kinder.»

«Haben wir Sie gestört? Entschuldigen Sie», sagte Serge.

«Aber nein. Mich kann man nicht stören. Ich schlafe, wann und wo immer ich will. Aber ihr solltet auch schlafen. Wer weiss, wann wir wieder ein bisschen Stroh unter unserem Rücken und eine Decke über unserem Bauch haben werden.»

«Ich hoffe, dass wir diesmal aus dem Stroh für immer herauskommen», sagte Serge.

«Sie hoffen», sagte der Dichter, und er sprach das Wort mit hörbarem Ekel aus, als bedeutete es: hoffen – eine abscheuliche Tätigkeit. «Sie *hoffen*. Aber ich *denke*. Ich denke, dass jetzt bald die Hälfte der Bevölkerung Europas auf Stroh liegen wird. Und ich denke auch, dass ich nicht zu dieser Hälfte gehören will. Was ich *hoffe*, das ist in diesem Moment unwichtig. Jetzt stellen Sie sich vor, wie unwichtig das ist, was *Sie* hoffen. Gute Nacht, Kinder. Schlaft, schlaft.»

Meine Besorgnis, Serge könnte mit wenig Respekt vor seinem Haar Silber dem Dichter antworten, dauerte nicht lange, denn schon hörten wir den ruhigen, tiefen, gesunden, reinen Atemgang des entschlafenen Dichters wie einen geräuschlos funktionierenden Motor. Und als beeilte er sich, ihm zu folgen, um mit ihm weiterzustreiten, schlief auch Serge gleich darauf ein.

Es war mir angenehm, dass Serge eine gutgehende Armbanduhr hatte, mit leuchtenden Zeigern und Ziffern. Denn meine Einschlafenszeit waren schon immer die ersten Stunden nach Mitternacht, und auch in den Konzentrationslagern schlief ich selten vor zwei Uhr ein. Das hatte den Vorteil, dass ich bis spät in den Morgen, etwa bis sieben Uhr, fest schlafen konnte, ein Vorteil, den nur der richtig einschätzen wird, der auch nur einmal das Pandämonium der Geräusche erlebt hat, den einige Hundert erwachender Raucher, Huster, Stöhner, Gurgeler, Grunzer und Spucker männlichen Geschlechts am frühen Morgen zu erzeugen imstande sind.

Es war mir angenehm zu denken, dass ich in dieser Nacht das Lager verlassen würde und die Musik der Morgenstimmung in einem Konzentrationslager nie mehr hören würde. Denn fest hatte ich es mir längst versprochen. Es war mir angenehm zu denken, dass der Psychoanalytiker – der ein kluger Arzt war, was bei Psychoanalytikern selten der Fall zu sein pflegt – Gift genug für zehn mit sich führte und mir einen Teil zugesichert hatte. Das letzte Hintertürchen der persönlichen Freiheit stand mir also offen. Dass dies der Sinn, der einzige, grosse, ja heilige Sinn des Selbstmordes ist, das hatte ich längst eingesehen, und nie sah ich diese Erkenntnis so klar vor mir wie in jener Nacht. Es war mir angenehm, gewahr zu werden, dass ich ruhig war und ohne Spannung das nächtliche Getriebe in der Ecke der Rädelsführer vernahm, das aufgeregte Geflüster: über Wachablösung, Horchposten zwischen Baracke und Mauer, über die schadhafte Leiter, die in der Finsternis repariert wurde, aber auch über die Unverlässlichkeit des Sergeanten, der versprochen hatte, um zehn Uhr hier in der Baracke bei uns zu sein, und jetzt um elf Uhr dreissig noch nicht zur Stelle war ...

Es war mir angenehm zu denken, dass es diesmal, beim Springen über die Mauer, nicht so sein würde wie beim Springen über eine Gletscherspalte. Die gewiegten Springer würden diesmal die ersten sein. Der allererste vermutlich der Pressereferent, obschon er mit seinem schiefhängenden Bauch an Hitler erinnerte und demzufolge an einen persönlich eher feigen Zeitgenossen denken machte. Es war mir angenehm zu denken, dass ich nicht allein war, sondern einer von zwanzig, unter denen die besten, die mir sympathischsten sowie die erfahrensten und tüchtigsten Männer sich befanden: Heilborn, Serge, der Börsenrat... Nicht einmal die Gewissheit, dass bei dieser angenehmen Vorstellung von einem Fluchtkollektivum ein guter Schuss persönlicher Unbeholfenheit, vielleicht gar Feigheit dabei war, konnte mir was anhaben. Um zwei Uhr wird er kommen, der Sergeant, und wird die Zeichen geben. Es ist jetzt schon zwölf Uhr fünfzehn auf Serges leuchtender Armbanduhr. Der Rädelsführer sendet Späher nach ihm aus, nach dem Sergeanten. Aber er wird schon kommen. Nur keine unnütze Aufregung. Ein französischer Sergeant ist verlässlich, wenn er bestochen ist. Bei unserem k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 15 war der Feldwebel Dykyj auch sehr verlässlich, wenn er fünfundzwanzig Kronen bekommen hatte. Ein Seargent, das ist ein Feldwebel.

Merkwürdig, dass ein Feldwebel uns in die Freiheit führen wird. Sehr merkwürdig. Ist ein Sergeant wirklich ein Feldwebel? Der deutsche Feldwebel ist unübersetzbar, so wie das deutsche Lied ... Man sagt auf französisch *le lied*. Man sollte auch sagen: *le Feldwebel*. Die deutschen Kulturgüter sind unübersetzbar. Ein Sergeant ist kein Feldwebel. Ein Sergeant ist ein Franzose, und ein Franzose ist kein Feldwebel. Gut, dass Serge da ist, er wird wissen, wie der Sergeant heisst. Es wäre nicht schön, den Namen eines Sergeanten nicht zu kennen, der uns in die Freiheit führt... Serge weiss alles. Er wird schon kommen, der Sergeant der Freiheit ... Der Pressereferent braucht nicht so aufgeregt zu flüstern. Ekelhaft, wie der zischt und flüstert. Wenn er laut fluchte und schimpfte, er würde nicht in der Finsternis so einen lästigen Lärm machen wie mit diesem zischenden Geflüster. Er wird noch die ganze Baracke aufwecken, alle Schwer-Suspekten. Es muss schon sehr spät sein und Serge hält jetzt seinen Arm so, dass ich die Uhr nicht sehen kann, die leuchtenden Zeiger der Uhr. Ich werde meinen Kopf ein wenig heben. Wenn ich jetzt Serges Hand behutsam umdrehe, werde ich auf dem glänzenden Zifferblatt der Uhr lesen können. Praktische Sachen hat er immer, der gute Serge. So eine leuchtende Uhr. Wie sie leuchtet! Wie sie glänzt! Serge liebt mich ... Sonst würde er jetzt nicht seinen Arm um meinen Hals legen, so zärtlich ... Wie ein Mädchen ist er ... Darum glänzt seine Uhr so ... Es ist schon halb ... Es ist schon halb zu zwei ein halb dreiviertel Glanz

Es war heller Morgen, als ich in den Armen Serges erwachte wie ein Bräutigam in den Armen seiner Braut. Noch lagen die meisten auf ihren Betten, aber einige gingen schon umher, der Börsenrat, der Pressereferent, der Dichter.

«Oh, Serge, wir haben verschlafen, um Himmels –»

«Wir haben nicht verschlafen. Es ist nichts daraus geworden ...

Der Sergeant ist nicht gekommen», sagte Serge.

«Oh, warum hast du mich nicht geweckt?»

«Mich hat man auch nicht geweckt. Ich hab' geschlafen wie du.» «Warum hat man auf den Sergeanten gewartet?»

«Weil die Wachsoldaten schiessen wollten, wenn man sich der Mauer näherte. Dein Freund Fopper wäre beinah erschossen worden.»

«Die Soldaten hatten doch Befehl, nichts zu sehen?»

«Das hat man behauptet. Der Kommandant ist offenbar ein Lügner», sagte Serge.

«Er ist kein Lügner», mischte sich eine andere, morgendlich tiefe Stimme ein. «Der Kommandant ist kein Kommandant. Der Kommandant ist ein Telefonfräulein. Er hat wahrscheinlich nach Quimper telephonierte, und die Schweine haben nein gesagt. Die wollen uns den Deutschen ausliefern. Die Generäle wissen, dass wir hier in der überragenden Mehrzahl Juden sind, und sie wollen uns den Deutschen ausliefern, weil sie alle Antisemiten sind, die französischen Generäle. Ihnen ist Hitler lieber als Blum.»

Der Börsenrat stand vor unserer Lagerstatt. Er sah am frühen Morgen wie ein Greis aus. Serge hatte reine, ausgeschlafene Augen. Mit seinem dunklen Blumenblick sah er zum Börsenrat hinauf und sagte: «Man hätte es darauf ankommen lassen.»

«Wie meinen Sie?» fragte der Börsenrat so höflich, wie er gewiss noch nie zuvor mit einem jungen Mann geredet hatte.

«Man hätte es darauf ankommen lassen, dass sie schiessen, diese Bretonen. Das meine ich», sagte Serge.

«Ich war auch der Ansicht. Ich war ja zweimal draussen. Sie werden in die Luft schiessen, es wird ein Alarm kommen, inzwischen werden zehn von uns davonlaufen, so dachte ich. Es war aber nicht so. Sie hätten uns zwei sicher erschossen. Und die übrigen auch. Sie sind zu dumm, diese Bretonen.»

Noch nie hatte ich den Börsenrat so frei von Hohn und Zorn reden gehört. Es war die Verzweiflung, die ihn sanft blicken und sanft denken machte. Er redete sich nicht mehr aus. Er schämte sich nicht, verzweifelt zu sein. Ich erhob mich schnell vom Lager und stellte mich zu ihm hin. Er nahm meinen Arm und wir gingen zum Ausgang. Dort, im bereits offenen Tor, standen Heilborn, der Psychoanalytiker, die zwei Sozialdemokraten, alle, Heilborn ausgenommen, aus der Baracke der Österreicher. Mit ihnen war auch der Pressereferent, aber auch er schwieg und machte sich jetzt nicht wichtig.

«Hast du eine Zigarette für mich?»

«Bitte», sagte ich.

«Ich hab' dich nicht wecken lassen. Weil es keinen Sinn gehabt hat. Es war ohnehin zuviel Lärm. Draussen und drinnen. Schau dir das an, die

sind schon ganz hysterisch geworden.» Er wies auf die zwei Wachsoldaten hin, die den nächtlichen Abortverkehr mit ihrem «Halte-la!» regelten: «Sie standen mit schussfertigem Gewehr da, am hellichten Tag!»

«Es ist erst vier Uhr», sagte der Börsenrat. «Vor sechs werden sie uns nicht durchlassen, die sind ganz wild geworden heut nacht.»

Warum hatten sie alle, warum hatten wir alle es gar so eilig, in unsere Baracke hinüberzugehen? Heute frage ich mich und finde keine Antwort. Damals fragten wir uns gar nicht, denn es erschien uns allen offenbar durchaus natürlich, dass es uns drängte, schnell in «unsere» Baracke zu kommen: Es war erst vier Uhr am Morgen. In der Baracke der Suspekten begannen bereits die Geräusche des Erwachens. Aber es war vorerst noch ein Ansatz. Das Orchester war schon fast vollzählig, die Musiker probierten aber erst ihre Instrumente aus. Verglichen mir unserem, war dieses Orchester kaum mehr als ein Kammerorchester: 70 Mann lagen da in der Suspektenbaracke, bei uns aber, nach dem Einzug der Slowaken, waren es dreihundertundsechzig ... Und die Slowaken, auch sonst eines der musikalischsten Völker der Erde, gaben bei unserem Morgenkonzert, was sie von Natur hatten. Allein die Art, wie sie bei der Morgentoilette aus ihren Nasen bliesen, war ein kunstvolles Portamento, das in keiner Ecke der Baracke zu überhören war, von den fagottistischen Effekten zu schweigen, die sie auf ihren Atmungswegen durch schnaubendes Reversieren der Nase mit halsbrecherischem Gaumensatz zu exekutieren verstanden. Damit allein verglichen, hatte die Morgenmusik der Suspektenbaracke rein kamerale Wirkung. Dennoch drängte es an jenem Morgen auch mich, möglichst schnell nach Hause zu kommen. Und weil meiner Feder eben die Worte «nach Hause» entschlüpft sind, ist das vielleicht die Erklärung: Wir waren kindisch geworden in unserer Verzweiflung an jenem Morgen. Wir waren in einem Nachbarhaus verletzt worden, es tat uns weh. Und so wollten wir schnell nach Hause, wie die Kinder. Und unser Zuhause war unsere Baracke ...

Bis halb fünf standen wir drinnen, im offenen Tor der Suspektenbaracke, verzweifelt, wortlos und äusserlich anscheinend geduldig. Gegen halb fünf schälte sich im Osten aus den Dünsten des Morgens eine goldene Sonne heraus. Aus unserer Baracke – als hätte er den Sonnenaufgang zu inszenieren und als sei er eben damit fertig geworden – trat vom Osten

her ein morgenfrüher Österreicher heraus. Schön beleuchtet kam er immer näher heran.

«Halte-la!» schrie ihn einer von der Wache an, als wäre finstere Nacht um uns alle.

«Je vais pisser», meldete der Frühaufsteher in fließendem Französisch.

«Passez!» kommandierte der Bretone.

In diesem Moment löste sich von unserer Gruppe Walter Heilbom los. Er ging in der Richtung zu den Wachtposten, die in der Meinung, er wolle dem Österreicher folgen, ihn ruhig näher kommen liessen, um ihn mit einem Anruf zu stellen und nach der Regel passieren zu lassen. Heilborn überhörte aber den Warnruf und ging weiter.

«Halte-lä!» rief nun auch der zweite Wachsoldat und hob schon das Gewehr an die Schläfe, denn Heilbom war keine zehn Schritte mehr von der Wache entfernt. Ich verspürte ein Sausen am Kopfe, mein Herz hatte ausgesetzt, ich hatte keine Stimme, um Heilborn anzurufen, und keine Kraft, irgendwas zu tun. Heilbom war bereits auf der Linie der zwei Gewehrläufe, als er plötzlich haltmachte und vor den zwei Soldaten stehenblieb. Einen Augenblick schien er zu überlegen, einen sehr kurzen Augenblick. Dann sahen wir ihn vor den zwei Gewehrläufen (als er plötzlich haltmachte) nach einem scharfen, lauten «Pfui!» ausspucken und dann ruhig seinen Weg fortsetzen. Die Wachsoldaten zielten lange, sehr lange; auffallend lange; geradezu theatralisch lange. Sie zielten so lange, dass Heilbom Zeit hatte, ruhigen, gesetzten, männlichen Schrittes unsere Baracke zu erreichen. Dann hätten sie ihn nicht mehr getroffen, selbst wenn sie geschossen hätten. Das taten sie aber nicht. In dem Moment, da Heilbom im Eingang zu unserer Baracke verschwunden war, liessen sie vom Zielen ab, schulterten die Gewehre, und einer, da er merkte, dass wir alles gesehen hatten, rief uns mürrisch zu: «Passez, tous!»

In der Baracke gingen wir ohne Verabredung und gleichsam unter der Führung vom Börsenrat zu Heilbom. Er lag bereits auf seinem Stroh und sah sehr müde und – erstaunlicherweise – schläfrig aus.

«Wenn Sie das in der Nacht riskiert hätten», sagte der Börsenrat Fopper, «wären wir vielleicht jetzt alle draussen.»

«Die an der Mauer waren ganz andere Burschen. Die hätten sicher geschossen», sagte der Pressereferent.

«In der Nacht hätten dieselben zwei Trottel, die soeben nichts getan haben, doch geschossen», sagte Heilbom.

«Warum?» fragte der Börsenrat. «Warum glauben Sie das?»

«Weil sie in der Nacht mehr Angst gehabt hätten als bei hellichem Tag. Jeder Mensch hat in der Nacht mehr Angst als bei Tag. Ich natürlich auch. Darum hab' ich es nicht riskiert. Weil ich in der Nacht mehr Angst gehabt hab' als bei Tag.» –

XXIII

Gegen zehn Uhr kam Nathan Klapper und erzählte mir, er habe gehört, dass die Deutschen bereits in Rennes seien; dass die Deutschen bereits auf Quimper marschierten, von Südosten; dass die Deutschen bereits Brest besetzt hielten und der Küste entlang gegen Audierne marschierten, vom Norden; kurzum, dass wir hier im Lager schon längst abgeschnitten waren; es gab nur noch eine Möglichkeit: mit einem Boot nach Bordeaux. Er, Klapper, habe das längst kommen sehen und schon einige Tage vor seiner Verhaftung und Einlieferung in das Stade Buffalo sein ganzes Warenlager – Wollsachen, gute Wollsachen – in Kisten verpackt und nach Bordeaux aufgeben lassen. Ob die Kisten von Bordeaux nach New York auf die Adresse seines Schwagers weiterexpediert wurden, wusste Klapper nicht. Sicher war, dass die Kisten – und hier wunderte sich selbst Klapper – tatsächlich von Paris nach Bordeaux abgegangen waren; darüber war eine Nachricht von Frau Klapper angekommen.

Ich war mir nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, dass Klapper nicht gekommen war, mir schlechte Kriegsnachrichten zu erzählen oder um sich seiner klugen Voraussicht zu rühmen. Er hatte bloss eine Einleitung gemacht, weil es seinem ausgeglichenen, ruhigen Charakter zuwider war, mit der Tür ins Haus zu fallen.

«Glauben Sie, dass wir noch eine Chance haben, nach Bordeaux zu kommen?» fragte er.

«Ich weiss nicht, Herr Klapper», sagte ich. «Vor allem sehe ich nicht die Chance, hier herauszukommen. Auf unseren Capitaine ist kein Verlass.»

«Der Kommandant ist ein guter Mensch», sagte Klapper. «Ich habe eben gehört, dass er mit dem österreichischen Lagerchef etwas ein Abkommen getroffen hat. Ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob Sie etwas gehört haben.»

Da ich vermutete, dass dies ein verspätetes Gerücht von unserem nächtlichen Unternehmen darstellte, erzählte ich Klapper von dem kläglichen Ausgang dieser Rettungsaktion.

«Nein», sagte Klapper. «Ich verwechsle hier nicht zwei Sachen. In der Nacht hat es sich um zwanzig politisch Gefährdete gehandelt, um Sprin-

ger über die Mauer.» Klapper machte hier eine Geste, die deutlich zeigte, wie wenig er seinerseits vom Springen über eine Mauer hielt. «Sie haben sich gedacht, vielleicht ist was dran, gut, ich versteh'. Aber heute handelt es sich um eine ernste Sache. Der Capitaine will Lagerbefreiungsscheine ausstellen für Gruppen zu je fünfzig Mann, es wird nicht nötig sein, über Mauern zu springen, man wird mit einem Ausweispapier die Torwache passieren. So hab' ich gehört. Ich hab' mir gedacht, Ihnen, Herr Doktor, wird es nicht schwer sein zu erfahren: was, wie, wann? Sie haben ja Zugang zum Büro des Kommandanten —»

«Kommen Sie gleich mit, Herr Klapper», sagte ich. «Wir werden sehn, wieviel davon zu halten ist.»

«Ich sage Ihnen schon jetzt, Herr Doktor», gestand Klapper, «ich halte sehr viel davon. Und ich wollte Sie nur bitten, vielleicht kann ich zu den ersten fünfzig gerechnet werden. Die ersten fünfzig sollen Österreicher sein.»

Ich ging zu den Wachsoldaten hin, sagte den Namen des Musikers, der im Büro des Lagerkommandos Schreiber war, und stand nach einigen Minuten in dem Raum, wo viele Schreiber an langen Tischen saßen und ewig an irgendwelchen Listen schrieben.

Der Musiker bestätigte alle Angaben Klappers. Man hatte bereits mit dem Ausschreiben der Befreiungsscheine begonnen. Der Befehl wurde aber zurückgenommen, weil sich Differenzen ergaben zwischen den Österreichern und den Deutschen. Der Musiker war selber ein Deutscher, er war aber gegen seine Landsleute verbittert: «Die sind nicht schlau», sagte er. «Sie misstrauen dem österreichischen Lagerchef und fürchten immerzu, von ihm hereingelegt zu werden. Zum Glück aber hört der Kommandant nur auf den österreichischen Lagerchef, und es besteht Hoffnung, dass meine Landsleute nicht alles verderben.»

Der Musiker machte einen trostlosen Eindruck. Da er zu den zwanzig gehörte, die in der Nacht hätten ausbrechen sollen, führte ich seine Müdigkeit auf die schlaflos verbrachte Nacht zurück, und ich fragte nicht nach seinem Befinden.

«Haben Sie irgendwelche Nachrichten vom Kriegsschauplatz?»

Er gab mir einen Wink, und wir gingen in eine Zimmerecke, wo man ungestört reden konnte.

«Sagen Sie es nicht weiter: die Franzosen haben um Waffenstillstand angesucht. Die Deutschen wollen gleich den Frieden diktieren. Sie nehmen Elsass-Lothringen, annektieren ganz Nordfrankreich. Die Bretagne soll abgetrennt und ein selbständiger Staat werden. Die Deutschen sind übrigens vielleicht schon in Quimper. Der Kommandant hat keine Telefon Verbindung mehr mit Quimper. C'est tout ...»

Hätte mir Klapper nicht einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem sein Name und seine Geburtsdaten säuberlich aufgezeichnet waren, ich hätte sein Anliegen gewiss vergessen. Obgleich von den entsetzlichen Nachrichten betäubt, die mir der Musiker mitgeteilt hatte, verstand ich nun das geringe Interesse, das er an der Befreiung vom Lager zeigte. Wenn Frankreich geschlagen war, so waren wir verloren, wo immer wir waren. Die Nazis sind die Herren in Europa. Was hat hier Flucht noch für einen Sinn?

Nathan Klapper war anderer Meinung. Er empfing mich draussen mit einer neuen guten Nachricht. Der österreichische Lagerchef war hier eben vorbeigerannt: alle Österreicher sind zum Appell aufgefordert, der Lagerchef hat eine wichtige Mitteilung des Capitaine zu verlautbaren. Klapper war so sicher, alles sei nun abgemacht, dass er sogar vergass, mich nach dem Ergebnis meiner Nachforschung im Büro zu befragen.

«Haben Sie meinen Zettel dem Schreiber gegeben? Komme ich mit der ersten Gruppe mit? Gehen wir, gehen wir geschwind! Bei uns ist ja schon Appell!»

Er war jetzt aufgeregt und er ging so schnell voran, dass ich ihm nachlaufen musste, aus einer Höflichkeit, die mich selbst irritierte. Denn ich war nicht aufgeregt und ich erwartete nicht viel von diesem Appell. Ich wunderte mich über Klapper. Ich kannte ihn gut. In den drei Konzentrationslagern, in denen wir zu Beginn des Krieges zusammen waren, hat der ruhige und vorsichtige Klapper in jeder Situation eine bewundernswerte Haltung gezeigt. Alles an ihm war: Mass, Ordnung, Gleichgewicht, Sparsamkeit. In Montargis hatten wir einen Gruppenchef, der Klapper nicht gut gesinnt war und mindestens einmal am Tag einen Wortwechsel mit Klapper provozierte. Jeder endete damit, dass der Gruppenchef sich ein bisschen niederlegen musste, mit einem Pyramidon versehen, das Klapper seinem mustergültig assortierten Handkofferchen entnahm und dem lei-

denden Chef immer mit der Formel überreichte: «Es ist zwar das letzte, aber das macht nichts, meine Frau wird mir von Paris nachschicken. Menschlichkeit geht vor Sparsamkeit.» – Klapper liebte die Sprichwörter und er hatte sich welche in verschiedenen Sprachen angeeignet. Passte keines von den Sprichwörtern seines Vorrats, so verfertigte er sich selbst eins, und in seinem Mund klang das neue Blech wie antikes Sprichwortgold. Das Wort Sparsamkeit spielte in seinem Leben und Reden eine bedeutende Rolle. Dennoch war er keineswegs geizig. Wenn er ein Esspaket bekam, machte es ihm eine grosse Freude, einzuladen und anzubieten. Er merkte sich genau, was seinem Gast besonders gut schmeckte, und bestellte es wieder bei seiner Frau, die in Paris offenbar genauso tüchtig und verlässlich war wie er. So war es im Lager zu Montargis gewesen. Hier, in Finistère, hatte ein Mann mit so hausväterlicher Aura keine Möglichkeit, auch nur bemerkt zu werden. Er war achtundvierzig Jahre alt, tüchtiger Gatte einer tüchtigen Frau, besorgter Vater einer sehr hübschen Tochter. Wenn er die Brille mit den dicken Gläsern abnahm, um sie mit einem knallgelben Läppchen zu putzen, hatte er ein knochiges Gesicht mit einer langen schmalen Nase und zwei kleinen, unendlich traurigen Augen.

Obwohl es keinen richtigen Appell gab bei den Österreichern, hatte Klapper doch recht gehabt, sich zu beeilen. Man war nicht militärisch, in Gruppen und in Reih und Glied, angetreten, sondern zivilistisch, wie etwa ein paar Tage früher zu dem Zeitungsappell. Die Kartenspieler mussten ihre Beschäftigung unterbrechen, denn auf ihren Tisch war unser Lagerchef hinaufgeklettert. Seine Schuhe waren tadellos geputzt, seine Hose war tadellos gebügelt, seine Krawatte tadellos geknotet, sein Haar tadellos gescheitelt. Nur eine enorme Nase, rot und schwitzig, verriet seine mühsam niedergehaltene Erregung.

Der Kommandant lasse fragen, ob wir uns ihm an vertrauen wollten oder nicht? Wenn ja, so schlage der Capitaine vor: in Gruppen zu je fünfzig in abgemessenen Abständen das Lager zu verlassen, draussen sich sofort zu zerstreuen und mit Befreiungsscheinen ausgerüstet sich dorthin zu begeben, wo man berufliche oder Familieninteressen habe. Wie viele sind dafür? Wie viele dagegen? Alle waren dafür: alle Österreicher.

«Sehen Sie?» sagte der Börsenrat. «Jetzt, wo er nicht mehr mit Quimper telefonieren kann, hat sich das Telephonfräulein in einen Kommandanten verwandelt. Es fragt sich nur, ob es nicht zu spät ist.»

«Ich pack' sofort meine Sachen», sagte Klapper. «Was heisst zu spät? Hab' ich ein Rendez-vous mit Daladier?»

Ich hatte ein Rendez-vous mit Serge. Ich ging mit dem Börsenrat, der ebensowenig einzupacken hatte wie ich, in der Richtung zu der Baracke der Suspekten. Als wir an dem Haus der Deutschen vorbeingingen, sahen wir durch die offene Tür ein ungewöhnliches Gedränge: die Deutschen hatten offenbar auch ihren privaten Appell, um ihrerseits über den Vorschlag des Capitaine zu beraten. Leider kamen wir zu spät, um den Verlauf dieser Beratung zu beobachten. Sie hatten bereits abgestimmt, und ihr Lagerchef war eben im Begriffe, die Versammlung aufzulösen. Ich sah ihn zum ersten Mal. Auch er war, wie der österreichische, ein besserer Geschäftsmann. Wäre ich von der Branche – ich hätte es sicher vorgezogen, mit dem Chef der Deutschen ein Dutzend Geschäfte abzuschliessen als eines mit dem Österreicher. Er hatte ein ehrliches Gesicht, einen ehrlichen Blick und eine ehrliche Stimme. Ein rechtschaffener deutscher Jude; rechtschaffen, aufrichtig und dumm.

«Sie haben gerade abgestimmt», erzählte uns der Psychoanalytiker. «Sie haben beschlossen: Entweder werden alle auf einmal entlassen oder keiner. Alle oder keiner.»

«Warum? Wieso? Was wollen sie, die Piefkes?!» Der Börsenrat geriet aus einer Aufregung in die andere an diesem Tag.

«Sie behaupten, die Österreicher seien Intriganten, die nie den geraden Weg gehen, sondern immer hintenherum. Schmeichelei, Unaufrichtigkeit, Diplomatie – mit solchen verwerflichen Mitteln hätten sie den Kommandanten herumgekriegt. Sie wollten vor allem sich selbst retten, die österreichischen Chefs», berichtete der Psychoanalytiker. Da dieses skizzenhafte Bild in aller Grobheit meinen eigenen Erfahrungen mit den österreichischen Chefs durchaus entsprach, verkannte ich – zu meiner Schande sei es gesagt – die Gefahren der deutschen Rechtschaffenheit.

«Kann man diesem rechtschaffenen Piefke nicht ein paar Ohrfeigen geben?» schlug der Börsenrat vor.

Die Bereitschaft, einen Piefke zu ohrfeigen, war im Lager der Österreicher immer wach und frisch. Als in Montargis eines kalten Wintertags ein Wiener Raufbold, um nicht zu sagen Gangster, einem anständigen Berliner – einem braven pausbäckigen Kaufmann, der die österreichische Betrugswirtschaft in unserer Kantine ausgerottet hatte – zwei Ohrfeigen versetzte und sich des widerwärtigen Aktes der Rohheit persönlich rühmte, brach in der Baracke der Österreicher ein so allgemeiner Jubel aus, als wäre endlich der Frühlingstag der Revanche für Königgrätz angebrochen. Der Wiener Raufbold wie der misshandelte Berliner: beide waren Juden ... Schon damals hatte an dem törichten Ausbruch des Jubels zu meiner Verwunderung auch der Börsenrat teilgenommen, der sehr viele Freunde unter deutschen Mitgefangenen hatte und offen zuzugeben pflegte, dass sie moralisch eine höhere Klasse darstellten als die Österreicher. Wer solche zentraleuropäische Paradoxien nicht begreift, von dem ist nur zu hoffen, dass er auch nicht den geringsten Einfluss auf der Friedenskonferenz haben wird, die eine neue Gestaltung Europas bringen soll.

Indessen hatte sich der Konflikt zwischen den zwei Lagerchefs herumgesprochen. Die Gefangenen drängten sich vor dem Büro des Kommandanten, in der Distanz, die von den Wachtposten nach dem Gefühl abgeschätzt wurde, und weil das Gefühl der Abneigung sich mit der Zunahme des Andrangs steigerte, war des Gebrülls «Reculez!» kein Ende. Der Hof vor der Baracke der Österreicher leerte sich schnell, bald waren nur noch die Kartenspieler da, die in aller Einsamkeit ihre Spiele fortsetzten.

Beide Lagerchefs warteten vor der Kanzlei des Capitaine, jeder von Adjutanten und Bodyguards umgeben wie zwei Faustkämpfer vor dem Match. Das unglückliche Lagervolk verwandelte sich in ein Publikum, das einen Kampf sehen will, einig in der Erwartung eines Kampfes, getrennt in dem Glauben an zwei Sieger.

Das Schicksal, unser Kommandant, liess nicht lange auf sich warten. Der Sergeant kam heraus und liess vorerst den österreichischen Chef eintreten. Die Österreicher buchten die erste Runde für sich. Nach einer kurzen Weile kam ein gewöhnlicher Schreiber heraus und liess den deutschen Chef zum Capitaine vor. Die Österreicher buchten die zweite Runde für sich. Zu einer dritten kam es nicht mehr. Denn schneller, als er eingetreten war, kam bald der deutsche und, ihm auf dem Fusse folgend, auch der ös-

terreichische Chef heraus. Keiner sah wie ein Sieger aus. Jeder von den beiden sah so aus wie ein Hinausgeworfener. Hinter den Chefs trat der Sergeant heraus, und im Namen des Capitaine gab er den Befehl: Zum Appell! Auf seinen Wink traten aus dem Hintergrund die zwei bretonischen Trompeter hervor und trieben mit ihren grellen Signalen das Publikum in die Flucht.

Seitdem es in Frankreich Konzentrationslager und Appelle gibt, hat sich kaum je der Inhalt eines Lagers so schnell in Gruppe, Reih und Glied zu einem Appell formiert als wir an jenem Tag in Finistère. Und als hätte es der Capitaine nicht anders von uns erwartet, stürzte er sich mit seinem Stab zu dem Appell, als hätte man ihm in seiner Kanzlei das ganze Feuer des französischen Militärpathos unter seinen Sitz gesetzt. Diesmal kam er nicht nur in Begleitung seines Stabs, er brachte gleich die ganze Wachmannschaft mit, die mit allen ihren offensiven und defensiven Waffen ausgerüstet, einen eisernen Stahlhelmkordon um uns bildete, Gewehr bei Fuss.

Er sagte diesmal nicht «amis de la France». Er sprach nicht so pathetisch wie sonst. Er sprach im Zorn. Anstelle des Pathos war französische Prägnanz in seiner kurzen Ansprache. Was er sagte, war so kurz und bündig, dass es keiner Übersetzung bedurfte. Es waren auch diesmal keine Übersetzer zur Stelle: die zwei Lagerchefs, die bei einem Appell in der Nähe des Kommandanten zu stehen hatten, wurden von ihm diesmal wie die Schuljungen in Reih und Glied getrieben. Was uns der Capitaine diesmal sagte, verstanden alle ohne Übersetzung und Erklärung. Er stiess ein paar Drohungen aus, und Drohungen sind leicht zu verstehen. Es gingen dumme Gerüchte um. Keiner war berechtigt, in seinem Namen Versprechungen zu machen. Keiner war befugt, Versammlungen hier abzuhalten. Die Gerüchtemacher werden bestraft werden, die Wachtposten verdreifacht, die Hetzer als Rebellen betrachtet. Schluss. «Rompez les rangs! Reculez!»

Es war der letzte Appell, aber wir wussten es nicht. Wir sahen ihn zum letzten Mal, unseren Capitaine, aber wir wussten es nicht. Hat er das gewusst?

«Die Deutschen haben alles verdorben», sagte der Lagerchef der Österreicher. «Der Capitaine wollte uns freilassen.»

«Der Capitaine hat endlich die egoistischen Intrigen der Österreicher durchschaut», sagte der Lagerchef der Deutschen, eine ehrliche Haut.

XXIV

Wenn ich mich nun erinnern will, was sich in den folgenden vierundzwanzig Stunden in unserem Lager abspielte, so versetze ich mich selbst in die Situation eines geheilten Geisteskranken, der auf die Frage «Wie war es im Irrenhaus?» eine Antwort geben soll. Ich geb' es auch ohne Weiteres zu, dass mein Versuch, die letzten Stunden – vor dem Einbruch der motorisierten deutschen Truppe in unser Lager – zu beschreiben, als ein Symptom dafür gelten darf, dass ich mich als einen nur zum Teil Geheilten ausgeben darf. Dennoch will ich die Anstrengung machen, mich zu erinnern.

Ich erinnere mich vor allem – weil das ein Bild war –, dass die Kartenspieler auch während dieser vierundzwanzig Stunden ihre Spiele spielten. Am Nachmittag sass ich eine Viertelstunde an dem Tisch der Kartenspieler mit meinem Freund Serge, der mit verdächtigem Starrsinn immerzu behauptete: «Und ich sage dir, wir werden uns doch noch nach England durchschlagen, wir zwei ...» – ohne dass ich die Energie aufgebracht hätte, ihm zu widersprechen. Ich erinnere mich, wie der deutsche Dichter im Vorbeigehen mir einen Wink gab, als wollte er mir ein dringendes Geheimnis mitteilen. Ich folgte ihm in die Baracke der Deutschen. Wir sassen eine lange Zeit schweigend auf seinem Lager, dann sagte er plötzlich mit dem verschämten Lächeln der äussersten Verzweiflung: «Es wird sehr schwer sein, sich umzubringen. Wir haben ja gar kein persönliches Motiv zum Selbstmord. Ich habe indes einen neuen Roman begonnen. Ich bin mit meiner Arbeit so zufrieden, wie seit Jahren nicht mehr. Und jetzt muss ich mich umbringen ...» Sein Gesicht war offen und schön in diesem Augenblick. Ich werde es nie vergessen. Dass wir ein welthistorisches Motiv zum Selbstmord hatten, sah er ein, denn er war ein Hegelianer, aber es war offenbar kein Trost in dieser Philosophie zu finden ...

Später suchte ich den Psychoanalytiker auf. Er hatte eine Dosis Gift für mich reserviert und in seinem Necessaire für mich aufgehoben: «Bis es soweit ist», hatte er gemeint, «bleibt es bei mir. Sie sind ein Nervenpinkel.»

Ich ging an sein Lager hin und sagte einfach: «Herr Doktor, es ist so weit, glaub' ich.»

«Warum glauben Sie das?» fragte er mürrisch, ohne aufzublicken.

Ich erzählte ihm von dem Dichter und dem Ausbruch der Verzweiflung bei diesem kerngesunden Manne.

«Sie können sicher sein, dass der sich unter keinen Umständen was antut», sagte der Psychoanalytiker apodiktisch. «Ich schätze ihn als Schriftsteller sehr, wie Sie wissen. Aber so eitle Männer wie er tun sich nichts an.»

Ich war anderer Meinung.

«Doch», sagte ich. «Er wird sich umbringen. Aus Eitelkeit und aus Feigheit; wie ich zum Beispiel.»

«Sie glauben es?» fragte der Psychoanalytiker.

«Ja», sagte ich, «er wird befürchten, dass sie uns zu Idioten und zu Krüppeln schlagen, und er wird aus denselben Gründen Schluss machen wie wir.»

Der Psychoanalytiker öffnete sein Necessaire, seine Privatapotheke.

«Wollen Sie nicht auch ein wenig Brom haben?» fragte er.

«Wozu Brom?»

«Da», sagte er. «Das genügt, um ein Ross umzubringen. Und das ist ein Bromptpulver, nehmen Sie gleich drei. Sie sind ein Nervenpinkel. Wenn es wirklich soweit sein wird, kommen Sie zu uns. Wir wollen auch nicht zu Idioten geschlagen werden, obgleich wir Krüppel schon sind ...»

«Haben Sie Kinder?» fragte mich nun der Bett Nachbar des Psychoanalytikers, der Schriftsteller Hans Prager.

«Ja», sagte ich, «einen Sohn und eine Tochter.»

«Ich habe eine Tochter in Paris. Und ich gedenke nicht, mich umzubringen, ehe ich nicht alles versucht und getan haben werde, um zu ihr nach Paris zu gelangen. Sie ist achtzehn, meine Tochter.» Hans Prager war Mitte Fünfzig. Er war schon monatelang im Lager zu Montargis gewesen. Krankheitshalber – und infolge einer Intervention des Präsidenten des französischen PEN-Clubs, Jules Romains – vom Lager befreit, musste er sich in Paris einer komplizierten Operation unterziehen, die nicht gut gelang. Er war nun noch schwerer leidend als vor der Operation und konn-

te nur noch mittels einer ausgeklügelten Diät am Leben erhalten werden. In diesem Zustand wurde er im Mai 1940 wieder ins Konzentrationslager verschleppt. Schon im Stadel Buffalo hatte er sein Strohlager neben dem Psychoanalytiker, der, selbst ein Schwerkranker – er war ein Tabetiker, auf Medikament und Diät angewiesen –, in rührender Weise sich um Hans Prager kümmerte. Ich weiss nicht, ob die zwei Männer schon früher miteinander befreundet waren – im Lager hingen sie aneinander, als wären sie ihr Leben lang in inniger Liebe verbunden gewesen. Nur in einem Punkte gingen ihre Ansichten auseinander: Hans Prager war der Verfasser eines Buches über Dostojewski – irre ich mich nicht, so war dieses Buch Hans Pragers Hauptwerk –, und just Dostojewski war sozusagen die *bête noire* des Psychoanalytikers. «Wenn Sie nicht einsehen, dass dieser grosse Dichter ein potentieller Mörder war, ein böser Hund» – in Montargis musste ich oft vermittelnd eingreifen, denn Hans Prager tat es nicht gut, dergleichen sich anhören zu müssen über seinen Dostojewski, den er seinerseits als einen Heiligen verherrlichte. Hier, in Audierne, hütete sich der Psychoanalytiker, mit seinem Freund über Dostojewski zu sprechen: als Arzt wusste er, dass die Wochen, wenn nicht die Tage Hans Pragers gezählt waren. Er glaubte auch nicht mehr, dass Hans Prager Paris und seine geliebte Tochter noch wiedersehen werde. Sie lebten beide von Tee und Zwieback. Der Psychoanalytiker, obgleich erst Anfang Fünfzig, hatte nicht einen Zahn im Mund, auch nicht einen falschen, denn infolge irgendeines idiosynkratischen Ekels vertrug er keine Gebissmontage. Diese zwei Leidenden wurden nur noch von *einem* Lebenswillen erhalten, von dem unbändigen Lebenswillen des Psychoanalytikers; denn in Hans Prager war schon an jenem Tage nur noch die Liebe zu seinem Kinde lebendig, die allerdings stark genug war, den sterbenden Mann nach Paris zu ziehen. Beiden sollte es bald gelingen, auf abenteuerlichem Wege nach Paris sich durchzuschlagen; beiden sollte es bald gelingen, in Paris eines noch verhältnismässig natürlichen Todes zu sterben ...

Ich verwahrte das kostbare Geschenk des Psychoanalytikers, das Gift, in meiner Brieftasche, die billige Draufgabe, die Brompulver, warf ich in eine Ecke meines Handköffchens hinein, das am Fussende meines Strohlagers stand in der langen Reihe der Handkoffer, die einen Zaun um die Strohlager bildeten. Die Baracke war leer. Von dem Psychoanalytiker und Hans Prager abgesehen, war nur noch ein Mann in der Baracke, der

Börsenrat, der bäuchlings auf seinem Lager hingestreckt schlief oder sich schlafend stellte.

Draussen assen sie ihre Mittagssuppe, die sehr gut schmeckte. Sie wurde von Wienern gekocht, die bis zum letzten Moment die Herren in der Küche waren, mit ausdrücklicher Zustimmung der Deutschen, die auf diesem Gebiet ihre Inferiorität offen zugaben; womit sie bewiesen, dass sie zwar nichts von Kochen, aber doch was von Essen verstanden. Serge, der die Mahlzeiten sehr wichtig nahm, sass schon beim Esstisch, er hatte auch meine Portion mitgenommen und hielt mir einen Platz bei Tische frei.

«Der alte Feldmann wird uns noch für die Henkersmahlzeit eine gute Suppe kochen», sagte Serge.

«Henkersmahlzeit?» meinte ein Tischnachbar. «Haben Sie eine Ahnung, was die mit uns machen werden, Sie Optimist!»

«Sie werden ein Maschinengewehr beim Tor aufstellen, ein Maschinengewehr genügt», sagte ein anderer.

«Hat das einen Sinn, jetzt damit anzufangen?» sagte ich. «Lasst uns diese Suppe zu Ende essen, meine Herren. Vielleicht ist das schon die Henkersmahlzeit.»

«Machen Sie keine Witze. Der alte Feldmann hat gesagt: ‚Heute koche ich eine Gulaschsuppe, die unseren deutschen Brüdern Tränen aus den Augen pressen wird, so viel Paprika werd’ ich hineintun.‘ Von Henkersmahlzeit hat er kein Wort gesagt.»

Nach dem Essen brachte der Koch Feldmann eine Scheibe Weissbrot für Serge und mir die Nachricht, dass unser Capitaine vor den bereits anmarschierenden Deutschen geflüchtet wäre, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Ich konnte das nicht glauben. Eine Stunde später erschien zum Abendappell in Vertretung unseres Capitaine der Militärarzt. Er war im Rang höher als der Capitaine; er war Major, ein Fünziger von hohem Wuchs, gebeugter zivilistischer Haltung, mit graubraunem Vollbart und sanften Ziegenbocksaugen.

Der Kommandant wäre nach Quimper gereist, erzählte er uns; der Kommandant meinte es gut mit uns, sagte er; der Kommandant brauchte nur eine Rückendeckung höheren Ortes, beim Oberkommando in Quimper, liess er durchblicken, der Arzt, um uns auf morgen zu verträsten. Er sah selber so aus wie ein zu Tode erschreckter Professor, und er legte keinen Wert darauf, dass wir ihm das glaubten, was er uns da im Namen des Kommandanten vormachte. Dennoch glaubten die meisten sogar an die-

sem Abend noch an den Kommandanten, weil es tröstlicher war, sich vorzustellen, dass ein französischer Offizier ein Mensch sei, als immerzu an Deutsche zu denken, die hier bald, morgen schon, einbrechen würden, ein Maschinengewehr postieren und kurzen Prozess machen ...

Nach dem Appell kam der Dokumentarische. «Hast du sechzig Francs?» wollte er wissen.

«Ja», sagte ich, «brauchst du sechzig Francs?»

«Für sechzig Francs kannst du einen Befreiungsschein haben.»

«Einen Befreiungsschein?» fragte ich. «Einen richtigen Befreiungsschein?»

«Für sechzig Francs gibt dir der Sergeant einen Schein, auf dem zu lesen steht, dass du von der Internierung befreit bist und vom Lager entlassen, Stampiglie des Lagerkommandos, Unterschrift —»

«Das ist nicht möglich!» rief ich aus, musste aber sofort zugeben, dass es möglich war – denn der Dokumentarische war bereits im Besitz eines solchen Befreiungsscheins, und er zeigte ihn mir.

«Nennst du das einen echten Befreiungsschein oder einen falschen?» fragte er mit piffiger Miene.

«Der ist echt», sagte ich. «Ich zahle dreimal sechzig Francs für einen solchen Schein.»

«Er ist aber nicht echt», sagte der Dokumentarische und sah mich dabei so spöttisch an, als es ihm die gewölbten Bälle seiner Karpfenaugen erlaubten.

«Dieser Befreiungsschein ist falsch?» wunderte ich mich.

«Er ist nicht falsch», sagte er.

«So ist er also echt, wenn er nicht falsch ist?» fragte ich.

«Nein», sagte er. «Er ist nicht echt. Aber falsch ist er auch nicht.»

«Was ist er also —»

«Er ist ein falscher echter Befreiungsschein», sagte er. «Siehst du die Unterschrift unter der Stampiglie?»

«Ja», sagte ich. «Ist die Unterschrift gefälscht?»

«Nein», sagte er. «Die Unterschrift ist echt. Aber es ist die Unterschrift des Sergeanten —»

«Der hat kein Recht, einen Befreiungsschein zu unterschreiben —»

«Bravo!» lobte mich der Dokumentarische mit gutmütiger Übertriebenheit, wie man ein Kind lobt. «Jetzt hast du es heraus.»

«Es ist also doch ein falsches Dokument», sagte ich, «wozu soll der Befreiungsschein gut sein?»

«Diese Befreiungsscheine sind vom Lagerkommando ausgestellt worden, als der Capitaine mit dem Lagerchef der Österreicher abgemacht hatte, dass wir in kleinen Gruppen zu fünfzig bis sechzig Mann das Lager verlassen. Dann kam das Tier von einem deutschen Lagerchef dazwischen, der Capitaine war ausser sich, zog sein Versprechen zurück –»

«Die Abmachung war schon so weit gediehen, dass Befreiungsscheine ausgestellt wurden?»

«Ja. Dann kam der Piefke dazwischen, der Kommandant verweigerte seine Unterschrift, vergass aber die Befreiungsscheine vernichten zu lassen. Verstehst du jetzt?»

«Gewiss», sagte ich. «Und der Sergeant verkauft sie jetzt an die Meistbietenden.»

«Ja», sagte er. «Ein Schein kostet hundert Francs.»

«Du sagtest ja doch: sechzig Francs?»

«Für dich kostet er sechzig. Weil dein Befreiungsschein, ebenso wie meiner, ja schon ausgestellt war, weil wir beide ja doch zur ersten Gruppe gehörten, für die der Capitaine die Befreiungsscheine hatte ausschreiben lassen. Willst du einen haben oder nicht?»

«Nein», sagte ich. «Ich sehe nicht, wozu dieses falsche Dokument –»

«Falsche echte, hab' ich gesagt», warf er mit Entrüstung ein, «nicht falsche.»

«Entschuldige», sagte ich. «Entschuldige nur, wenn ich diesen feinen Unterschied nicht erfassen kann.»

«Darauf brauchst du dir aber nichts einzubilden», sagte er im Ernst. «Hast du schon einmal einen Pass gesehen? Ja?»

«Doch», sagte ich. «Ich besass sogar einmal einen. Einen echten sogar. Einen echten Echten, nicht einen falschen Echten.»

«Und ich habe schon einen falschen echten Pass gehabt», sagte er, «einen luxemburgischen Pass, der ein falsch-echter Pass war.»

«Einen falschen Pass, mit einem Wort», sagte ich.

«Nein. Er war ein echter luxemburgischer Pass, das einzig Falsche an dem Pass war sein Besitzer: ich. Denn ich bin kein Luxemburger und nicht berechtigt, einen luxemburgischen Pass zu besitzen. Der Pass aber war

ein echter Pass, ich konnte mit dem Pass in alle Staaten der Welt einreisen, mit einer einzigen Ausnahme: Luxemburg ...»

«Du hast ihn gekauft?» fragte ich. «Was hat er gekostet, der falsche echte Pass?»

«Nichts hat er mich gekostet. Ich hab' ihn geschenkt bekommen, von der französischen Regierung, verstehst du?»

«Ich verstehe», sagte ich, und ich verstand, dass er offenbar im Dienste des Deuxième Bureau gewesen ist und dennoch interniert wurde.

«Hast du nun noch diesen falschen echten Pass?» wollte ich wissen.

«Nein. Sie haben ihn mir abgenommen. Es tat ihnen sehr leid natürlich, den Beamten, ich war ja sozusagen ein Kollege. Ich weiss noch heute nicht: waren sie alle hysterisch geworden oder waren sie schon immer Nazis gewesen. Willst du den Befreiungsschein haben oder nicht?»

«Nein», sagte ich. «Ich habe keine Erfahrung mit falschen Dokumenten.»

«Der Befreiungsschein ist nicht falsch, hab' ich gesagt –»

«Ich weiss, ich weiss, er ist ein falscher echter Befreiungsschein, aber ich will ihn nicht haben.»

«Hör mal, Petrykowsky», sagte jetzt der Dokumentarische mit einem Ernst, der mir echt zu sein schien, «du bist der Begehrtere von uns beiden und sicher auch der anständigere Mensch, darum schätze ich dich und darum wollen wir dir alle mit Rat und Tat helfen, ja? Wenn du aber glaubst, dass du als Ertrinkender noch das Recht hast, das Rettungsseil, das man dir zuwirft, auf Sauberkeit zu untersuchen, so ist das nicht nur dumm, sondern, sag' ich dir, sondern obendrein arrogant. Verstehst du mich?»

«Vollkommen», sagte ich. «Und ich danke dir für die Belehrung. Nur, bitte, versuch du mich besser zu verstehen. Der Vergleich mit dem Rettungsseil trifft nicht so gut, wie es den Anschein hat. Bei einem falschen Dokument kommt es sehr auf den Besitzer an. Wenn du einem Polizisten deinen falschen echten Befreiungsschein vorweist, so wird er durch deine Geste zum völlig echten Befreiungsschein. Wenn ich ihn aber vorweise, so mache ich diesen falschen echten Befreiungsschein zum völlig falschen Dokument und mich zum Schwindler, verstehst du?»

Der Dokumentarische kniff die Augen zu, dass sie ganz schmal wurden und nur durch eine Spalte nicht etwa scharf, sondern liebevoll auf mich blickten, dann sagte er: «Du musst solche Sachen lassen, um Gottes willen ... Sollen nur die Lumpen sich retten? Du machst mir Sorgen», sagte er ganz sanft, und: «Gute Nacht.»

Es war viel Unruhe und wenig Schlaf in unserer Baracke in jener Nacht. Der Verkehr zwischen den zwei Höfen war so rege, dass die Wachsoldaten mit ihrem «Halte-là!» nicht nachkommen konnten, das Spiel aufgeben mussten und die schwankenden Schatten ohne militärisches Zeremoniell zu den Aborten passieren liessen; sie glaubten, es wäre plötzlich eine Krankheit, vielleicht die Dysenterie, ausgebrochen, und sie hielten sich in hygienischer Distanz von dem nächtlichen Gedränge. Nur der weissbestrumpfte Nazi und die Slowaken schliefen ruhig auch in dieser Nacht. Denn in Europa war alles längst zur unverfälschten, wahren Natur zurückgekehrt: ruhigen Gewissens schlafen konnten hier – schon seit 1933 – nur noch die Räuber, die Mörder und die Verräter.

Der folgende Tag begann, ehe er angebrochen war. Im Waschraum war kein Plätzchen zu bekommen, alle wuschen sich andauernd und gründlich, als stünde eine Feier bevor. Seltsamerweise ging es selbst an diesem Morgen nicht ohne Witze: «Jeder sein eigener Leichenwäscher ...», hatte einer geäussert, und man fand im Waschraum, dass es ein treffender Witz war. Als man sich, nach vielen langen Morgenstunden, vor der Küche zum Kaffee anstellte, kannte jeder den Witz, der besonders gut dem weissbestrumpften Nazi gefiel. Er war etwa vierundzwanzig Jahre alt, ein sommersprossiger Kleinbürger, blauäugig, fischäugig, von unter-setzter Statur, der geborene Schlemihl. Dennoch gelang es ihm, einen Kreis um sich zu bilden, der an seinem Munde hing und um die Gunst des zukünftigen Lagerchefs buhlte.

«Dieser Kerl da, der ist doch sicher ein Nazi», sagte ich zu dem Bösensrat.

«Das ist nicht so einfach», erklärte er mir. «Sicher ist, dass er als ein Nazi gelten möchte hier, seit einigen Tagen.»

«Warum will er als Nazi gelten?»

«Wer weiss, was der ausgefressen hat. Abgesehen davon – da, schauen Sie her! Sehen Sie?»

Ich sah. Eine von den Gestalten der Peripherie überreichte eben Zigaretten für den Käm des Kreises, der auf dem Rasenplatz lagerte.

«Er spielt sich als der zukünftige Lagerkommandant auf. Und die zukünftigen Opfer bestechen schon den zukünftigen Folterknecht, damit er sie beim zukünftigen Schinden und Rippenbrechen protegiert und ihre Rippen beim Brechen ein bisserl berücksichtigt, weil ja der Mensch so geartet –»

«Ist das aber schrecklich!» unterbrach ich ihn.

«Sehr richtig», meinte der Börsenrat. «Diese Zigarettenspenden, diese kleinen Menschlichkeiten sind fast so schrecklich wie die grossen Bestialitäten. Kommen Sie, Herr Petrykowsky, kommen Sie, vielleicht gibt's was Neues bei den Suspekten.»

«Glauben Sie, dass wir alle nach Dachau gebracht werden?» fragte ich den Börsenrat auf dem Weg zur Suspektenbaracke.

«Nicht mich», sagte er, ohne dass sich die starre, staunende Grimasse, die an diesem Morgen auf seinem Gesicht ausgespannt war, im Geringsten verändert hätte, «mich nicht.»

Ich erkannte, dass er offenbar schon den ganzen Morgen mit diesem Gedanken umherging, so gut passte die Grimasse zu der Antwort, und ich sagte nichts weiter.

Schweigend gingen wir nebeneinander zu dem Vorhof des Lagers hinaus. Wir kamen gerade noch in dem Moment an, um dabeizusein, wie die kleine, heitere französische Flagge überm Eingang zu unserem Lager von einem Unteroffizier herabgeholt wurde und – unter Aufsicht und offenbar auf Befehl des Stabsarztes – eine sehr breite, sehr weisse und sehr rote Fahne langsam aufgezogen wurde, die sich aber bei völliger Windstille in plötzlichem Wurf als die Fahne des Internationalen Roten Kreuzes entfaltete. –

«Auf Befehl des Kommandanten», verkündete der Stabsarzt. «Auf Befehl des Capitaine, der eben mit Genf telephonierte hat: Das Lager steht von heut morgen zehn Uhr ab unter dem Schutz der Genfer Konvention. Alle Insassen des Lagers stehen ausnahmslos unter dem Schutz des Roten Kreuzes.»

Die Stimme des Stabsarztes war wie der Schrei eines Erstickenen, in seinen Lippen war kein Tropfen Blut. Ich sah den Börsenrat an: seine Lippen waren weiss. Ich sah in die Runde: Alle Augen waren weit aufgerissen, und alle Lippen waren weiss geworden angesichts des Roten Kreuzes...

XXV

«Wir sind geliefert», sagte Klapper. «Der Kommandant liefert uns den Deutschen aus.»

«Wir stehen unter dem Schutz des Salzamtes», sagte der Börsenrat.

«Hätten Sie geglaubt, dass der Kommandant so ein Schuft ist?» fragte Klapper mich, und der Börsenrat antwortete ihm: «Der Capitaine ist kein Schuft. Er ist die Moral des Abkommens von München. Jede niedrige Tat ist jetzt in Europa selbstverständlich. Er läuft davon, und uns lässt er hier schön beisammen für die Deutschen.»

Plötzlich fingen die Gefangenen an zu schreien. Pfui! Schande! Pfui! hörte man von allen Seiten. Der Stabsarzt beriet sich mit dem Sergeanten, ob nicht ein Zählappell anzuordnen wäre, um die Aufregung zu beschwichtigen. Es folgte aber kein Mensch mehr dem Befehlsschrei des Sergeanten. Alles drängte jetzt zum Tor, wo die Fahne des Roten Kreuzes in der vollkommenen Windstille eines heißen Junitages ermattet zum Mast herabhing, als wäre auch dieses Kreuz vor Hitler in Ohnmacht gefallen. Der Stabsarzt, ein schüchterner Mann, weder Militär noch Diplomat, nannte jetzt den Namen irgendeines Schweizer Herrn vom Roten Kreuz, unter dessen Schutz der Capitaine unser Lager gestellt hätte, die telegraphische Antwort aus Genf wäre bereits angekommen.

«Wird der Herr aus Genf auch unseren Capitaine vor den Boches schützen?» schrie einer von den polnischen Juden dem Sergeanten ins Gesicht.

«Wo ist er, der Herr Capitaine?» wollte einer wissen.

«Ist er noch hier? Oder schon in Genf?» fragte ein anderer.

«Der Herr Capitaine ist in seinem Hotel. Ich werde ihm gleich melden, was hier vorgeht», drohte der Stabsarzt. Sein Gesicht glühte und er simulierte Zorn. Es war aber die Röte der Scham. Eine kleine Weile stand er unentschlossen inmitten des Tumults, dann zog er die Schultern hoch und ging gesenkten Kopfes langsam an dem Mast der Rot-Kreuz-Fahne vorbei und zum Tor, das der Wachsoldat ihm öffnete, hinaus. Den harmlosen Mann geleitete eine laute Entrüstung, die sich in einigen Sprachen Zentralost- und Südosteuropas, aber auch in französischer Sprache unflätig

ausdrückte und der Volkswut Würze gab. Es war dann *ein* Moment, da diese Volkswut sich zum ordentlichen Aufruhr hätte aus wachsen können. Aber just dieser Moment wurde von einem Einzelnen Individuum verdorben.

Ein Mann von etwa fünfundvierzig, kräftiger Statur und noch fest im Fleisch, ein braver Bürger, der sich zwar noch nicht die französische Sprache, dafür aber das französische Pathos perfekt angeeignet hatte, löste sich plötzlich von der aufgewühlten Masse ab und stürzte vor. Mit flatternden Händen und einer hochdramatischen Geste riss er sich seine Hemdbrust auf. Mit dem Schrei «Vive la France!» und mit der entblösten Brust – auf der obendrein eine alte Kriegswunde rot und blau erglänzte – schritt er direkt auf das Ausgangstor los, das man hinter dem Stabsarzt eben geschlossen hatte. Und «Vive la France!» schrie er noch einmal, als er gewahr wurde, dass viele ihm folgten. Schon war er auf der Linie der zwei Bajonette, die sich gegen seine offene Brust, aber mehr seitwärts, richteten. Wäre er an den Bajonetten vorbei weiter zum Tor hingegangen, um es schnell aufzuschliessen, die Soldaten hätten nicht zugestochen, dessen waren wir in diesem Moment alle gewiss. Schon drängte alles zum Tor. Leider aber, offenbar berauscht von seinem französischen Pathos, wandte sich der Anführer mit der ganzen Breite seiner Brust herausfordernd gegen die Bajonette. Die Soldaten wussten bereits, was wir noch nicht wussten: dass die Deutschen im Anmarsch waren, und sie hatten Angst, auch schon vor uns, weil sie uns doch alle für Nazis hielten, die Bretonen. Sie hätten nicht hingestochen, wenn unser Anführer den Männern ausgewichen wäre. Da er aber Franzosen mit Pathos provozierte, stemmten sie – Pathos gegen Pathos – die blitzenden Bajonette gegen die offene Brust. Und jetzt hätten sie gewiss zugestossen, das sahen auch die nahen Freunde des Pathetikers, die ihm auf dem Fusse gefolgt waren, und sie fassten ihn bei den Schultern und rissen ihn zurück. Der Sergeant, der ein wenig blass und offensichtlich zum Weichen geneigt in der Nähe des Tores in fast schon ziviler Angst gestanden war, begriff sofort, dass die Energie des Aufruhrs in lächerlicher Weise verbraucht wurde, und in einem Nu wieder ein dienstfertiger Sergeant, piff er die ganze Wachmannschaft aus der Baracke heraus. Und auf der Stelle wurde das, was vor wenigen Atemzügen eine gefährliche Rebellion hätte werden können, zum offenen Jammer. Die hätten kämpfen und schlagen können, fingen an zu

betteln und zu jammern. Und es war plötzlich wie bei einem kleinbürgerlichen Begräbnis: echter Schmerz jammerte in falschen Tönen, die in ihrer ergreifenden Schamlosigkeit einem das Herz aufbrechen, die Kehle zuzschnüren und den Magen heben. Ich hielt dieses Melodrama nicht aus und lief in die Baracke zurück. Auf dem Hofe vor der österreichischen Baracke war Leere und Stille. Nur die Kartenspieler sassen wie Verzückte an ihrem langen Tisch und spielten im heissen Schein des Junitags ihre Spiele ...

Auch in unserer Baracke war Stille. Es waren nur drei Männer in dem stickigen Raum, sie lagen ausgestreckt auf ihrem Stroh: ein ungarischer Morphinist, der die ganze Nacht nach Morphium geschrien hatte wie der Hirsch nach der Quelle, der Psychoanalytiker und der moribunde Hans Prager, dessen grosse heisse Augen mich stumm anredeten wie die Augen eines dunklen Portraits in einem hellen Raum. Der ungarische Morphinist schlief am Tage ohne Morphium, der Psychoanalytiker lag wach mit geschlossenen Augen im verstörten Gesicht.

«Was ist draussen los?» fragte Prager.

Ich erzählte ihm. Ich erzählte ausführlich, denn mich berührte die Neugier des todkranken Mannes, die unentwegte Neugier des echten Literaten.

«Ich weiss nicht, ob es überall, wo viele Menschen auf einem Haufen sind, so zugeht, aber hier in unserm Lager geht es oft symbolisch zu», bemerkte darauf der Psychoanalytiker. «Dieser Pathetiker mit seiner nackten Brust, steht er nicht da für alle Demokraten und Sozialdemokraten aller Länder, die in vielen Jahrzehnten nichts anderes getan haben, als mit leeren Phrasen und pathetischem Getu' die revolutionären Energien Europas zu erschöpfen, bis es reif geworden ist – für den Diktator?»

Der Psychoanalytiker redete selten Politik. Ich verstand, dass er bloss in Vertretung des Kranken sprach, der Debatten gern mochte und keine Anstrengung scheute, um in der Hörweite seines Krankenlagers an einem Gespräch teilzuhaben. Wir schwätzten also drauflos, in dem hilflosen Eifer, der am Krankenbett eines Kindes lustige Geschichten erfindet. Auf einmal verliert sich die redende Stimme des Psychoanalytikers, und ein Bild tritt mit berauscher Deutlichkeit in Sicht: Draussen, vor der Mauer unseres Gefängnisses, in der Ecke, wo immer ein Wachtposten in der Sonne schwitzt, steht jetzt der lange Esstisch. Auf dem Tische tum-

melt sich eine Anzahl Gefangener. Ihre Arme strecken sich zur Mauer: Einer schwingt sich mit einem Ruck hoch. Er wirft ein Bein über die Mauer, zieht langsam das andere Bein nach, und eben noch mit feuerrotem Gesicht und einem angestregten Hals über der Mauer, versinkt er im nächsten Nu draussen in der Freiheit. Ich schloss die Augen und sah das Bild, wie ich es in vielen Träumen vieler Nächte der Gefangenschaft gesehen hatte, rein und verschwommen, vertraut und fremd zugleich. Im Traumbild war aber immer noch ein Soldat da. Mit seinem leicht wie einen Hirtenstab ausgestreckten Gewehr zählte er die Flüchtlinge ruhig und gütig wie ein Hirt seine Schäfchen ... Ich öffnete die Augen und sah durch den Ausschnitt der Tür, der gegenüber ich zwischen Doktor Prager und dem Psychoanalytiker auf der Strohmatten sass: jetzt stand auch der Soldat da, neben dem Tisch, auf dem die Flüchtlinge sich tummelten. Er zählte sie aber nicht, dieser Soldat. Er stand da, Gewehr bei Fuss, und das rostige Rohr des Gewehrs war in ständiger seltsam unmilitärischer Bewegung, weil der Soldat am ganzen Körper zitterte ...

«Was ist mit Ihnen?» hörte ich den Psychoanalytiker fragen, der jetzt halb aufgerichtet auf seinem Lager sass und seine Hand auf meiner Schulter hielt. «Sie zittern ja. Nehmen Sie ein Brompulver, da, ich hab' noch genug übrig.»

Ich schluckte das Pulver und einen Mundvoll Tee. Wenn Doktor Prager sich halb aufrichtet, überlegte ich, wird er das Bild draussen noch deutlicher sehen als ich, denn Prager war noch näher zur Tür als ich. Der Psychoanalytiker hatte seine Schlafstelle in der Ecke und konnte so nicht zur Tür hinaussehen. Sollte ich sie auf das seltsame Bild draussen aufmerksam machen? Wenn es im Lager zwei Gefangene gab, die nicht, ums Leben nicht, imstande waren, über die Mauer zu klettern, so waren es die beiden Kranken da. Sollte ich mich nicht sofort unter irgendeinem Vorwand hinausschleichen, auf den Tisch springen, mit den Tüchtigen tüchtig sein? Wozu die beiden Hilflosen in Erregung setzen, sie ihre Hilflosigkeit erst recht fühlen und erleiden machen?

Das Bild, das atemberaubende Bild der Flucht – ich sah es jetzt mit geschlossenen Augen, noch klarer, genauer als mit offenen Augen –, vielleicht war es ein Trugbild, eine Halluzination ...? Wie schlecht waren meine Nerven, wenn der Psychoanalytiker mir auf der Stelle Brom auf-

drängte, mit dem er sonst so sparsam umging, von dem er mir einmal schon eine gute Dosis gespendet hatte?

Indem stürzte einer zur Mitteltür der Baracke herein. Von der Feme schon, und im Lauf, schrie er uns an: «Was sitzt ihr so blöd da?! Man flüchtet! Man kann flüchten! Die Soldaten tun nichts!» Er fasste seinen fertiggepackten Rucksack und stürzte, ohne uns eines Blickes zu würdigen, hinaus. Schneller als der Psychoanalytiker, schneller als ich, sprang der schwerkranke Prager hoch und hüpfte barfüssig zur Tür.

Auf der Mauer sass jetzt ein älterer, grauhaariger Mann. Wie ein Reiter zu Pferd sitzt. Wie ein Reiter, der zum ersten Mal im Leben zu Pferde sitzt und mit zappelnden Händen an der Mähne des Pferdes sich anzuhalten sucht. Die Mauer war aber nur mit Strähnen von Stacheldraht bewachsen, und der schlechte Reiter zerriss sich seine Hände. Da ergriff einer von den Nachdrängenden das eine herabhängende Bein des alten Manns und turnte es mit rücksichtsloser Ungeduld über die Mauer. Nur einen Nu noch sah man eine Blutspur zerfleischter Hände in die Luft greifen und versinken. Während dem also Geretteten sein Gepäckstück im Wurf über die Mauer nachstürzte, schwang sich sein ungeduldiger Helfer und schon auch dessen Nachfolger hoch.

«Laufen Sie! Schnell! Uns wird man schon helfen. Laufen Sie! Auf Sie wird man keine Rücksicht nehmen», schrie mich der Psychoanalytiker an, unhöflich und überlaut. Er hat recht, dachte ich. Ihm wird man helfen. Prager wird man helfen. Dem rettungslos Verlorenen will jeder gern helfen. Von wem ist dieser Satz? Eine grosse Wahrheit. Eine gute Auskunft ohne jede Hoffnung. Wer hatte diesen Satz geschrieben? Der Name des Weisen war mir so bekannt wie mein eigener. Jetzt weiss ich ihn nicht. Mein Gedächtnis ist dahin. Spurlos und stumm, wie ein Schmetterling an einem Blinden dahinfliegt. Warum sind die Flüchtenden gar so um ihr Gepäck besorgt, fragte ich mich. Kann man mit einem Rucksack auf dem Rücken oder einem Koffer in der Hand flüchten? Eine Decke freilich, eine Decke muss man haben. Wo ist meine Decke? Ich muss indessen in die Baracke zurückgerannt und meine Decke geholt haben, denn ich hatte sie jetzt bei mir. Ich war jetzt in dem Haufen, der zu dem Tische drängte, dem Sprungbrett der Flucht. Ich war in der letzten Reihe des Haufens. Aber es war ein erstaunlich kleiner Haufen der Fluchtbereiten da, und darüber

musste ich mich wundern. Eine geringe Minorität kämpfte um einen Platz auf dem Sprungbrett. Die andern sahen zu, wie Erwachsene einem Rudel raufender Jungen zuschauen, in Würde und Überlegenheit. Es waren die legal Gesinnten. Sie wollten hinaus, aber legal. Ohne Erlaubnisschein freute sie die Freiheit nicht. Ich hätte nie gedacht, dass es ihrer so viele gab unter uns. Wohl hörte ich sie seit Tagen legal reden: Die Kriegshetzer und die Literaten haben Grund, halsbrecherische Fluchtversuche zu unternehmen. Wir – wir haben nichts Schlimmes getan, also wird man uns auch nichts tun. Sie wussten sehr wohl, dass man nichts Schlimmes getan haben musste, um von Raubmördern ermordet zu werden. Dennoch redeten sie so legal. Jetzt handelten sie auch legal: sie waren fest entschlossen, nichts zu tun. Sie liebten nicht die Freiheit. Sie liebten bloss die Bequemlichkeit. Sie wollten einen Befreiungsschein, ein legales Papier, das ihnen ihre Bequemlichkeit garantierte. Dass sie ihren Befreiungsschein von den Franzosen erwarteten, war immerhin noch begreiflich. Dass sie nun ihre Hoffnungen in die Gerechtigkeit der Gestapo zu setzen schienen – wer kann das erklären? Wie klein das Häufchen der Fluchtbereiten auch war, es wurde nicht kleiner. Es war nicht leicht, über den mit eingelassenen Glassplittern und mit Stacheldraht überzogenen Rücken der glatten und hohen Mauer zu tumen. Nur die jüngere, sportbeflissene Generation war solchen Übungen gerade noch gewachsen. Die älteren Leute riskierten, mit gebrochenen Gliedern auf der anderen Seite am Boden liegenzubleiben, von den zerschundenen Händen zu schweigen. Und in unserem Lager waren neunzig Prozent der Männer über fünfzig. Das Häuflein nahm dennoch nicht ab, es nahm eher zu. Denn es hatte sich indessen im Lager herumgesprochen, dass hier ein Schlupfloch sich öffnete, und die dem Gerücht sofort glaubten, kamen schneller hergerannt, als die vor uns über die Mauer zu springen vermochten. Ich stand nicht mehr in der letzten Reihe. Plötzlich war ich mitten im Gedränge.

Es war nicht leicht, sich hier zu behaupten. Ich gedachte wohl, an die Reihe zu kommen. Aber es erschien mir nicht unbedingt unvermeidlich, stossend und keuchend mit der Kraft der Ellbogen, mit der Wucht des Rucksacks oder gar mit der Schärfe der Kofferkanten sich zu behaupten. Und eben das war nötig, um an den Tisch, und unbedingt nötig, um auf den Tisch zu gelangen. Wer auf dem Tisch stand, war ja schon halb geret-

tet. Ich sah wohl ein, was zu tun war, um so weit zu kommen, und doch tat ich es nicht. Hatte ich es nicht selbst gesehen Klapper, mein guter Klapper machte es mir da vorne mit lehrhafter, ich möchte sagen, mit beispielhafter Genauigkeit vor, wie man sich benimmt, wenn man ums Leben sich zu behaupten hat. Er war in dem Gewühl der einzige, der seinen Rucksack geschultert trug. Ob er als einziger sich die Kraft zutraute, mit dem Rucksack am Buckel auf den Tisch, an die Mauer und über die Mauer zu gelangen, weiss ich nicht. In der Lage, in der ich ihn eben sah, war ihm sein Rucksack, gelinde ausgedrückt, nicht im Wege; wohl aber jedem seiner Gegner, die er eben mit Hilfe des Rucksacks aus seiner Nähe hinauskreiste. Wo er jetzt sich tummelte, war bereits jedermann jedermanns Gegner. Klapper wird gewiss durchkommen. Recht hat er. Eine Frau hat er und eine Tochter, ein süßes Geschöpf. Sein Warenlager hat die kluge Frau nach Bordeaux geschafft. Dass mit Frankreich auch Europa verloren ist, daran liegt ihm nicht, weil er es ja gar nicht weiss. Er ist kein verdorbener Intellektueller, kein Enzyklopädist. Er kämpft um sein Leben für seine Familie. Er schämt sich nicht, mit Zähnen und Klauen sein Leben zu verteidigen. Die Natur hat ihm keine Klauen gegeben, und seine Zähne sind vom Dentisten, so gebraucht er eben seinen Rucksack. Eine echte Waffe ist ein Rucksack nicht. Dass er sich nicht ein bisschen schämt, wundert mich. Aber schämen sich seine Konkurrenten? Mich wundert's ja nur, weil ich Klapper so gut kenne. Er ist ein seelenguter Mensch und war in allen Lagern, wo wir beisammen waren, der ruhigste Mann. Er schämte sich nicht, so zu kämpfen, jetzt weiss ich es, weil er aufgeregt ist. Er ist ausser sich. Er hat in der Aufregung sich selbst und die Welt vergessen und hat nur noch einen Gedanken in seinem tapferen Herzen: sein Kind, sein Leben. Die anderen sind genauso aufgeregt und sie genießen sich auch nicht, ihre Ellbogen zu gebrauchen.

Ich sah mich nach dem Psychoanalytiker und Doktor Prager um. Sie waren bereits da. Sie standen abseits. Sie warteten. Der Psychoanalytiker mit einem wilden Ausdruck im Gesicht, Doktor Prager mit dem verlegenen Lächeln und den klagenden Augen des sich Ergebenden, für immer Geschlagenen. Beide standen da wie zwei Bettler, die eine milde Gabe gewärtigen, die aber schon die längste Zeit ausbleibt. Ich winkte sie heran. Sie kamen ein paar Schritte näher. Man muss die Kranken vorlassen,

schrie ich laut. Aber mein Schrei verlor sich in dem Tumult. Auf dem Tisch, sah ich, standen jetzt nicht vier oder fünf, sondern acht oder zehn oder zwölf, mehr als der Tisch tragen konnte. Und auch Klapper war auf dem Tisch, den Rucksack noch immer auf dem Buckel. Er hatte offenbar mit Gewalt den Tisch erklimmen und stiess eben vor wie ein Schwimmer, entschlossen, das Gewoge mit den Armen zu teilen. Auf einmal wurden alle, die noch eben auf dem Tisch vor uns wie die Riesen in der Luft wuchteten, ein gutes Stück kleiner, und schon waren sie so klein wie wir und manche sogar kleiner als wir unten ... Der Tisch war ohne krachenden Laut, sanft und platt auf dem Rasen zu Grunde gegangen. Erstaunlicherweise kam kein Mensch dabei zu Schaden und nur zwei oder drei zu Fall.

Unter diesen war Klapper, auf den sie vorne alle einschrien und ihm die Schuld an dem Unglück gaben. Klapper liess sich auf keine Debatten ein. Er kniete auf dem Rasen, den er mit seinen Händen abtastete. Als er seine Brille, die ihm im Fall abhanden gekommen war, im Gras ertastete, setzte er sie mit ruhigen Händen auf. Dann erhob er sich langsam unter der Last seines Rucksacks und schritt an den Wachsoldaten vorbei zu dem Spieltisch hin. Einige Aufgeregte, die ihm mit ihren Vorwürfen folgten, verstanden ihn erst, als er den Spieltisch an der Schmalseite, wo keine Spieler waren, anfasste und – der Entrüstung der aus ihrer Verzückung jäh aufgeschreckten Kartenspieler nicht achtend – ihn buchstäblich unter den noch spielenden Händen wegzuschleppen begann. Jetzt verstanden ihn die schimpfenden Begleiter, und mit Klapper an der Spitze rückte der Spieltisch zur Mauer vor. Die Kartenspieler, ihre Farbenfächer in den Händen, blieben wie erstarrt auf den Bänken sitzen, ihren Augen nicht traugend. Der Star der Kartenspieler, der Wiener Grossindustrielle, war indessen aufgestanden. Wie ein Mondsüchtiger – auch er seine Karten in den Händen – starrte er dem sich fortbewegenden Tisch nach. Seine Hände mischten mechanisch die Karten. Auf einmal setzte er sich in Bewegung. Er sprang über die Bank, er lief, er rannte dem Spieltisch nach. Der Tisch war schon nahe der Mauer, aber noch schwebte er überm Rasen, in den Händen der Träger, als der Spieler Klapper am Rucksack erfasste, mit einem Sprung auf dem Tisch, gleich auf der Mauer und im nächsten Nu auch schon draussen war.

Ein Adler der Industrie. Ein Adler braucht keinen Rucksack. Wo war jetzt Klapper?

Weil man sein Verschulden am Zusammenbruch des ersten Sprungbretts bereits vergessen und ihm jetzt das Verdienst um das zweite anrechnete, war Klapper jetzt unter den vier Glücklichen, die auf dem Tisch standen, der dritte. Der erste, angefeuert von der dämonischen Geistesgegenwart des Adlers, folgte ihm wie im Flug, und Klapper war schon der zweite. Der nächste, ein schwacher, greisenhafter Mann, tat sich am Stacheldraht sehr weh, gab es auf – und so war Klapper der erste. Schnell schnallte er seinen Rucksack ab, warf ihn über die Mauer. Dann zog er seinen Rock aus und ein Geheul der Volkswut begleitete diese zeitraubenden Manipulationen. Klapper liess sich nicht anfechten. Er faltete seinen Rock zusammen und überpolsterte mit dem Bündel den Stacheldraht und die Glassplitter der Mauer. Dann turnte er mit Leichtigkeit über die Mauer, holte den Zeitverlust reichlich ein und kam wohl als der einzige ohne zerschundene Hände auf der Seite der Freiheit an. Nein, auch mit einem Adler verglichen, war mein Freund Klapper kein heuriger Hase. Gott segne ihn. Möge es ihm gegönnt sein, sich zu retten und sein Töchterchen wiederzusehen, die junge Gazelle. Der nächste schon machte es dem Beispiel Klappers nach, und jetzt zogen alle, die auf dem Tisch waren, ihre Röcke aus. Indessen kam von draussen her ein Rucksack über die Mauer hereingeschleudert und fiel schwer auf den Rasen. Klappers Rucksack. Und fast gleichzeitig erschienen Hände auf dem Rücken der Mauer und schon auch ein Gesicht, ein blaugraues Gesicht, mit hilfeschreienden Augen, Klappers Gesicht ohne Brille.

«Er hat seine Pantoffeln vergessen, der blöde Hund!» schrie einer.
«Erschlagen sollte man den Kerl!»

Klapper war mit seinem Oberkörper über der Mauer. Man half ihm vom Tisch her und er liess sich langsam an der Mauer herabgleiten.

«Die Deutschen ...», stammelte er mit weissen Lippen im blaugrauen Gesicht. «Die Deutschen sind da ...»

«Wieso Deutsche?!»

«Wer Deutsche!»

«Sie sind ja nicht gescheit!»

Sie schrien ihn an. Sie bedrohten ihn mit ihren Fäusten.

«Deutsche Soldaten», stammelte Klapper.

«Es werden französische Soldaten gewesen sein», sagte einer.

Klapper setzte seine Brille auf, und als sei ihm jetzt mit der Brille auch die Sprache wiedergekehrt, sagte er: «Wenn ich einen französischen Soldaten nicht von einem deutschen unterscheiden könnte, wäre ich nicht hier in Frankreich.»

Und damit hob er schnell seinen Rucksack hoch und lief zur Baracke hinein, als wäre dort Rettung vor dem nahenden Verhängnis.

Auf einmal entstand eine grosse Stille. Unter freiem Himmel hört man eine so plötzliche Stille nur, wenn man eine lange Zeit im rauschenden Regen ging und der Regen auf einmal aufhört, als hätte er den Atem angehalten. Eine Klarheit in den Ohren, eine Klarheit in den Augen, blickte ich zur Mauer hin. Nicht dort, wo unser Tisch stand, sondern weiter links, wo die Bänke der Spieler standen, bewegte sich etwas. Es tauchte auf und versank. Dann tauchte es wieder auf. Es war erst ein Stahlhelm; dann erschienen blaue Augen in einem sonngebrannten klaren Soldatengesicht; dann der Hals, der Kragen, die silbergrauen Kragenstreifen, die Schulterklappen, die feldgrüne Bluse eines deutschen Unteroffiziers. Wie ein farbiges Brustbild in der Berliner Illustrierten.

«Nanu? Was ist hier los», fing das Brustbild zu sprechen an. Aber mitten im Satz versagte dem Brustbild die Stimme und es versank. In die grosse Stille schrie jetzt einer in unserm Lager sein «Heil Hitler!» heraus. Es war der Weissbestrumpfte. Er rannte schnell zur Mauer hin, wo der Unteroffizier erschienen und gleich versunken war, und stand dort stramm, bereit, deutschem Befehl zu gehorchen.

XXVI

«Heil Hitler!» rief er noch einmal über die Mauer, er lockte mit Zauberwort das Brustbild, der Weissbestrumpfte, der erste Verräter in unserm Lager.

«Kann einer von der Bande deutsch reden?» schrie der Unteroffizier, unsichtbar hinter der Mauer. Der sogenannte deutsche Gruss erschien ihm offenbar nicht als Beweis dafür, dass der deutsche Grüsser deutsch sprechen konnte.

«Alle!» schrien erstaunlich viele Stimmen zurück. «Wir sprechen hier alle deutsch!»

«Was ist denn da los?» sprach jetzt der Unteroffizier jenen ersten Satz zu Ende, der ihm oben auf der Mauer in der Kehle steckengeblieben war.

«Hier ist ein Kazett», antwortete der Weissbestrumpfte.

«Das gibt es hier?» wunderte sich ein deutscher Unteroffizier.

«Wir sind Zivilinternierte. Wir sind Emigranten», schrie einer neben mir hinaus.

«Ich sah ja aber doch eben Soldaten, französische *poilus*, zum Donnerwetter noch einmal!» schrie der Unteroffizier.

«Das ist die Wachmannschaft», schrie einer.

«Wir sind hier unter militärischer Bewachung», rief ein anderer.

«Wie viele *poilus* gibt es da drüben?» fragte der Unteroffizier.

«Fünfzig», schrie der Weissbestrumpfte.

«Siebzig!» – «Es ist nicht wahr! Hundert!» – «Eine ganze Kompanie!» – «Achtzig, genau achtzig!» – viele Stimmen schrien durcheinander.

«Ruhig dort!» kam ein barscher Befehl von drüben. «Einer soll reden! Nicht die ganze Volksversammlung auf einmal!»

Der Weissbestrumpfte wandte sich scharf um und gebot uns Still-schweigen mit einer drohenden Gebärde.

«Was haben die *poilus* an Waffen bei sich?» fragte jetzt der Unteroffizier.

«Gewehre, melde gehorsamst», schrie der Weissbestrumpfte.

«Maschinengewehre?» knatterte die scharfe Stimme herüber.

«Nein, melde gehorsamst. Nur Gewehre!»

«Wie viele Wachtposten stehn dort?»
«Hier bei uns zwei, melde gehorsamst.»
«Zwei?! Was machen sie? Wo stehen sie? Gewehre scharfgeladen?»
«Sie stehen bei der Mauer, hier links und rechts von mir, melde gehorsamst.»
«Was tun die Posten jetzt in diesem Augenblick?»
«Sie stehen Gewehr bei Fuss. Sie zittern, die Scheisskerle, melde gehorsamst.»

Diese Meldung war korrekt. Die zwei armen bretonischen Landsturmmänner, die die längste Zeit, offenbar in Erwartung der Deutschen, gezittert hatten, schlotterten jetzt so, dass die Gewehre mitschlotterten. Nunmehr, hoch- und hellpreussisch, kam ein Befehl: «Nehmen Sie den Scheisskerlen die Gewehre ab, wenn Sie so grosskotzig daherreden!»

«Zu Befehl!» jubelte der Weissbestrumpfte. Er schritt triumphal zu dem ersten Wachtposten und nahm ihm das Gewehr ab. Der zweite Schlotterer warf nun sein Gewehr ins Gras. Es war nicht zu verstehen, ob er seine Waffe hin warf, um sie nicht vor einem Gefangenen zu strecken, oder ob er sie aus einem Übereifer voreilig streckte, um seine Friedfertigkeit zu betonen.

«Mein Gott...», hörte ich hinter mir einen aufstöhnen.

«Melde gehorsamst, beide Franzosen entwaffnet», jubelte der Weissbestrumpfte.

Ich wandte mich zu dem Stöhnenden um. Es war der Börsenrat. Er hielt seine linke Hand auf dem Nacken, als hätte er soeben einen Schlag von hinten bekommen, den er verheimlichen wollte. Es wäre eine Erleichterung für mich gewesen, einen Blick mit ihm zu tauschen. Es gelang mir aber nicht, seine Augen zu treffen, obgleich er in Atemnähe neben mir war.

Als ich wieder mit dem Gesicht zur Mauer stand, sah ich fünf deutsche Soldaten über die Mauer turnen. Das farbige Soldatenmodell der Berliner Illustrierten war nicht dabei. Die fünf waren weniger eindrucksvoll als das erste Brustbild. Einer von den fünf trug Brillengläser, die er zum Überklettern der Mauer abgelegt hatte – wie Klapper – und eben, auf dem Rasenboden gelandet, wieder aufsetzte.

Indem brach hinter uns ein Tumult aus. Die Slowaken! In wilder Begeisterung sprengten sie unseren Haufen. Heil Hitler! schrien sie; glaubten sie zu schreien. Sie schrien aber: «*Hiel* Hitler! Wir slováci! Hiel Hitler! My slováci!»

Sie warfen gleich beide Arme zum Hitlerheil hoch und umringten in Jubel die fünf deutschen Soldaten, in deren Mitte mit hochroten Flammen auf den bebenden Backen der Weissbestrumpfte stand.

«Nanu? Hier sprechen alle deutsch», kam es höhnisch von der Mauer herab. Der Unteroffizier war wieder über der Mauer im Brustbild aufgetaucht. Er wurde offenbar von starken Kräften hoch über der Mauer gehalten, denn seine Arme stützten sich nicht auf den Rücken der Mauer. In der rechten Hand hielt er eine schussfertige Armeepistole.

«Wer sind diese Brüder?» Er deutete mit der Pistole auf die schreienden Slowaken.

«Das sind Slowaken, unsere Bundesgenossen», meldete stramm der Weissbestrumpfte.

«*Ihre* Bundesgenossen, wollten Sie wohl sagen?» sagte der Unteroffizier.

Auf einen Wink halfen ihm zwei Soldaten über die Mauer herab. Die Pistole wieder in der Hand, musterte er die Slowaken, die ihn Hitler heilend umringten.

«Du klapp erstmal deine Schnauze zu!» schrie er den nächst heilenden Slowaken an. «Übersetzen Sie das Ihren Bundesgenossen», befahl er dem Weissbestrumpften.

«Hiel Hitler! Hiel Hitler!» brüllten die Slowaken in spasmodischer Begeisterung.

«Csuk be a szádat!» rief ein ungarischer Jude den Slowaken zu. Das verstanden sie und verstummten.

«Was war das? Chinesisch?» fragte der Unteroffizier.

«Ungarisch», sagte der ungarische Jude.

«Man sagte mir ja aber, das wären Slowaken?»

«Die sind Slowaken, aber ich –»

«Wieso sprechen sie ungarisch, wenn sie vorgeben, Slowaken zu sein?»

«Ich kann nicht Slowakisch und die können alle Ungarisch. Sie waren ja Ungarn bis –»

«Und was sind Sie?»

«Ich bin Ungar. Aber –»
«Ungar oder nicht?» Die Stimme des Unteroffiziers schien jetzt aus der Pistole zu kommen.

«... Ich bin Ungar ... Aber österreichischer Staatsbürger –»
«Österreichischer Staatsbürger? Das gibt es noch?»
«Ich bin in Ungarn geboren ... Ich bin von jüdischer Konfession.»
«Sie sind jüdisch? Warum sagen Sie das nicht gleich?» Die Stimme des Unteroffiziers senkte jetzt die Pistole. «Was haben Sie den Slowaken zugerufen?»

«Ich... ich... ich habe übersetzt... ich hab' wörtlich übersetzt ...»
«Sehr gut», sagte der Unteroffizier. «Diese Kalmücken glauben wohl, das Schnittlauch in der Brühe hier zu sein. Duften aber gar nicht nach Schnittlauch. Sagen Sie diesen Polacken, sie sollen sich zurückziehen. Vaduftun sollen sie, die Kalmücken.»

Die fünf Soldaten lachten gezwungen, der Weissbestrumpfte lachte unbändig mit.

Der ungarische Jude scheuchte indessen die sprachlosen Slowaken mit Zurufen und Gebärden, wie man auf einem Hühnerhof das kopfscheue Geflügel in den Stall scheucht.

«Und Sie? Was sind Sie für einer?» fragte der Unteroffizier eine kleine, zarte, in Angst erstarrte Figurine.

«Ich ... ich ... ich bin ... ein Wiener Jud'.»

«Das sind die meisten hier», mischte sich der Weissbestrumpfte wieder ein, «lauter Wiener Juden sind in dieser Baracke, Ex-Autrichiens nennen sie sich, die Sau-»

«Was heisst das?!» Die Stimme des Unteroffiziers zückte wieder die Pistole.

«Ex-Autrichiens heisst –»

«Was das heisst, ist mir ganz klar und scheissegal. Was sind *Sie*? Sie wissen ja alles und Sie geben Bescheid, aufgefordert oder nicht aufgefordert. Was machen *Sie* hier?»

«Ich bin Deutscher, Arier –»

«Auslandsdeutscher?»

«Nein, melde gehorsamst, ich habe in Paris geschäftlich zu tun gehabt und bin von dem Ausbruch des Kriegs, den unsere Feinde provoziert haben, in Paris überrascht worden und –»

«Haben Sie gehört, Wagener?» wandte sich der Unteroffizier an einen von den fünf Soldaten, und der Soldat mit der Brille trat ein paar Schritte näher. «Haben Sie gehört? Da ist einer vom Krieg überrascht worden.» Alle Soldaten brachen in Gelächter aus, das frisch und gesund über den Rasen erdröhnte. «Ein Überraschter. Wohl der einzige Mann von Europa und Umgebung, den die Kriegereignisse überraschten! Mensch, Sie sollten sich photographieren lassen!» Er musste selbst mit seiner Mannschaft mitlachen. Er lachte herzlich und steckte lachend seine Pistole in die Ledertasche.

Als wäre er kein Arier, zitterte jetzt der Weissbestrumpfte mit den Juden.

«Es ist alles so schnell gekommen», stammelte er. «Ich hab' kein Geld gehabt →»

«Es gab wohl kein deutsches Konsulat in Paris. Wie alt sind Sie?»

«Sechszwanzig, melde gehorsamst.»

«Was melden Sie immer gar so gehorsamst?! Bei unserem Konsulat hätten Sie sich zu melden gehabt! Zum Militärdienst. Verstanden?! Sind noch welche Überraschte, um nicht zu sagen Deserteure hier?»

Man lachte nicht mehr. Es war still. So still fast wie in dem Augenblick, als nur das Brustbild über der Mauer zum ersten Mal erschienen war. Nur einige hüstelten nervös. Ich wusste, welche es waren: alle, die in den letzten Tagen als Nazis sich aufgespielt haben, alle, die der schlaue Steiner schon im Stade Buffalo für Deserteure gehalten hatte.

«Naja. Abwarten. Es wird alles zur rechten Zeit ins Klare gebracht werden. Darauf kann sich jeder verlassen. Wo ist der Eingang zu diesem Heiligtum?» Er wandte sich mit der Frage zu dem ungarischen Juden. «Wir sind rund um diese Scheissmauer herumgeradelt und konnten den Eingang nicht finden.»

«Die französischen Chauffeure, die uns hergebracht haben, sind auch zweimal herumgefahren. Der Eingang ist dort, im ersten Hof.»

«Wollen Sie mir erstmal diese Baracke da zeigen?» fragte er den kleinen Mann, den Wiener.

«Bitte schön, bitte sehr», stammelte er mit todbleichen Lippen. Man folgte dem Unteroffizier und seinem Begleiter, die Soldaten gingen mit, ich ging auch mit, um nicht mit dem Weissbestrumpften zurückzubleiben.

Der Unteroffizier steckte den Kopf zur Mitteltür der Baracke hinein und zog sich sofort zurück.

«Pfui Deibel! Da hausen Menschen?»

«Wir können nichts dafür», sagte einer drinnen in der Baracke. «Wir liegen hier mit vierhundert Mann, im Stroh, da kann man nichts sauberhalten, wir –»

«Vierhundert Mann? In diesem Stall? Das ist wohl die französische Humanität. Sehen Sie sich mal das an, Wagener, vierhundert Mann.»

«Dreihundertsächzig Mann und vierzig Slowaken», warf der Ungar ganz trocken ein.

Der Unteroffizier brach wieder in Gelächter aus. Er klopfte dem Ungar freundlich auf die Schulter und meinte: «Kann mir vorstellen. Kann mir lebhaft vorstellen, wie wunderschön es sich hier träumen lässt, in einer heissen Nacht mit vierzig duftenden Kalmücken. Na, ja. Da wird man schon Ordnung machen. Darauf können Sie sich verlassen.»

Das wussten wir. Und ein kalter Schauer strich durch die stickige Baracke.

«Wachtposten an der Mauer, wegen der zwei Franzmänner da, Wagener. Sonst: abwarten! Ich gehe zum Herrn Leutnant.»

Er ging. Und viele folgten ihm, als hätte er Geschenke zu verteilen. Sie gingen vor ihm, hinter ihm, links und rechts, neben ihm, wie die Schüler um einen Lehrer. Sie fragten ihn und er redete mit ihnen.

Auf dem Hügel im Dorf war die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Waren sie um das Schicksal ihrer Brüder, der bretonischen Wachsoldaten in unserem Lager besorgt? Oder wollten sie das Massaker beobachten? Oder wollten sie nun endlich dahinterkommen, ob wir Freunde oder Feinde Frankreichs waren?

Am Eingangstor war die Fahne des Roten Kreuzes nicht zu sehen. Im ersten Hof wimmelte es von deutschen Stahlhelmen und feldgrünen Uniformen. Unsere Wachmannschaft, die französische, entwaffnet, stand in einer Ecke zusammengedrängt, von einem Kordon deutscher Soldaten umstellt. Draussen, im Dorf, knatterten auf allen Fahrwegen deutsche Motorräder, Lastwagen, Vehikel. Schüsse waren nirgendwo zu hören.

Ich ging mit dem Börsenrat zum ersten Hof hinunter. Am Holzgatter, das den ersten vom zweiten Hof trennte und immer offen war, stand der bebrillte Soldat Wagener. Als wir an ihm vorbeigehen wollten, hielt der den Börsenrat an: «Sagen Sie mal, gibt es hier Königsberger?»

«Königsberger?» wiederholte der Börsenrat.

«Ja. Ich bin selbst Königsberger und ich denke, unter den Zivilgefangenen aus Deutschland wird es vielleicht auch Leute aus Königsberg geben, Landsleute?»

«Vielleicht», sagte der Börsenrat. «Ich werde fragen.»

Und zu meinem Erstaunen kehrte er um und zog mich mit zur Baracke der Österreicher zurück.

«Hier, bei uns, wollen Sie Königsberger suchen?» wunderte ich mich.

«Wenn es unter diesen Soldaten Königsberger gibt und Berliner und Münchener, so gibt es gottbehüte auch Wiener dabei, einen der mich kennt oder Sie. Ich möchte solche Begegnungen vermeiden, solange es geht. Bleiben wir lieber drin.»

Vor der Mitteltür der Baracke standen vier deutsche Soldaten, umringt von Internierten, in lebhaftem Gespräch. Man traktierte sie mit Zigaretten, mit dem billigen Kraut, das man uns ins Lager noch lieferte, und die Soldaten revanchierten sich mit guten englischen Zigaretten, die sie von den intakt gebliebenen Depots der Engländer in der Normandie und in der Bretagne erbeutet hatten. Die Soldaten waren froh, nach vielen Wochen in Frankreich Zivilisten gefunden zu haben, mit denen sie deutsch sprechen konnten. Sie drückten ihre Freude darüber offen aus, und auch sie fragten nach Landsleuten. Als wir näherkamen, winkten uns die Internierten heimlich zu und zogen uns schnell in ihren Kreis. Es lag ihnen daran, den Kreis um die Soldaten dicht zu machen, offenbar, um ihnen die Aussicht auf den Hof zu verstellen. Die hohe massive Figur des Börsenrats wurde mit schnellen zärtlichen Blicken nahezu umklammert. Wir fügten uns den stummen Wünschen, ohne das geringste Verständnis für das, was da im Gange sein mochte. Nach einer kleinen Weile folgte ich dem verstohlenen Blick eines Internierten, der mir schräg gegenüberstand, und ein paar lange Augenblicke atmete ich nicht: vor der Mauer stand noch immer der Tisch, unser Sprungbrett. Und vom Tisch schwang sich eben einer auf die Mauer vor, turnte mit einer desperaten Schnelligkeit hinüber und ver-

sank draussen im Geknatter der Vehikel. Sie werden ihn fassen, draussen, die Motorradfahrer, dachte ich mit Schaudern. Aber schon schlenderte einer aus unserem Kreis über den Rasen, er blickte sich um, er sah zum Himmel hinauf, ein gelangweilter Spaziergänger. Plötzlich war er am Tisch, auf dem Tisch, an der Mauer, auf der Mauer, und schon auch draussen. Ich blickte mich nach dem bebrillten Soldaten um. Er konnte nichts gesehen haben, denn zwischen ihm und dem Tisch war das kleine Häuschen, unser Krankenzimmer. Gesehen hatten alles sicher die zwei gefangenen Franzosen, die mit aufgerissenen Augen dastanden, aber doch den Mund hielten. Der Weissbestrumpfte, der allein auf dem Rasen sass, hätte wohl alles beobachten können, wenn er nicht in sichtlicher Niedergedrücktheit in Gedanken versunken gewesen wäre. Den nächsten Flüchtling erkannte ich. Es war unser Pressereferent. Er hatte nicht einmal seinen Rock an. In Hose und Hemd, leicht und behende, war er davongearannt. Die Knatterer draussen kümmerten sich offenbar nicht um die Mauerkletterer. Der Börsenrat muss erst jetzt das gewagte Spiel verstanden haben, denn er fasste mich am Arm und drückte ihn in einem Krampf, den mein Arm als einen krampfhaften Ausbruch der Freude begriff.

«Die Juden laufen davon!» schrie eine Stimme auf. Es war der Weissbestrumpfte. «Da! Da klettert eben einer hoch!» schrie er ausser sich.

Das Gespräch in unserem Kreis erlosch. Die deutschen Soldaten hatten so gut gehört wie wir alle. Sie schenkten aber dem Schreier keine Beachtung und nahmen ihre Gespräche wieder auf. Sie erzählten von Dunkerque und von Brest, aber sie erzählten nicht von den Schlachten und von ihren Siegen, sie erzählten uns von den Vorräten an Proviant und Rauchsorten, die sie erbeutet hatten.

«Melde gehorsamst, es ist jetzt schon der siebente Jud', der über die Mauer gesprungen ist», mischte sich der Weissbestrumpfte ein, der hinzugetreten war und eine Weile zugehört hatte, ohne sein empörtes und schmerzlich betroffenes Gesicht von der Mauer abgewendet zu haben.

«Erzählen Sie es unserem Kameraden dort draussen, dem Wagener», sagte ein Soldat, und der Weissbestrumpfte rannte zu dem bebrillten Soldaten hin, der ruhig am Gatter stand, in Erwartung des Königsberger Landmanns, den wir zu suchen versprochen hatten.

Er nahm die Meldung des Weissbestrumpften ohne besondere Erregung auf, trat aber ein paar Schritte vor, besah sich den Tisch und ordnete an, dass man das Sprungbrett von der Mauer wegtrage. Der Weissbestrumpfte fasste den Tisch an der Schmalseite und sah sich um Hilfe um, weil der Tisch zu schwer war für einen Mann. Keiner rührte sich. Da gingen die zwei französischen Entwaffneten hin und halfen ihm, den Tisch von der Mauer wegzutragen. Der bebrillte Soldat ging jetzt nicht mehr an das Gatter zurück, er kam zu uns herüber, erkannte den Börsenrat und erkundigte sich nach den gesuchten Landsleuten.

«Hier in dieser Baracke sind fast nur Wiener», sagte der Börsenrat. «Aber drüben, in dem weissen Haus, sind sehr viele Reichsdeutsche. Der Bursche da mit den weissen Strümpfen wird sich dort besser auskennen. Schicken Sie ihn doch hinüber.»

Der Weissbestrumpfte war selig vor Glück, einen militärischen Auftrag zu haben, und er beeilte sich, einen Königsberger zu finden. Indessen ging, ungeachtet der überraschenden Freundlichkeit der deutschen Soldaten, die Furcht in unserem Lager um. Was sich vorher keiner zugetraut haben würde: die Geschicklichkeit und die Kraft, ohne Sprungbrett die Mauer zu erklettern, hielten offenbar jetzt viele für ein Kinderspiel. In Abwesenheit des Weissbestrumpften hing eine lange Reihe krampfhaft ausgestreckter Arme und konvulsivisch zuckender Beine an der Mauer, die Rümpfe aber waren lahm und ums Leben nicht vom Fleck zu heben. Nur einem jungen Burschen gelang es, hochzukommen, die übrigen erlahmten und stürzten ab. Sie gaben es aber nicht auf. Sie taten sich schnell zu kleinen Kooperativen zusammen. Einer hockte auf dem Rasen, machte aus seinem Buckel eine Brücke für den Flüchtling, zwei standen bereit, den sich Hochschwingenden im Schwung möglichst hoch zu stossen – und es ging auch ohne Tisch, wenn auch bei Weitem langsamer.

Der Börsenrat erinnerte sich, in Königsberg einen Herrn Simon gekannt zu haben, der dort eine Zeitung herausgab, und fand einen ergiebigen Gesprächsstoff zur Zerstreung des pflichtbewussten Königsbergers Wagener. Herrn Simon kannte dieser nicht, wohl aber seine Zeitung, *das Organ von Königsberg*. Das seit 1933 arisierte «Judenblatt» hat an diesem Tage gut einem Dutzend Juden über die Mauer geholfen. (Wie ich deutsche «Judenblätter» kenne, geschah es wohl zum ersten Mal in der an Judenblättern nicht armen Geschichte der deutschen Presse, dass ein Juden-

blatt mit Mut und Charakterstärke für Juden sich einzusetzen getraute.) Leider kaum mehr als einem Dutzend. Der Weissbestrumpfte erschien wieder auf dem Rasen, und die Kooperativen, zur rechten Zeit alarmiert, zerstoben im Nu.

Einer aber blieb an der Mauer hängen. Sei es, dass er in der Aufregung die Warnungen überhört hatte, sei es, dass er entschlossen war, sein Leben auf die letzte Chance zu setzen – er gab es nicht auf. Er gab es noch nicht auf, als ihn schon der elende Weissbestrumpfte an einem Bein hielt und nach dem Soldaten Wagener schrie. Im Gegenteil: der Flüchtling setzte einen Schuh auf die Schulter des Weissbestrumpften und klomm ein Stück höher. Ein Jüngerer wäre vielleicht noch davongekommen. Für einen guten Fünfziger war es bereits zu spät geworden. Der Soldat Wagener war dem Weissbestrumpften beigesprungen. Er fasste das andere Bein des Flüchtlings, liess es aber gleich los, ergriff mit beiden Händen sein Gewehr und schlug damit einmal und noch zweimal den Flüchtling über die Schenkel. Erst jetzt liess der Hartnäckige von der Mauer und stürzte ab. Der Soldat und der Weissbestrumpfte hoben den Gestürzten hoch und hielten ihn gleich mit polizeiüblichen Griffen fest.

Wir sahen jetzt, dass es der Wiener Rechtsanwalt Doktor W. war, ein überschlanke, von der Hitze und dem Hunger des Lagers ausgedorrter Mann von bald sechzig, ein feiner Kopf, ein gütiger und stiller Wohltäter der Ärmsten unter den Armen im Lager.

Sie brachten ihn in die Baracke, und Wagener stellte zwei Soldaten als Wache neben den Unglücklichen, den er schon als einen Häftling behandelte. Wir redeten mit dem Königsberger. Er war nicht zornig. Er hörte uns in aller Freundlichkeit an, meinte aber, er könnte da nichts entscheiden.

«Was früher vorgefallen ist», sagte er, «geht uns nichts an, aber diesen Mann haben wir auf frischer Tat verhaftet, und ich muss Meldung erstatten. Holen Sie den Herrn Feldwebel», befahl er dem Weissbestrumpften. Dem Feldwebel wollte aber der Weissbestrumpfte lieber nicht gleich wieder begegnen, und er gab den Befehl weiter an einen von seinem Gang, den er aus der Baracke der Deutschen gleich mitgebracht hatte. Unter diesen war auch einer, der sich – vermutlich für den Bedarfsfall – für einen Königsberger ausgab.

Doktor W. stand, hochrot im Gesicht, da. In seinen Augen konnten wir den Gedanken lesen, den er in unseren Augen lesen konnte, den einen deutschen Satz: Auf der Flucht erschossen ... Mit seinem Mund lächelte er ein schamvolles, ergebenes Lächeln, als schämte er sich und als bäte er uns um Vergebung dafür, dass er der erste war, die Bestie zu reizen. Niemals hätte ich mir vorstellen können, dass ein Mensch in einem solchen Augenblick das Blut hat, schamrot im Gesicht zu sein.

XXVII

Wir waren nicht mehr in der Verfassung, unser Gespräch mit dem Soldaten fortzusetzen, der Börsenrat und ich, obgleich der Soldat Wagener dem ihm zugeführten Königsberger sichtlich kein besonderes Wohlwollen zu zeigen schien. Wir traten aus der stickigen Baracke in den Hof hinaus. Der Feldwebel war noch nicht zu sehen. Nach einer Weile sahen wir einen Mann vom ersten Hof kommen. Es war Steiner. Er war den ganzen Vormittag im vorderen Hof gewesen, und ich hatte die Zeit nicht an ihn gedacht. Als ich ihn nun kommen sah, wurde ich aber inne, dass ich ihn unter den Glücklichen vermutete, die als die ersten gesprungen waren. Er war seinerseits bestürzt, mich noch im Lager zu finden.

Steiner berichtete, dass vom ersten Hof sechzig, vielleicht gar achtzig Mann sich gerettet hätten; darunter das ganze Radiopersonal, fast alle Schriftsteller und Journalisten, darunter der Dokumentarische, der Weise von Offenbach, der silberhaarige Dichter. Auch der Kapitalist, der das Boot heuern sollte, war weg. Ihm, Steiner, sei es aber nicht gelungen, weil er das Springen über die Mauer angesichts der bereits auf allen Zufahrtswegen herankommenden deutschen Vehikel für bedenklich hielt. Wie, wenn sie angefangen hätten, auf die Flüchtlinge zu feuern? Wer weiss, was auf den Strassen sich jetzt noch abspielte?

Steiner war diesmal zu schlau gewesen. Er hatte sich beim Eingangstor hingestellt und gewartet, bis die Deutschen kamen. Er rechnete damit, im Wirbel des ersten Einzugs durch das offene Tor einfach hinauszuspazieren. Das wäre ihm auch sicher gelungen, wie es einigen ja auch gelungen ist, die den deutschen Soldaten das Tor sperrangelweit öffneten und im nächsten Augenblick an den hineinpolternden Motorrädern vorbei seelenruhig zum Tor hinausgingen. Steiner hatte aber das Pech gehabt, von dem deutschen Leutnant angedet und so auf der Stelle immobil gemacht zu werden.

«Wie ist er, der Leutnant?» erkundigte sich der Börsenrat.

«Ein ganz ein netter Piefke», meinte Steiner. Wir erzählten ihm, was bei uns vorgefallen war, und er ging gleich in die Baracke hinein und sah den unglücklichen Rechtsanwalt hinter den zwei deutschen Gewehren,

die uns jetzt einen scharf geladenen Eindruck machten. Steiner war be-
trübt, aber nicht bestürzt. Wir gingen zu Doktor Prager hinüber, der er-
schöpft auf seiner Strohmatten ruhte, während der Psychoanalytiker noch
mit seinem Rucksack am Buckel in seiner Ecke stand, noch immer flucht-
bereit.

«Sie können Ihren Rucksack ablegen, Herr Doktor», sagte Steiner.
«Mit dem Über-die-Mauer-Kraxeln ist es aus. Für heute wenigstens.»

Der Psychoanalytiker warf ihm einen wütenden Gesichtsausdruck zu.
Er war nicht Herr seiner Blicke; er schielte so grässlich, dass man von
seinen Augen immer nur das Weiss der ausgedrehten Augenbälle sah. Der
Zorn schüttelte ihn. Hätte er auch nur zwei Zähne im Mund gehabt, er
hätte mit ihnen geknirscht. So mummelte er bloss mit seinen verschollenen
Lippen. Der Rucksack fiel von ihm ab, als hätte ihn ohne sein Hinzu-
tun sein Zorn allein abgeschüttelt.

«Schade, dass Sie nicht hier waren und Meister Petrykowsky nicht bei
seinem Fluchtversuch beobachten konnten! Es war ein Anblick für die
Götter!» schrie er Steiner an. Sein Zorn galt aber mir.

«Ich war schon immer der Meinung, dass die sogenannten Intellektu-
ellen die lebensunfähigsten, gottverlassensten Kreaturen sind. Aber Herrn
Petrykowsky ist es gelungen, selbst mir noch eine Lektion zu erteilen. In
allen Konzentrationslagern, wo ich mit Herrn Petrykowsky beisammen
war, unter Tausenden Aufgeregten war er immer der Aufgeregteste –
heute, just heute war er die Ruhe selbst.»

«Ich war ruhig →»

«Ein Phlegmatiker auf der Flucht...»

«Ich war ruhig», wiederholte ich, und während ich die Worte wieder-
holte, fiel mir erst ein, warum ich so ruhig war, und während ich es sagte,
wusste ich, dass ich ihm die Wahrheit sagte. «Ich war so ruhig, weil ich
von Ihnen, Herr Doktor, eine Dosis Brom bekommen habe, die genügt
hätte, um ein Rennpferd in einen Ochsen zu verwandeln →»

«Mein Gott...», sagte er, «da hab' ich Ihnen aber einen schönen
Freundschaftsdienst erwiesen ...»

«Ich nehme nie Drogen, und so hat das Pulver gut gewirkt. Aber zu
danken habe ich Ihnen trotzdem. Die Aufregung hätte mir auch nicht ge-
nützt. Klapper, haben Sie auch Klapper beobachtet? Er war aufgeregt ge-
nug und er war bereits draussen, und es hat ihm alles nichts genützt.»

«Ah! Sie glauben an Schicksal?»

«In normalem Zustand glaube ich nicht an Schicksal. Wir sind aber nicht normal. Keiner ist hier normal. Es ist also nicht wichtig zu wissen, was wir alles noch oder schon glauben, wenn wir nicht normal sind.»

«Ich bin noch normal genug, um an Schicksal nicht zu glauben», sagte der Psychoanalytiker, nunmehr in ruhigem Ton. «Schicksal, Bestimmung, das sind Beruhigungspillen für Kleinbürger, oder wollen Sie mir einreden, dass es diesem armen Rechtsanwalt bestimmt war, hier auf der Flucht erschossen zu werden?»

«Er wird nicht erschossen werden», sagte Steiner. «Niemand wird hier erschossen werden.»

«Woher wissen Sie das so sicher?» fragte der Psychoanalytiker. «Haben Sie Nachrichten von der Gestapo?»

«Meine Herren», begann Steiner mit grossem Ernst. «Sie sind sich, scheint es, nicht im Klaren darüber, dass wir über die erste grosse Gefahr hinaus sind. Massakriert, so *en bloc* massakriert werden wir hier nicht mehr werden. Es hat aber nicht viel gefehlt. Hätte zum Beispiel einer von den Bretonen sein Gewehr abgefeuert oder es auch nur so ungeschickt weggeworfen, dass ein Schuss gefallen wäre, so wäre von uns keiner mehr am Leben. Es wundert mich, dass der Weissbestrumpfte so einen Schuss nicht arrangierte. Nun ist diese Gefahr vorbei. Jetzt kommt ganz was anderes. Aber nicht heute, hoffe ich. So schnell organisieren auch die Preussen nicht. Bis die Gestapo kommt, werden noch ein paar Tage vergehen. Diese deutschen Soldaten hier sind eine Kampftruppe. Sie sind eine Avant-Garde. Sie haben anderes zu tun. Sie werden ihre Munition nicht verschwenden. Den armen Doktor werden sie wahrscheinlich in ein Gefängnis nach Quimper abtransportieren. Dort wird er bleiben, bis die Gestapo kommt, und die wird ihm genau das tun, was sie uns tun wird, wenn sie herkommt. Ob es dem Doktor vom Schicksal bestimmt wurde, ein paar Tage früher in einen Stehsarg zu kommen als wir, Herr Petrykowsky, oder dem Morgenroth —»

«Was? Der ist auch nicht weggelaufen?» fragten ein paar Stimmen auf einmal.

«Nein», sagte Steiner. «Es ist ihm auch bestimmt worden, die Bekanntschaft mit der Gestapo zu machen, sein Schicksal war ich. Ich hab' ihn die ganze Zeit bei mir gehabt», erklärte er, als spräche er von einem

Stück Gepäck, «um ihn ja sicher hinauszubringen, den Nervenpinkel, und jetzt bin ich daran schuld, dass er nicht mit den anderen Schriftstellern weggelaufen ist. Ist das ein Beweis für oder gegen das Schicksal, Herr Doktor?»

«Das beweist soviel und sowenig für wie gegen das Schicksal. Es beweist nur, dass Sie, Herr Steiner, zuwenig Bedenken haben, Schicksal zu spielen. Das habe ich aber schon früher an Ihnen bemerkt», sagte der Psychoanalytiker.

«Ich hab' es gut gemeint», entschuldigte sich Steiner. «Ich bin auch entschlossen, alles zu tun, um ihn da noch wegzubekommen.»

«Sie glauben noch an Rettung hier? Heute noch?»

«Herr Doktor. Ich hab' in Wien einen Freund gehabt. Er war einmal, in seiner Jugend, ein Maler gewesen. Kein bedeutender, natürlich. Ein Säufer war er aber, ein sehr bedeutender Säufer. Wenn er schwerbesoffen war, war er sehr lieb, sehr redselig und optimistisch. Jeder zweite Satz, wenn er so redete, war: ‚Das Leben ist barmherzig. Ja, das Leben ist barmherziger als die Literatur‘.»

«Das ist sehr schön», sagte von seinem Lager Doktor Prager, und der Psychoanalytiker fügte sanft hinzu: «Mein Freund Prager spricht da als Fachmann der Barmherzigkeit, er hat ein Buch über Dostojewski geschrieben, der so barmherzig war wie das Leben und so barmherzig wie die Literatur zugleich.»

Doktor Prager versuchte zu lachen, es gelang ihm aber nur, etwas schneller zu atmen.

Die Gruppe, die sich um die Soldaten herum gebildet hatte, verstummte auf einmal, und die plötzliche Stille lenkte unsere Blicke hinüber. Die Gruppe zerfiel wie auf Befehl in zwei Teile, die in der Mitte einen Durchgang freiliessen. Wir erhoben uns schnell und eilten hinzu. Nur Doktor Prager, noch völlig erschöpft von seinem Fluchtversuch, blieb auf seinem Stroh. Wir kamen rechtzeitig, um den Feldwebel in unsere Baracke eintreten zu sehen.

Es war nicht der Unteroffizier, der uns im Brustbild über der Mauer erschienen war. Der Feldwebel war älter, sein Schnurrbartgesicht erinnerte an die tüchtigen und verlässlichen Berliner Handwerker, die überraschenderweise Dworsky heissen oder Adamowsky. Er kam nicht allein. An der Seite des Feldwebels war der Chef der deutschen Baracke, der Widersacher unseres österreichischen Lagerchefs. Dieser hatte sich nach

dem Einzug der deutschen Soldaten seiner Würde sofort selbst entäussert. Er war mit seinem Koffer aus dem Protektionszimmer eiligst zu uns übergesiedelt der Anschluss Österreichs an das Reich war in unserem Lager so rühmlos vollzogen worden wie im März 1938 in Wien. Dass er nicht die staatsmännische Geistesgegenwart hatte, im letzten Moment: «Gott schütze Österreich!» zu proklamieren wie Schuschnigg, wird ihm keiner in der österreichischen Baracke übelgenommen haben.

Der Feldwebel blieb im Türrahmen der Baracke stehen, sah sich eine Zeit den Raum und seinen Inhalt an und entschloss sich, den verhafteten Flüchtling lieber draussen zu verhören. Zwei Soldaten flankierten den Rechtsanwalt und führten ihn hinaus. Sein Gesicht, von der Sonne dunkelgebrannt, war jetzt wachsgelb, die Backen violett gefleckt.

«Wie heissen Sie?» fragte der Feldwebel mit rauher Stimme, ohne Zorn.

Der Rechtsanwalt sagte seinen Namen.

«Was fällt Ihnen ein, hier Fluchtversuche zu machen ... Hören Sie unsere Patrouillen nicht draussen?»

Wir hörten die Motorräder knattern.

«Es sind Dutzende über die Mauer gesprungen», mischte sich der Weissbestrumpfte ein. «Lauter Juden.»

«Das ist nicht wahr!» warf einer ein. Es war ein junger Bursch' von siebzehn Jahren, der mit seinem kranken Vater zusammen interniert worden war und in rührender Weise für ihn sorgte.

«Was ist nicht wahr?!» schrie der Weissbestrumpfte.

«Es ist nicht wahr, dass es lauter Juden waren», sagte der Junge und drängte sich bis zum Feldwebel vor.

«Die sind alle von unseren Patrouillen aufgefangen worden. Sie sind schon auf dem Wege nach Brest», sagte der Feldwebel, ohne seinen Blick vom Rechtsanwalt abzuwenden, als hätte sich dieser zu seiner Verteidigung auf die Geflüchteten berufen. «Was sind Sie von Beruf?»

«Ich bin Rechtsanwalt», sagte der Delinquent mit halber Stimme, als schämte er sich seines Berufs.

«Rechtsanwalt sind Sie?» sagte der Feldwebel und ging zwei Schritte näher zu ihm hin. «Ein Rechtsanwalt sind Sie», wiederholte der Feldwebel in ehrlicher Verwunderung. «Und machen solche Dummheiten?!»

Wenn Sie ein Rechtsanwalt sind, so muss ich Sie ja nicht erst belehren. Dann wissen Sie ja, was Ihnen bevorsteht. Nicht wahr?! Aber vielleicht können Sie, als Rechtsanwalt, mich belehren? Was haben Sie sich dabei gedacht? Sie werden sich ja dabei was gedacht haben, nicht wahr?»

Der Rechtsanwalt schluckte, sah mit hilflosen Blicken in die Runde, fand in unseren Augen keine Antwort. Da mischte sich der Siebzehnjährige wieder ein: «Der Herr Doktor war sehr aufgeregt», sagte er. «Schon seit gestern Vormittag. Dem Herrn Doktor seine Frau ist gestern im Dorf angekommen. Sie war in Paris. Und der Herr Doktor hat lange keine Nachricht von seiner Frau gehabt. Gestern ist seine Frau angekommen, aber der Herr Doktor hat keine Erlaubnis gekriegt, seine Frau zu sehen. Und in der Aufregung, in begreiflicher Aufregung ...»

«Wie lange haben Sie Ihre Frau nicht gesehen?» fragte der Feldwebel.

Der Rechtsanwalt hatte mit offenem Mund dem Plädoyer des Siebzehnjährigen zugehört. Er sah aus wie ein Mensch, auf dessen Gesicht man einen kalten Wasserstrahl gerichtet hat, der nach Luft schnappt und keinen Atem findet.

«Ein Jahr, mehr als ein Jahr», plapperte der Siebzehnjährige, «hat der Doktor seine Frau nicht gesehen und in begreiflicher Erregung —»

«Tja», sagte der Feldwebel, «da kann man wohl von einer begreiflichen Erregung sprechen. Aber ein Rechtsanwalt...» Er überlegte eine Weile, wie er den Satz beenden sollte. Dann fügte er langsam und nachdenklich hinzu: «Von einem Rechtsanwalt darf man erwarten, dass er eine solche Dummheit, auch in begreiflicher Erregung, nur einmal macht.»

Mit einer Handbewegung winkte er den zwei Soldaten, die den Rechtsanwalt flankierten, ab. Der Rechtsanwalt war freigesprochen. Er schien es aber nicht recht zu begreifen.

«Ich werde den Herrn Leutnant bitten, Ihnen einen Ausgang zu gestatten. Da können Sie mit Ihrer Frau ein Stündchen beisammen sein», sagte der Feldwebel und entfernte sich in Begleitung des Lagerchefs. Sie gingen langsamen Schrittes über den Hof, blieben oft stehen und redeten miteinander, wie zwei Männer, die ein gemeinsames Geschäft zu besorgen haben und im Einverständnis handeln.

Wir blieben in einer freudigen Bestürzung wie angenagelt auf der Stelle. Alle lächelten. Es war ein wehes Lächeln, das alle Gesichter einan-

der ähnlich machte. Alle lächelten, wie man lächelt, wenn man weinen möchte. Kein Wort wurde gesagt. Der Rechtsanwalt, von der Enge der Bewachung befreit, hielt einen schlaffen Arm auf der Schulter des Siebzehnjährigen, und auch sie beide tauschten ein Lächeln aus, in dem Schmerz und Freude so nah beisammen waren wie Tod und Leben. Wir schwiegen und warteten, dass der Rechtsanwalt seine Sprache wiederfände. Er sagte zu dem Siebzehnjährigen: «Dreiunddreissig Jahre meines Lebens war ich ein Verteidiger. Es ist mir schon recht, dass mich ein Schuljunge heraushaut. Ich sehe zwar noch nicht, wie ich alter Junggeselle mir schnell eine Frau verschaffen soll, um sie zu besuchen, wenn mir der Leutnant einen Ausgang bewilligt. Aber das geht mich nichts an. Du wirst schon eine Ausrede finden, mein Lieber ...» Er umarmte den Jungen, dann ging er schnell in die Baracke und fiel auf seine Strohmatten nieder, das Gesicht nach unten.

«Der Feldwebel hat sich korrekt benommen», meinte Steiner. «Korrekt und menschlich», sagte er und blickte in die Runde. «Sehr korrekt und sehr menschlich», wiederholte er in einem gekränkten Ton, als hätte man ihm durch Widerspruch eine unverschämte Beleidigung zugefügt. Es hatte ihm aber keiner von uns widersprochen. –

Wir werden bald sehen, wie schnell diese Worte: «korrekt» und «menschlich», den vorstürmenden deutschen Panzerkolonnen über ganz Frankreich auf dem Fusse folgten.

XXVIII

Indessen war es zwei Uhr geworden, der Himmel über uns war Perlmutter und Azur, eine weisse Sonne schmetterte bleierne Glut auf unser Gefängnis. Und nirgends war die Spur eines Schattens, es sei denn der schmale, dunkelkühle Rasenstreifen an der Mauer, wo sich aber niemand mehr hingetraute. Dort standen jetzt deutsche Wachtposten. Dennoch blieben nur die Kranken in unserer Baracke, weil noch die Hitze des Junitages draussen erträglicher war als die Stickluft in der Baracke.

Die korrekte und menschliche Handlung des Feldwebels wurde – dank Steiner – schnell bekannt und sein Ruhm verbreitete sich im Lager so schnell wie eine Hoffnung. Da es sehr viele Veteranen des Ersten Weltkrieges unter uns gab, wurde die Haltung des Feldwebels dahin gedeutet, dass auch höheren Ortes nichts Schlimmes gegen uns geplant sei, eine Auslegung, gegen die, vorläufig, nichts einzuwenden war. Es kam aber bald eine Nachricht von arger Vorbedeutung: für drei Uhr sei ein Zählappell anbefohlen worden, in Anwesenheit eines Offiziers der Gestapo. Dieses Gerücht hatte alle Wahrscheinlichkeit für sich, denn es war nicht anzunehmen, dass ein Lager von Zivilinternierten auf die Dauer unter militärischer Verwaltung bleiben könnte. Dennoch hielt selbst der stärkste Pessimist in unserem Lager dieses Gerücht für verfrüht. Der Börsenrat meinte: «Natürlich wird eines Tages die Gestapo hier erscheinen. Das ist sicher. Aber heute werden sie nicht kommen. Und morgen auch noch nicht. Die Gestapo hat jetzt Wichtigeres zu tun.»

«Zum Beispiel?» warf einer ein.

«Zum Beispiel die Banken in Paris zu plündern.»

Steiner, der plötzlich wieder unter uns sass, lachte aus vollem Halse und sagte: «Der Doktor Goebbels hat oft behauptet, dass die Juden dumm sind. Schade, dass er unseren Börsenrat nicht kennt. Sie haben ganz recht, Herr Rat. Die Gestapo hat jetzt gewiss weniger Interesse für die Juden als für ihre Bankdepots, bravo!» Es war nicht klar, ob dieses «bravo» dem Börsenrat oder der Gestapo galt. Das heisst, damals war es mir nicht klar, heute weiss ich, wem das Bravo Steiners galt.

Die Trostworte des Börsenrats beruhigten nur einen sehr kleinen Kreis. Dass sie diesem Kreis eine geringe Tröstung bringen konnten, wird vielleicht unglaublich erscheinen, aber es war so. Es gibt Situationen, da man mit sehr winzigen Zeiteinheiten das Leben rechnet, und da macht es schon einen gewaltigen Unterschied, ob man eines Tages um zwei Uhr dreissig damit rechnen muss, dass die Gestapo um drei Uhr ihre Opfer zum Zählappell zusammentreibt, oder ob man noch hoffen kann, dass die Henker erst übermorgen oder gar erst überübermorgen ihre Opfer zählen wollen. Bis übermorgen was kann sich nicht alles ereignen bis überübermorgen! ... Und was hat sich in der Tat bis dahin noch in unserem Konzentrationslager ereignet!

Das Gerücht vom Zählappell vor Gestapo-Offizieren hatte eine Wirkung, die ich nie vergessen werde. Nie hätte ich mir vorstellen können, dass die Insassen dieses Lagers – nach all den überstandenen Aufregungen und Schrecken – noch die Kraft hätten, einen so simultanen Ausdruck der Furcht zu produzieren. Beide Höfe entvölkerten sich wie auf Befehl. Wie an unsichtbaren Schnüren gingen sie in ihre Baracken hinein. Bis zu diesem Tage, ja bis zu dieser Stunde – zwei Uhr dreissig – war es immer so gewesen, dass ein Gerücht die Gefangenen zu Paaren trieb. Es hatten sich in solchen Fällen immer grössere Kreise gebildet, Gruppen, Inseln, nicht selten ganze Versammlungen, die das Gerücht lärmend besprachen und auslegten. Diesmal geschah das Gegenteil. Im Nu waren alle Ansammlungen gesprengt, alle Bindungen zerrissen. Jedermann wich jedermann aus. Jedermann schlich an jedermann vorbei. Keiner konnte keinem in die Augen mehr sehen. Ein dunkler Engel war durch das Lager geschritten und hatte jedermann den Tod ins Gesicht gespuckt. Jedermann trug den Tod in seinen Augen und keiner vermochte den Anblick seines Nächsten zu ertragen. Man schämte sich voreinander. Jedermann wollte einsam sein mit dem Tode wie mit einer Schande. Aber wo soll man Einsamkeit hemehmen in einem Konzentrationslager. Tausend Augenpaare suchten Einsamkeit und kein Auge wusste, wo es seinen Blick hinwenden sollte. –

Plötzlich war ich allein auf dem heissen Rasenplatz. Seit Wochen war ich zum ersten Mal allein. Es war still um mich herum. Eine weisse Sonne brannte. Der Himmel strahlte. Und in seinem hohen Blau trillerte eine Lerche. Es gab also Lerchen hier. Sie werden gewiss täglich getrillert ha-

ben, diese irdischen Sänger mit den hochblauen Stimmen. Wir haben sie nicht gehört. Wir konnten sie nicht hören, weil wir unter ihrem hochblauen Himmel tief in unserer dunklen Hölle sassen – Verzweiflung überkam mich mit der Macht einer Ekstase. Es war eine schwarze Ekstase. Ich war nicht ausserhalb der Zeit, nicht ausserhalb des Raums. Ich war am Ende der Zeit, am Ende des Raums. Ich war am äussersten Ende Europas. In Finistère. Hier stand ein Konzentrationslager am Meer. Ich war am Ende der Zeit. Hitler hat gesiegt. Das war das Ende der Zeit.

Waren wir recht am Ort hier? Hier, in Finistère, wo der französische Dichter «unter jedem Schritt das Ende der antiken und der christlichen Welt» gefühlt hat? Der rechte Ort war es für das Ende. Hier war der Ort, um noch zur rechten Stunde mit der Zeit und mit der Welt an deren Ende zu verenden. Oh, meine Brüder, schämt euch nicht, hier zu sterben. –

Ich ging in die Baracke hinein, weil ich das Trillern der Lerche nicht ertragen konnte. Ich weiss, die Natur in ihrer erhabenen Dummheit wird Lerchen trillern lassen auch über Hitlers Europa. Aber es ist nicht die Zeit, Lerchen trillern zu hören, wenn überall im hohen Himmelblau Hitlers Bomben dröhnen. Es ist zwei Uhr fünfundvierzig, um drei Uhr kommt die Gestapo, und ich will mit einem Fluch auf den Lippen sterben, nicht mit einem Lerchentriller im Ohr. –

In der heissen, stickigen Baracke waren alle – die Slowaken ausgenommen – am hellichten Tag zu Bett gegangen. Sie lagen auf der Strohmatten, viele mit dem Gesicht nach unten, viele mit geschlossenen Augen, manche sassen aufrecht mit wandernden staunenden Augen, einige hatten kleine Stückchen Stroh zwischen den Lippen und sie kauten an dem Stroh, ohne es zu wissen.

Ich ging auch zu Bett. Ich schloss die Augen und sah in klarer Deutlichkeit ein Bild ... In meinem Heimatdorf gab es viele Raben. Sie nisteten in den hohen alten Buchen, die ihre Kronen über einem kleinen verwilderten Teich ausbreiteten. Eines Jahres vermehrten sich die Vögel, denen sonst niemand was zuleide tat, in einer Fülle, dass die Bauern von einer Rabenplage sprachen und sich verabredeten, die Raben zu vertilgen. Eines Sommertags, die Rabenjungen waren längst flügge geworden, streuten die Bauern Gift aus. Und das grosse Sterben der Raben begann. Ich weiss nicht mehr, was es für ein Gift war, es hatte aber eine seltsame Wirkung auf die Vögel.

Sobald ein Rabe von der giftigen Speise gekostet hatte, regte sich in der Kreatur der Nesttrieb. In grosser Eile, als gelte es, das letzte bisschen Leben daranzusetzen, pickte jeder Rabe sei es einen Strohalm, sei es eine Feder, sei es eine Krause trockenen Grases und flog mit der letzten Anstrengung der erlahmenden Schwingen zu den Buchenkronen hoch. Nicht alle erreichten ihre Nester. Vielen versagten die Flügel schon überm Teich, sie fielen klatschend ins Wasser und blieben auf den breiten Blättern der Wassergewächse liegen, eine Feder, einen Grashalm im schwarzen Schnabel. Manche erreichten ihre Nester, und es gab zähe alte Raben, die noch die Kraft hatten, an ihren Nestern mit dem Schnabel zu wühlen, zu picken und zu flechten, ehe sie kopfüber oder bäuchlings oder rücklings in den Tod herabfielen ... Ich war ein Kind von fünf Jahren und hatte vermutlich nicht mehr Mitleid mit der gemordeten Kreatur als die Bauern, und das ist nicht viel. Aber selbst die Bauern waren in ihrer Art erschüttert von diesem eiligen Nisten in letzter Stunde, und ein alter Bauer sagte: «Ja, so ein Rabenvieh will dir auch im eigenen Bett sterben. Wie ein Christenmensch.» –

Es war zehn Minuten vor drei Uhr, als der Befehl kam, die sogenannten Arier von den Juden zu trennen. Unsere, die österreichische Baracke, wurde den Juden, die Baracke der deutschen Internierten den Ariern zugewiesen. Nun musste auch der Börsenrat das Gerücht vom Eintreffen der Gestapo ernst nehmen. Die Einteilung in Juden und Arier sprach die deutliche neudeutsche Sprache.

Dieser Umzug wirbelte in der Baracke die Schmutz- und Staubwolken auf, die wir bei jedem Umzug zu schlucken hatten, aber die üblichen Raufereien um eine Handvoll Stroh blieben aus. Die ersten Reihen der ausziehenden Arier bildeten die Slowaken. Es fiel mir aber auf, dass es selbst unter den Slowaken einige gab, die ihren Abmarsch nicht im Triumph genossen. Unter den übrigen gab es Überraschungen – die aber keinen Juden zu überraschen vermochten es gab ein paar «Arier», die auf ihrem Stroh in der Judenbaracke liegen blieben, weil sie zwar als Christenmenschen, die im Bett sterben wollen, sich als «Arier» aufzuführen pflegten, aber, weil nicht einmal «liegend getauft», jetzt nach den Nürnberger Gesetzen «Juden» geworden waren, liegend neben Juden, die genauso wie die Christenmenschen im Bett oder vielleicht bloss wie die Raben im Nest sterben wollten. In meiner Gruppe aber gab es eine Überraschung in der

verkehrten Richtung: Ein Mann, der auf sein Judentum deutliche Akzente zu setzen pflegte, obgleich er nicht danach gefragt wurde, entpuppte sich als ein «Arier». Es war der Chef unserer Gruppe, der Mann, der mit meiner und Steiners Hilfe zum Chef gewählt worden war. Er war ein braver Kaufmann, er schämte sich jetzt sehr, und er unterliess es nicht, Steiner und mir das Motiv seiner Verstellung mitzuteilen. Es war so unschuldig und so erquicklich wie die Verstellung selbst: er wollte zum Chef unserer Gruppe gewählt werden, und da just diese Gruppe zum «überwältigenden Teil», wie er sich ausdrückte, aus Juden sich zusammensetzte, lag es ihm daran, Steiner und mir «die Wahlpropaganda» zu erleichtern. Wir schieden in Freundschaft, und Steiner meinte: «Wenn der mehr Grüte im Kopf hätte, könnte er das Spiel fortsetzen. Es wäre besser für ihn. Soweit ich informiert bin, wird man alle Arier noch heute nach Deutschland abtransportieren, und für die Juden interessiert sich der Leutnant überhaupt nicht.»

In diesem Moment – und ohne die Folgen zu überlegen – beschloss ich, auf meinem Strohbett in der Judenbaracke zu bleiben. Steiner packte seine Sachen ohne Eile. Als er damit fertig geworden war, sah er mich mit einem langen, fragenden Blick an, stellte aber keine Frage. Mit den eingeübten Griffen eines Bergsteigers schulterte er seinen Rucksack und verabschiedete sich von mir mit den Worten: «Wir bleiben trotzdem in Verbindung. Mein Bett ist in der Suspektenbaracke, gleich beim Eingang in der Ecke links.»

Im Wirbel des Umzugs vergingen die letzten Minuten der dritten Stunde, ohne dass ein Befehl zum Zählappell ergangen wäre. Der Börsenrat kam an mein Bett und sah mich mit einem langen fragenden Blick an, und – wie vorher Steiner – stellte auch er keine Fragen.

«Setzen Sie sich, Herr Rat», sagte ich und wartete eine Weile, ob er nicht doch auf mein Verbleiben in der Judenbaracke anspielen würde. Er setzte sich und schwieg erst eine Zeit. Dann sagte er laut in seiner sarkastischen Art: «Eines hat sich wenigstens in Erwartung der Gestapo hier geändert: die Leute raufen nicht mehr um ein bisschen Stroh.»

Uns gegenüber, auf der Stelle, wo ein Slowake sein Bett gehabt hatte, richtete sich ein fremder Mann ein, den ich noch nie gesehen hatte. Als er die Äusserung des Börsenrats vernommen hatte, unterbrach er seine Ar-

beit an der Strohstreu, sah zu uns mit grossen, kummervollen Augen herüber und sagte zum Börsenrat: «Warten Sie ab. Es wird sich darin nichts ändern. Ich war sechzehn Monate in Dachau.» Dann setzte er seine Arbeit fort, und nachdem er seine Decke über dem Schmutzstroh ausgebreitet und geglättet hatte, legte er sich hin und ruhte mit geschlossenen Augen. Er war fünfundfünfzig Jahre alt, klein, rundlich und weich, sein Gesicht in schwere Falten zerteilt, die Backen mit schwarzen und grauen Stoppeln bewachsen, sein Anzug war voller Flecke und Risse, seine Schuhe waren verdorrt, sein Hemd vergilbt. Dennoch sah er nicht wie ein verwehrter Mann aus, sondern etwa wie ein Schauspieler, der die Rolle eines Verwehrten und Verkommenen zu spielen hat und eigentlich sauber in seinen verschmutzten Kleidern steckt.

«Wollen Sie damit sagen, dass die Leute in Dachau sich auch um eine Handvoll Schmutzstroh gestritten haben?» fragte der Börsenrat; seine Stimme war sehr weich. Der fremde Mann hob seinen Kopf, nickte uns wie ein Schwerkranker, dem es nicht leichtfällt, die Augenlider zu öffnen, eine stumme Bejahung zu, bettete seinen Kopf wieder behutsam auf sein Stroh und gab keine weitere Auskunft.

Schlag drei Uhr kam Cukiersky. Er war die ganze Zeit unten beim Eingangstor gestanden und hatte «die Bewegungen der motorisierten Kolonne» im Dorf beobachtet. Das Gerücht vom Eintreffen der Gestapo-Offiziere hatte ihn offenbar nicht erschreckt. Wie immer sah Cukiersky auch jetzt so aus, als sei er eben aus einem tiefen schwitzigen Schlaf erwacht. Seine schwarzen Augenbälle erglänzten, die Lider waren entzündet, sein krauses Haar verworren, seine Backen gerötet, seine Lippen feucht.

«Kommen Sie hinaus, Herr Doktor», forderte er mich gleich auf. «Ich will Ihnen etwas zeigen. Was hat das für einen Sinn, in diesem Staub da herumzuliegen? Die Gestapo wird Sie auch hier finden.»

Wir gingen hinaus. Beide Höfe waren noch immer menschenleer, im ersten Hof standen die französischen Soldaten in einer Ecke zusammengedrängt, von deutschen Soldaten scharf bewacht. Ein paar Internierte gingen umher, einzelne Traumwandler in glühender Hitze, der Sonne nicht achtend, vom Himmel angezogen, von der Erde abgestossen, wie flugbereit sahen sie aus.

«Ich hab' nicht gewusst, dass es auf einmal eine arische Baracke geworden ist», sagte Cukiersky, «und ich ging hinein. Da ist mir gleich was aufgefallen.»

Obgleich ich vermutete, dass etwas Närrisches dabei herauskommen würde, ging ich gern mit Cukiersky. Es war mir geradezu körperlich angenehm, neben ihm zu sein. Wie die reinste Unschuld ging dieses dicke Kind durch eine Welt von Blut und Schmutz und Gewalt. Aber sein unbefleckter Geist produzierte verblüffende Gedanken. Furchtlos war er und närrisch und aufrecht, auch in der Stunde, da wir alle vergiftete Raben waren ...

«Wenn Sie nichts dagegen haben, nehmen wir den Morgenroth mit», sagte Cukiersky und deutete mit ausgestreckter Hand auf einen Traumwandler hin, der eben, ohne uns zu beobachten, unsern Weg kreuzte.

«Wenn er nichts dagegen hat», sagte ich, «mir ist es recht.»

Ohne erst meine Antwort abzuwarten, hatte Cukiersky indessen den Traumwandler gestellt und eingefangen. Wortlos gingen wir nun zu dritt. Cukiersky führte und wir folgten ihm schweigend, wie zwei Erwachsene einem Kind in einen Garten folgen, wo es ein geheimes Vogelnest entdeckt hat.

Vor dem Eingang zur Baracke der «Arier» machte Cukiersky halt und sagte: «Ich will Ihnen gleich hier meine Entdeckung mitteilen. Dann gehen wir hinein, und da wollen wir sehen, ob Sie meine Beobachtung bestätigen werden oder nicht.»

«Ich bestätige gern Ihre Beobachtung», sagte Morgenroth, «aber hineingehen werde ich lieber nicht.»

«Warum?» fragte Cukiersky. «Ist es denn verboten, da hineinzugehen?»

«Noch nicht», sagte Morgenroth. «Aber ich kann noch einen Tag oder zwei leben, ohne den Weissbestrumpften und die übrigen Nazis zu sehen.»

«Es sind doch nicht alle plötzlich Nazis geworden, weil man sie von den Juden getrennt hat», sagte Cukiersky.

«Noch nicht», sagte Morgenroth. «Und ich habe selbst da drinnen ein paar Freunde, für die ich die Hand ins Feuer lege. Aber ich möchte erst sehen, ob sie mich in der Judenbaracke besuchen werden.»

«Ich verstehe», sagte Cukiersky. «Sie haben recht. Ich bin vor einer Viertelstunde hineingegangen, ich hatte keine Ahnung von der neuen Einteilung. Ich wollte einen Freund aufsuchen, fand einen mir unbekanntem Mann auf seinem Bett und fragte. Da trat der Weissbestrumpfte an mich heran und sagte: ‚Der Jud‘ ist weg. Alle Juden sind weg. Sie sind ein Jud‘. Schauen Sie, dass Sie wegkommen.‘ Ich hab‘ mich umgesehen, und ich hab‘ gestaunt. In der Baracke waren jetzt lauter ‚Arier‘, aber es ging gar nicht so ‚arisch‘ zu da drinnen. Die Physiognomien, ja – wenn der Weissbestrumpfte mich nicht so freundlich aufmerksam gemacht hätte, dass da lauter ‚Arier‘ lagerten, ich hätte sie alle für verschreckte, besorgte, bestürzte jüdische Gesichter gehalten.»

«Wie denn?» fragte ich. «Haben sich ihre Nasen verändert?»

«Wenn Sie die Juden an ihren Nasen erkennen wollen», antwortete mir Cukiersky, sah aber dabei nicht mich, sondern Morgenroth an, und er war so erfreut wie ich betroffen, als Morgenroth uns beiden den Rücken kehrte und schnell in die Baracke der «Arier» eintrat. Wir folgten ihm in einem Abstand, um zu dritt nicht aufzufallen, und Cukiersky tat sich augenscheinlichen Zwang an, um Stillschweigen zu bewahren und mit keinem Wort unsere Beobachtungen in seinem Sinne zu lenken. Sei es nun, dass die einleitende Mitteilung Cukierskys mich für seine Entdeckung voreingenommen hatte, sei es, dass meine mangelhafte Erfahrung auf dem recht unsoliden Gebiet einer «vergleichenden Physiognomik» daran schuld war: als wir wieder draussen waren, hätte ich mich auf keine Diskussion mit Cukiersky mehr eingelassen, gerne zugegeben, dass ich seine Meinung teile, und ihn zu seiner verblüffenden Entdeckung beglückwünscht. Allein, Morgenroth liess uns vorerst keine Zeit dazu. Mit einem Ernst, der das Kind Cukiersky geradezu beglückte, forderte er uns auf, auch die Suspektenbaracke zu besichtigen. Hier fanden wir Steiner, der sozusagen als Zimmerkommandant auftrat und uns ein herzliches Willkommen bot. Nun fiel es mir auf, dass Steiner nicht gerade als eine Bestätigung der Theorie Cukierskys angesehen werden konnte. Sein Gesicht war völlig unverändert. Heiter war er, unbekümmert und – was er sonst nie gewesen war – ironisch. Hier waren auch die Slowaken. Da sprachen vierzig Bauerngesichter gegen Cukierskys Physiognomik slowakisch ... Andererseits aber war hier auch der exjüdische Chef meiner Gruppe, und

seine Physiognomie gab Cukiersky mehr zu, als ihm Steiner wegnahm. Er war ein Hüne von Gestalt, mein gewesener Gruppenchef, seine Augen waren blau, sein Haar eher licht, aber ich habe in Maramaros-Sziget jüdische Pferdehändler gesehen, die ihm ähnlich waren und weniger «jüdisch» aussahen als mein Ex-Chef an diesem Tage. An den Slowaken ging ich schneller vorbei als Cukiersky und Morgenroth, die gerade in dieser Ecke der Baracke länger stehenblieben. Ich kehrte indessen zu Steiner zurück, der sich nah der Tür auf einem hervorragenden Strohhaufen eingerichtet hatte.

«Wie Sie sehen», sagte Steiner, «haben die Arier nicht weniger Angst vor der Gestapo als die Juden. Dabei ist es jetzt sicher, dass kein Gestapo-Offizier heute herkommt. Ich hab' es ihnen gesagt, aber sie liegen da wie die abgeschlachteten Kälber. Der Appell wird erst um vier Uhr stattfinden. Der Leutnant ist zum Kommando gefahren, um Instruktionen einzuholen, alles andere ist reiner Quatsch.»

«Und wer hat die Einteilung in Juden und Arier angeordnet?» fragte ich.

«Angewiesen hat die Einteilung der Leutnant. Er hat es aber – ob Sie es glauben wollen oder nicht – sehr ungern getan.»

«Auf höheren Befehl also», meinte ich.

«Eben nicht!» rief Steiner laut aus; zu laut, wie es mir schien. «Nicht auf höheren Befehl! Auf einen niedrigen Antrag! Auf ein sehr niedriges Verlangen! Wissen Sie, wer diese Einteilung verlangt hat? Unsere Arier! Die arischen Internierten! Die haben es nicht mehr aushalten können, mit den Juden in einer Baracke zu liegen! So ist es, Herr Doktor. Sie sind ein grosser Menschenkenner, aber auch Sie werden noch zulernen müssen. Ich kann es leider nicht so machen wie Sie. Sie sind in einem Ort geboren, der jetzt von den Russen besetzt ist, kein Mensch wird Ihnen beweisen können, was Sie sind. Ich aber, ich bin in München geboren, und ich kann es nicht leugnen, ein Arier zu sein, weil man mir sehr leicht beweisen kann, dass ich gelogen habe.»

«Sie sind in *München* geboren, Herr Steiner? Sie haben immer Wien als Ihren Geburtsort angegeben. Sogar vor den französischen Behörden.»

–

Steiner trat ein, zwei Schritt zurück, kniete auf seinem Strohbett nieder und machte sich mit übertriebener Pedanterie daran zu schaffen. Er lo-

ckerte das Stroh, glättete es, ebnete es, richtete die Ecken der Decke aus, und es gelang ihm nicht, zu einem befriedigenden Ende damit zu kommen. Ich wartete geduldig und rührte mich nicht vom Fleck. Auf einmal riss es ihn hoch. Mit feuerrotem Gesicht stand er eine Weile schweigend vor mir; seine Augen waren auf das Bett gesenkt, als hätte er im Stroh etwas verloren, das er nicht aufzugeben gedenke. Dann hob er seinen Kopf, erhob seine Augen und sagte mit leiser, aber durchaus ruhiger Stimme: «Ich bin in München geboren. In Wien hab' ich nur ein paar Jahre gelebt, aber ein Wiener bin ich nicht. Ich bin auch kein Österreicher. Und ich heiße nicht Steiner. So. Jetzt wissen Sie es. Ist das genug?»

«Ja», wollte ich sagen, ich brachte aber nur einen heiseren, gequetschten Laut hervor.

«Es ist genug. Es ist aber noch nicht alles. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen. Nach dem Appell wird sich vielleicht eine Gelegenheit finden. Oder auch nicht. Sie brauchen aber nicht so entsetzt zu sein. Dazu ist gar kein Grund. Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. *Sie* nicht.» –

Indessen hatten Cukiersky und Morgenroth ihre physiognomischen Beobachtungen abgeschlossen, und sie waren bereits auf dem Weg zur Ausgangstür.

«Da sind Ihre Freunde», sagte Steiner. «Es liegt mir jetzt wenig daran, mein Inkognito zu bewahren. Ich rate Ihnen aber, Ihren Freunden keine Mitteilungen zu machen. Noch nicht. Wegen der Falschmeldung hab' ich vor den Franzosen keine Angst. Die sind hin. Ob sie noch ein paar Tage an der Loire kämpfen oder nicht, ist nicht wichtig. Die sind hin. Sehen Sie die Kerle dort?» Er wies auf das Häuflein der gefangenen französischen Soldaten, die wir durch die offene Tür sehen konnten. «Sehen Sie die Wassertonne dort? Bis heute haben wir das Kochwasser für uns und für die Herren Franzosen schleppen müssen – heute werden die Bretonen für uns die Wassertonne den Berg herauf schleppen, für die Arier. Und für die Juden auch! Das werde ich den Kerlen besorgen! So wahr ich nicht Steiner heiße! Und jetzt auf Wiedersehen nach dem Appell. Ich hab' mit Ihnen noch zu reden. Just mit Ihnen und keinem anderen.» –

XXIX

In einer Betäubung folgte ich der Aufforderung – oder sollte ich besser sagen: dem Befehl? – Steiners und schloss mich Morgenroth und Cukiersky an. Ich ging auf Taumelbeinen neben ihnen, ich hörte sie reden, ich wusste, wovon sie redeten, und verstand nicht, was sie sagten. Trotz äusserster Selbstbeherrschung konnte ich meinen Zustand der immerwachen Menschenfreundlichkeit Cukierskys nicht lange verbergen.

«Was ist Ihnen passiert? Ist Ihnen nicht gut? Haben Sie was Neues gehört?» Wie immer fand Cukiersky auch diesmal den treffendsten Ausdruck. Was konnte uns Übleres geschehen als: was Neues hören ...?

«Es ist nichts», beruhigte ich ihn. «Es war so entsetzlich heiss in der Suspektenbaracke.»

«Sie fangen auch schon an», mischte sich Morgenroth ein, in seiner erzwungenen Leichtigkeit, die ich nicht immer gut vertrug, für die ich ihm aber in diesem Augenblick dankbar sein musste, «Sie fangen auch schon an, jüdisch auszusehen?»

Es fiel mir nun auf, dass es auch Morgenroth mit dem lieben Cukiersky so erging wie mir und allen anderen: Cukierskys närrische Weisheit entzückte ihn, und doch vermochte auch er ihn nicht völlig ernst zu nehmen. Die Klugheit, weil sie höllentief unter der Weisheit steht, dünkt sich ihr himmelhoch überlegen.

«Doktor Petrykowsky verbirgt sich hinter seinem sarmatischen Schnurrbart», sagte Cukiersky. «Wer weiss, was dahintersteckt?»

«Wieso?» fragte ich. «Erkennt man den Juden am Ende an seiner Oberlippe?» Ich fragte, weil es mir lieber war zu fragen, als gefragt zu werden. Steiner hatte mir zwar bloss geraten, nichts weiterzugeben, ich glaubte aber, vorläufig besser zu schweigen.

«An der Oberlippe oder am Mund kann man den Juden erkennen. Oder auch nicht. Jedenfalls nicht an der Nase. Am besten, am sichersten noch an den Augen. Denn es handelt sich da nicht um ein körperliches, sondern um ein psychisches Phänomen –»

Cukiersky sprach zu seinem Thema in diesem Sinne weiter, ich kann mich aber seiner Gedankengänge leider nicht mehr klar genaug erinnern.

Morgenroth hörte ihm sehr aufmerksam zu, ermahnte uns aber nach einer Weile, nicht in der Sonne stehenzubleiben, in Rücksicht auf mein augenscheinlich schlechtes Befinden. Um diese Stunde des Nachmittags gab es bereits einen Streifen kühlen Schattens hinter der Marodenbude, es war durchaus möglich, dass er heute ausnahmsweise noch nicht ganz besetzt war.

Wir fanden das Plätzchen leer, und der Schatten war schon mehr eine Tafel als ein Streifen. Als wir der Kühle nähertraten, rief uns der Wachtposten mit preussischer Hochstimme scharf an: «An der Mauer stehen verboten!»

«Wir wollen nicht stehen», sagte Cukiersky in seiner kindlichen Art. «Wir wollen da im Schatten ein bisschen sitzen.»

«Sitzen: ja! Liegen: ja! Nur nicht stehen», sagte darauf der Preusse, und – so unerheblich es war, ob wir an diesem Nachmittag eine halbe Stunde im Schatten sitzen durften oder nicht – in diesem Moment hätte ich Cukiersky in meine Arme genommen und in aller Zärtlichkeit an mein Herz gedrückt. Morgenroth hatte offenbar dieselbe Anwandlung, denn schon sitzend, vermochte er nicht seine verliebten Augen von Cukiersky abzuwenden, und als er es dann getan und unsere Blicke sich hinter dem Rücken Cukierskys trafen, nickten wir uns im innigsten Einverständnis zu wie zwei trostlose Eltern, die über einen gelungenen Scherz ihres Kindes für einen Moment ihr Unglück vergessen.

«Was ist?» fragte Cukiersky in aller Unschuld. «Hab' ich es nicht gut gemacht?»

«Sehr gut, Lieber», sagte ich. «Sehr gut haben Sie es gemacht. Gott segne Sie.»

«Insofern Er es nicht schon getan hat», sagte Morgenroth.

«Reden Sie nicht so gläubig, Herr Morgenroth. Man wird recht traurig, wenn man *Sie* so reden hört. Sagen Sie uns lieber, was Sie von meiner Entdeckung halten.»

Anstatt einer Antwort deutete Morgenroth stumm auf den Wachsoldaten, der in seinem Marionettenschritt der Mauer entlang in regulärem Zeitmass hin- und herging, sich uns näherte, kehrtmachte, sich entfernte.

«Das ist ein netter Junge», sagte Cukiersky, «der wird sicher nicht zuhören. Was hätte er schon davon? Einen Berliner Juden von einem Preussen zu unterscheiden, wird er ja doch nie lernen.»

«Liegt Ihnen gar soviel an meiner Meinung, Cukiersky?»

«Ja. Es liegt mir viel an Ihrer Meinung», sagte Cukiersky.

«Und an Ihrer auch», wandte er sich an mich.

«Wenn Ihnen gar soviel daran liegt, werde ich, anstatt meine Meinung zu sagen, Ihnen lieber was erzählen. Wenn man so am Boden liegt wie wir hier, ist es leichter, was zu erzählen, als zu denken und eine Meinung zu haben.»

«Beim Erzählen tun Sie nicht auch denken, Herr Morgenroth?» wollte Cukiersky wissen.

«Nein, wie Sie gleich sehen werden. Ich werde nicht einmal richtig erzählen. Ich werde bloss zitieren. Ich werde einen Mann zitieren, der eine ähnliche Beobachtung gemacht hat wie Sie, einen Mann, der sich von Ihnen und von mir naturgemäss bei Weitem stärker unterscheiden sollte als diese billigen ‚Arier‘ in unserem Lager, der aber in aller Öffentlichkeit ein Bekenntnis abgelegt hat, das Ihre Beobachtungen, lieber Cukiersky, in einem klaren Licht erscheinen lässt. Ein russischer Fürst, sein Name wird mir vielleicht später noch einfallen – hat vor einigen Jahren ein merkwürdiges Geständnis aufgeschrieben und in einer Tageszeitung veröffentlicht. Er sagt darin etwa Folgendes – mein Gedächtnis hat im Konzentrationslager ebenso gelitten wie Ihres, Doktor Petrykowsky, wie Ihres auch vielleicht, Cukiersky? –»

«Ich glaube nicht», sagte Cukiersky. «Wir haben schon einmal darüber gesprochen.»

«... Nun, auch mit vermindertem Gedächtnis kann ich mich des Inhalts jenes merkwürdigen Zeitungsartikels gut erinnern. – Der Fürst sagt da: ‚Im alten Russland des Zaren habe ich nicht viele Juden gekannt, und ich hab’ mich auch nicht um sie gekümmert. Wenn in Gesellschaft von Juden die Rede war und Nachteiliges über sie gesagt wurde, tat ich, wie es damals die Mode war, gedankenlos mit. Wenn man mich gefragt hätte, ob ich ein Antisemit sei, so hätte ich wahrscheinlich ja gesagt. Hätte man mich weiter gefragt, warum ich ein Antisemit sei, so hätte ich geantwortet, dass mir die echtjüdischen Eigenschaften, die ich bei den mir bekannten Juden festgestellt habe, zuwider sind. Welche Eigenschaften waren es aber, die ich als echtjüdische nicht leiden mochte? Der Verfolgungswahn der Juden, ihre Neigung, alles zu bekritteln, ihren scharfen Witz, ihre Ironie, die sie gegen sich selbst und ihr Schicksal kehren, ihr familiäres Be-

nehmen, ihre Hast. Und so weiter und so weiter. Nun, nach achtzehn Jahren in der Emigration bin ich in der Lage, alle diese 'echtjüdischen Eigenschaften' bei mir selbst zu entdecken. So bin ich im reifen Alter zur Erkenntnis gekommen, dass jene 'echtjüdischen' Eigenschaften gar keine jüdischen Eigenschaften sind. Es sind Eigenschaften von rechtlosen, bedrückten, gehetzten, gedemütigten Menschen. Es sind dies Eigenschaften von Emigranten. Ich habe diese Eigenschaften nicht nur bei mir, sondern bei allen meinen russischen Freunden gefunden, die gleich mir in der Verbannung ihr gehetztes Leben führen – Das ist das Bekenntnis eines russischen Fürsten. Leider kann ich mich seines Namens nicht erinnern. Ich weiss aber, dass ein bedeutender Name über diesem Bekenntnis gedruckt stand. Es war keiner von jenen kirgisischen oder georgischen Fürstlichkeiten, die als Eintänzer, Croupiers, Kellner und Heiratsschwindler in aller Welt vorkommen oder in USA als Gatten von Millionärinnen und Filmweibern der amerikanischen Society ihren exotischen Glanz verleihen. Es war ein grosser historischer Name wie Dolgoruki oder Wolkonski über dem Bekenntnis zu lesen, und der Verfasser des Bekenntnisses hat seinen edlen Namen nicht an die meistbietende Gans verhandelt. Der Fürst ist ein Gelehrter von Ruf, ein Philologe, wenn ich nicht irre, und hat eine Professur an der Universität in Wien oder in Budapest →»

«Sie glauben, dass der Fürst mir recht geben würde?» fragte Cukiersky.

«Ich bedauere es, Ihnen sagen zu müssen, dass der russische Fürst Ihnen zuvorgekommen ist, Cukiersky. Und er ist im Grunde viel weiter gegangen als Sie. Bedenken Sie, wieviel besser die Situation der russischen Emigranten war, wenn sie das Jahr 1918 mit 1938 vergleichen. Den russischen Emigranten stand die ganze Welt offen. Da gab es keine Visasperrre in Europa und keine Quota in USA. Selbst die deutschen Emigranten hatten es noch zwischen den Jahren 1933 und 1939 nicht so schwer, eine Zufluchtsstätte und sogar noch Arbeit zu finden. Wie so manche geschichtliche Katastrophe hat auch die wahre Emigrantenhatz mit dem Fall Österreichs begonnen. Die Russen sind noch heute die glücklichsten Emigranten der Welt. Der fürstliche Emigrant würde zu staunen haben, wenn unser Freund Petrykowsky ihm in russischer Sprache erzählte, was die Pariser Polizeipräfektur mit ihm getrieben hat, ein Jahr noch vor dem

Ausbruch des Krieges. Der Fürst hat achtzehn Jahre gebraucht, um die echtjüdischen Eigenschaften zu attrappieren, nicht weil er als ein Fürst und als ein bedeutender Gelehrter die Emigration erlebt hat, sondern weil er ein russischer Emigrant ist. Haben Sie, Cukiersky, im Stade Buffalo, den Grafen gekannt, der sein Bett neben meinem hatte? Nein? Sie vielleicht, Herr Petrykowsky? Ja? Nun, Sie werden zugeben, dass dieser Graf, ein echter Edelmann in jeder Hinsicht, sich in sehr kurzer Zeit ein paar von jenen jüdischen Eigenschaften zugezogen hat, die der Fürst aufzählt, und obendrein noch eine andere dazu, die ich selbst nicht nur für eine echtjüdische, sondern für eine echt ostjüdische Eigenschaft gehalten habe: das Schnorren. Das ist grob aber wahr, und durchaus nicht trauriger als die Ihnen, meine Herren, vielleicht unbekannte Tatsache, dass ich selbst, der ich im Alter von vierzehn Jahren nicht nur für mich, sondern auch für meine Mutter das Auskommen verdiente, als Emigrant in Paris nach guter literarisch-jüdischer Tradition bei Rothschilds geschnorrt habe, und das mit Erfolg. Sind Sie damit zufrieden, Cukiersky?»

«Sie geben also zu», insistierte Cukiersky, «dass diese ‚Arier‘ da schon beträchtlich jüdisch aussehen?»

«Ohne Weiteres», sagte Morgenroth. «Und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben.»

«Wie, meine Herren, wie sieht man also aus, wenn man anfängt jüdisch auszusehen?» fragte ich.

«Darf ich noch darauf antworten, Cukiersky?» fragte Morgenroth.

«Gewiss. Wer denn sonst?» sagte Cukiersky.

«Man fängt an, so auszusehen, wie ein Mensch aussieht, der in der Hölle war, die nicht Gott, sondern die Menschen eingerichtet haben ...»

Nach einer Weile des Schweigens sagte ich: «Ich bin in der Judenbaracke geblieben, weil mir Steiner gesagt hat, dass man die ‚Arier‘ sehr bald nach Deutschland zurückschicken würde. Was sie mit den Juden anstellen werden, weiss man zwar noch nicht, aber die Aussicht, Deutschland nicht wiederzusehen, ist auf alle Fälle verlockend.»

«Wenn Sie sich einen Vorteil davon versprechen», sagte Morgenroth, «so rate ich Ihnen, die Judenbaracke sofort zu verlassen. Das ist ja heller Wahnsinn.»

«Er soll in der Judenbaracke bleiben», sagte Cukiersky. Er sprach leise, in seine eigenen Gedanken versponnen und als spräche er von einem Abwesenden. «Er soll nur in der Judenbaracke bleiben», wiederholte er. Auf einmal brach er in Gelächter aus. Es war kein bitteres, kein höhnisches Lachen. Es war eine klare, ungetrübte Heiterkeit, in dieser Situation um so unheimlicher anzuhören.

«Dieser Massenmörder», flüsterte er uns zu, als befürchtete er, der Wachtposten könnte ihn hören, «dieser Auswurf eines Wiener Nachtasyls, dieser Führer und Kanzler des deutschen Volks zog aus, die Juden zu vertilgen. Wie es in der Haggada heisst: ‚In jeder Generation steht einer gegen uns auf, uns zu vernichtens Er wird sicher Hunderttausende, vielleicht Millionen Juden morden. Aber dieser Mörder merkt gar nicht, dass er selbst mehr Juden macht, als er morden kann. Der Troglodyt hat ja bald alle Völker Europas zu Juden gemacht... Er hat nicht gesiegt. Er wird nicht siegen. Noch hängt er nicht, der Haman ... Wir werden ihn hängen ... Bleiben Sie mit uns. Wir sind jetzt Hundertmillionen. Und täglich wachsen uns neue Millionen hinzu!« Und er lachte sein kindliches, herzliches Gelächter.

Da rief der Wachtposten uns an: «Nanu?? Geht es Ihnen so gut? Der Herr Leutnant kommt!» –

XXX

Wir erhoben uns schnell und eilten zur Mitte des Rasenplatzes, wo man Ausblick auf den ersten Hof hatte. Wir sahen den Leutnant kommen. Gestapo war nicht bei ihm. Der Leutnant war in Begleitung eines Unteroffiziers. Als sie näherkamen, erkannten wir auch den Unteroffizier. Es war der Feldweibel, der den Fluchtversuch des Doktor W. so korrekt und menschlich behandelt hatte. Der Leutnant war klein von Wuchs, neben dem wuchtigen Feldweibel sah er wie ein Schuljunge aus. Wie es bei Offizieren von kleinem Wuchs immer der Fall ist, übertrieb er die Forscheit seines Auftretens. Der kleine Mann schien von Energie zum Platzen voll zu sein. Sein Schritt war geschneilt, seine Gesten chargiert. Als er auf der Höhe der Suspektenbaracke angekommen war, machte er ein behendes Kehrt-euch und sah zum Eingangstor hinab. Wie auf ein Kommando folgten alle Augen der Blickrichtung des Leutnants, und die Gefangenen, die indessen aus allen Türen aller Baracken herausgestürzt kamen, sahen es auf einmal: zwei deutsche Soldaten waren damit beschäftigt, die Fahne des Roten Kreuzes wieder überm Eingangstor hochzuziehen ... Als sie damit fertig geworden waren, wandte sich der Leutnant in seiner schneidigen Art wieder um, und wir sahen gleich, dass er nicht mehr so blutjung war, wie er von der Ferne ausgesehen hatte. Er war etwa dreissig Jahre alt, und die Veteranen des Weltkriegs I unter uns drückten gleich ihre Vermutung aus, dass wir es nicht mit einem aktiven, sondern mit einem Leutnant in der Reserve zu tun hätten. Da es aber ein Leutnant der deutschen Armee sei, meinten die Kenner, so wäre das eher schlimmer für uns, weil ja doch ein Leutnant in der Reserve eher ein Nazi sein mochte als ein aktiver. Die alte Legende von der preussischen Armee, die im gegebenen Moment es dem Hitler schon zeigen würde, hatte also die Emigranten bis ans Ende der Alten Welt begleitet, bis nach Finistère. Und es darf angenommen werden, dass diejenigen Glücklichen, die sich in die Neue Welt hinüberretten konnten, diesen Glauben ihrer Väter noch ihren Kindeskindern überliefern werden.

Was immer er gewesen sein mochte, der Leutnant war ein umgänglicher Mann. Er hatte ein schmales knochiges Gesicht, das bereit war, in je-

dem Augenblick sich in Lachfalten aufzulockern, eine gutmütige Stimme, die man leichter bei einem deutschen Provinzkomiker als bei einem Leutnant finden wird. Nur in dem Stich- und Hieb-Blick des frostsprühenden Blauaug's prahlte mit Glanz der Preusse. Er ist ein Berliner, sagten unsere Berliner, nachdem der Leutnant seinen Mund geöffnet und den ersten Satz gesprochen hatte. Der erste Satz war schon ein Witz. Und dann jagte – wie es auf gut preussisch heisst – ein Witz den andern.

«So», sprach der Leutnant, und eine drastisch-komische Geste unterstrich den ersten Witz gegen die Fahne des Roten Kreuzes, «jetzt werden sich die Neuschweizer hier wieder zu Haus fühlen ...»

Obwohl in diesem Augenblick noch kein Mensch diesen Witz verstehen konnte, gab es recht viele beherzte Lacher in dem Kreis der Internierten, die in Erwartung des Appells in Scharen herbeigeeilt kamen. Die gefangenen französischen Soldaten horchten in ihrer Ecke auf. Wenn ein Leutnant Witze macht, möchte jeder Soldat gern lachen. Im nächsten Augenblick klärte sich der Witz durch Wiederholung von selbst auf.

«Ist die Einteilung des Lagers in Arier und Neuschweizer durchgeführt?» erkundigte sich der Leutnant beim Feldwebel.

«Jawohl, Herr Leutnant», antwortete der Feldwebel.

Jetzt verstanden die Arier. Und ein dröhnender Ausbruch der arischen Heiterkeit dankte dem Leutnant.

«Was die Einteilung in Arier und Neuschweizer anlangt, lege ich Wert darauf, zu betonen, dass diese Einteilung sowohl meinem Kommandanten als mir persönlich so gut wie egal ist. Es sind die Arier hier, die eine Absonderung verlangten. Sie haben es rein nicht mehr ertragen können, mit den Neuschweizern beisammen zu sein, die Herren Arier. Bis heute zwei Uhr ging es noch einigermaßen. Aber heute Schlag zwei konnten sie einfach nicht weiter. Ich sage das nur, damit sich namentlich die reiferen alten Herren hier noch rechtzeitig ein richtiges Bild machen von der sogenannten Kameradschaft unter Leidensgenossen. Die Jugend, das weiss ich ja aus eigener Erfahrung, macht sich gewiss auch auf diesem Gebiete keine Illusionen mehr heutzutage.»

Obwohl der Leutnant zwischen den einzelnen Sätzen längere Kunstpausen eingehalten hatte, um den Lachern Platz zu schaffen, lachte jetzt nur eine Stimme. Der Solist war der Weissbestrumpfte.

Was in seinem Mostschädel vorgegangen sein mag, wird ein kompliziertes psychiatrisches Problem bleiben. Die Abfuhr, die er sich beim Unteroffizier geholt hatte, dürfte ihn um den Rest seines Verstandes gebracht haben. Plötzlich, wie aus der Pistole geschossen, stürzte er vor, schlug vor dem Leutnant die Hacken zusammen, und seine hohe, dünne Stimme krächte im Triumph: «Herr Leutnant! Ich melde mich gehorsamst zum Dienst mit der Waffe in der deutschen Wehrmacht!»

Der Leutnant war um einen Kopf kleiner als der Weissbestrumpfte. Um ihn mit verächtlichen Blicken zu messen, musste der Leutnant einen Abstand gewinnen. Er tat es, indem er wie ein Spassmacher auf der Bühne von dem Zudringlichen ein paar Schritte zurückprallte; dann schätzte er ihn nach Augenmass ab und forderte ihn mit sanfter Stimme auf: «Sagen Sie das noch einmal. Bitte.»

«Herr Leutnant!» krächte der Weissbestrumpfte noch einmal wie im Rausch. «Ich melde mich gehorsamst zum Dienste mit der Waffe in der deutschen Wehrmacht.»

«Auf Sie haben wir gewartet», sagte darauf ganz trocken der Leutnant. Und mit einem Seitenblick zum Feldwebel: «Auf ihn haben wir gewartet, nicht wahr? Ohne ihn hätten wir nicht gesiegt, nicht wahr? Ohne ihn hätten wir ja gar nicht siegen können, nicht wahr?»

Wenn die Juden jetzt gelacht hätten, hätte ich mitgetan. Denn diesen Weissbestrumpften hasste ich mit einem geradezu dramatischen Hass. Es lachte aber diesmal keiner. Der Feldwebel, der neben dem Leutnant stand wie ein erfahrener Verwalter neben seinem jungen Gutsbesitzer: in mustergültiger Subordination und in fachlicher Überlegenheit zugleich, sagte halblaut aber hörbar dem Leutnant ein: «Ein Deserteur. Wird hier nicht der einzige Fall sein ...»

«Ihr Fall wird genau untersucht werden. Darauf können Sie sich verlassen», entschied der Leutnant, und leichenblass wankte der Weissbestrumpfte zu dem Arierhaufen zurück. Ich habe diesen Auslandsdeutschen nie wiedergesehen. Die Leichenblässe seiner Kleinbürgervisage aber ist mir in immerfrischer Erinnerung geblieben. Und sooft ich ihn mir als erschossenen Deserteur vorstelle, schmeichele ich mir, nicht die geringste menschliche Regung dabei zu empfinden.

«Nun könnte man die Volksversammlung einberufen», sagte der Leutnant zum Feldwebel. Das war der Befehl zum Appell. Der Feldwebel er-

kündigte sich bei den nächststehenden Internierten, auf welchem Platz im Lager der französische Kommandant den Appell abgehalten habe. Der angeredete Internierte zeigte auf den Rasenplatz vor der Baracke der Österreicher.

«Nee», sagte der Leutnant. «Das ist das Gebiet der Neuschweizer. Das kann man den Ariern nicht zumuten. Machen wir es gleich hier ab.»

Das sind private Scherze, dachten wir. Beim Appell wird gewiss ein ganz anderer Ton kommen. Es war aber nicht so. Der Leutnant hielt den jokosen Ton durch. Das Wort «Jude» kam kein einziges Mal über seine Lippen. Das Rote Kreuz überm Eingangstor und die Meldung des französischen Arztes, der Kommandant habe das Lager unter den Schutz der Genfer Konvention gestellt, erheiterte den Preussen dermassen, dass er über seinen Witz von den «Neuschweizern» nicht hinwegkonnte. Nur einmal, in seiner grossen Rede, als er die Arier als Bürger des Dritten Reiches apostrophierte, sprach er von den Juden als von «den Herren, die nach dem heutigen deutschen Recht keine Staatsbürger, sondern bloss Staatsangehörige» wären. In solche Unkosten stürzte sich ein preussischer Offizier, um ja nicht das Wort Jude auszusprechen! Man darf annehmen, dass er die Bezeichnung Jude als eine Beleidigung empfand. Es war preussischer Takt mit einem Schuss Humor.

Den Appell hielt er tatsächlich als Volksversammlung ab. Auf die Frage eines disziplinsüchtigen deutschen Internierten, ob wir denn nicht in Gruppen aufzumarschieren hätten, brach der Leutnant in ein solches Gelächter aus, dass der Feldwebel seine Anordnungen unterbrechen musste, um den Anfall der Heiterkeit seines Vorgesetzten nicht zu stören. «Marschieren?! Aufmarschieren?! *Die* da sollen aufmarschieren?» Er zeigte auf die alten Heldenväter unter uns und brach noch einmal in Gelächter aus.

Als ihm der Feldwebel meldete, dass nun alle beisammen wären, liess er eine Kiste holen, stieg auf die Kiste und hielt diese Rede: «Die Franzosen sind geschlagen. Der Krieg ist noch nicht aus. Aber Frankreich liegt bereits am Boden. Und wie ein Huhn, das eins auf den Kopf bekommen hat, kann es nur noch schwach mit den Flügeln ausschlagen. Das nennen die Franzosen weiterkämpfen. Ob das niedergestreckte Huhn an der Loire noch eine Zeit mit den Flügeln ausschlagen wird und wie lange, ist ganz egal. Mit Frankreich ist der Krieg zu Ende. Und jetzt kommen die Herren

Engländer dran. Die Engländer sind dumm. Sie glauben offenbar, dass es sich um eine feine Tennispattie handelt. Die Sportsmänner glauben wohl, sie könnten mit ihren trainierten Körpern unsere Tanks aufhalten. Das haben sie schon in Belgien so gemacht. Mit welchem Erfolg, braucht nicht erst gesagt zu werden. Tapfer sind sie ja, die Engländer. Aber ihre Dummheit ist grösser als ihre Tapferkeit. Wie die Hasen sind sie in unsere Schusslinie gegangen, wie die heurigen Hasen. Es war scheusslich, das kann ich Ihnen sagen. Schade um die Opfer. Es ist alles vergeblich. Wir haben eine neue, sehr einfache Strategie erfunden. Unser Führer geht nach dem Prinzip vor: Viele Hunde sind des Hasen Tod. Da nützt nichts. Da kann kommen, wer mag. Das Ergebnis ist immer das gleiche. Gegen unsere Panzerkolonnen ist kein Kraut gewachsen. Sie werden in den Zeitungen gelesen haben, dass der Einzug unserer Truppen in Paris deutscherseits für den 15. Juni angekündigt war, und wir sind am 14. Juni in Paris eingezogen. Aber Irren ist menschlich. Wir haben uns eben auch einmal geirrt, und wir sind einen Tag früher in Paris einmarschiert. Der Einzug in London ist für Mitte August in Aussicht gestellt. Anders als die Franzosen, lachen die Engländer über die Ankündigung nicht. Denn der Engländer ist zwar dumm, aber ernst. Ich habe mir sagen lassen, dass sich in diesem Lager Schriftsteller, Künstler, Journalisten, Professoren und auch sonst intelligentere Männer befinden. Da ist es ja gar nicht nötig, viele Worte zu machen. Der gallische Hahn hat ausgekräht. Und der britische Löwe wird bald in einem Museum zu sehen sein. Aber nicht im Britischen Museum! Soviel über die Kriegslage, die Sie ja auch interessieren dürfte. Ich bin aber sicher, dass Sie sich für Ihre Lage am Ende noch mehr interessieren als für den Krieg. Nicht wahr?»

Ein siebenhundertstimmiger Männerchor antwortete *murmurando*.

«Sehen Sie. Das hab' ich mir gleich gedacht. Also. Wir sind eine Kampftruppe. Und ob Sie es glauben wollen oder nicht: Meine Kolonne hat den Vorstoss zur Küste nicht ganz zu dem Zwecke geführt, um dieses Lager hier zu erobern.» Der Leutnant machte hier eine Pause für die Lacher, und es freute ihn sichtlich, dass diesmal auch die «Neuschweizer» an der Heiterkeit teilnahmen.

«Ich sehe schon, ich hab' es hier mit einer intelligenten Zuhörerschaft zu tun, da ist jedes überflüssige Wort zuviel. Dieses Lager ist uns sozusagen als gebratene Taube in den Schoss geflogen. Oder als reife Frucht hinter den Nacken gerieselst. Angenehm ist so was selbstverständlich nicht. Kein wohlherzogener Mensch liebt es, eine gebratene Taube auf dem Schosse sitzen zu haben oder eine faule Frucht im Nacken.» Hier schaltete der Leutnant wieder eine Pause ein, mit noch stärkerem Lacherfolg.

«Als eine überaus intelligente Zuhörerschaft werden Sie es gewiss nicht als Kränkung oder gar als eine Beleidigung empfinden, wenn ich Ihnen sage, dass es meinem Kommandanten viel lieber gewesen wäre, keine gebratenen Tauben am Atlantischen Ozean vorzufinden. Wir hätten hier eher ein anderes Geflügel erwartet, zum Beispiel Möwen. Da Sie aber nun einmal da sind, muss für Sie gesorgt werden. Und es wird gründlich für Sie gesorgt werden! Das können Sie mir glauben! Zunächst kommen die Arier dran. Das ist nun mal heutzutage so, daran ist nicht zu rütteln. Die Arier sind Bürger des Deutschen Reichs, und als vollberechtigte Bürger werden sie alle unverzüglich in die Heimat befördert werden. Das ist ihr gutes Recht. Nicht wahr?» Der Leutnant machte wieder eine Pause. Diesmal kam kein Lacher.

«Nicht wahr?!» wiederholte der Leutnant mit scharfer Stimme, und die erschrockenen Arier antworteten diesmal schnell mit einem diffusen Murmurando.

«Was die Herren betrifft, die ... also, wie soll ich das nur sagen? Also, was die Herren betrifft, die nach dem neuen deutschen Recht keinen Staatsbürgerbrief besitzen, die also bloss Staatsangehörige sind, so wird es wohl so sein, dass sie vorläufig hierbleiben werden. Unter militärischer Bewachung selbstverständlich. Was mit diesen Herren weiter geschehen soll, das wird wohl der Führer zu entscheiden haben ... Ich denke, eines Tages wird hier deutsche Zivilpolizei erscheinen, und dann wird wohl jedem die weitere Behandlung zuteil werden, die er verdient. Sowohl die Arier als auch die ‚Neuschweizer‘ können mir glauben, dass unsere Polizei jedem Einzelnen genauen Bescheid stossen wird. Darauf kann sich jeder verlassen. Unsere Zivilpolizei, wie Sie wohl wissen werden, war schon immer sehr genau ... Und ich verrate Ihnen hier ein Geheimnis: In den letzten Jahren ist unsere Polizei noch um einige Nüangsen genauer

geworden. Das ist alles.» Der Leutnant war schon im Begriffe, von der Kiste abzuspringen, als ihm der Feldwebel etwas zuflüsterte.

«Ja, noch etwas!» Der Leutnant überlegte eine Weile und setzte dann fort: «Wir sind hier an der Küste. Wir werden sicher sehr bald Besuch haben. Bei den Engländern dauert zwar alles sehr lange, das kommt von der langen Leitung, aber schliesslich werden auch die Engländer dahinterkommen, dass hier an der Küste deutsche Truppen sind. Und wir werden englische Flieger zu Besuch bekommen. Auch Bomber. Nun, wenn so ein englischer Flieger seine Bombe abwirft, so gibt es nach meiner persönlichen Erfahrung zwei Möglichkeiten: entweder er trifft rechts daneben oder er trifft links daneben –»

Ein dröhnendes Hohngelächter der Arier unterbrach jetzt den glückstrahlenden Leutnant.

«Ich rate aber niemandem, sich darauf zu verlassen. So, wie Sie hier in Haufen herumstehen und umhergehen, kann selbst ein englischer Flieger seine Bombe gut placieren. Und so eine Bombe ist imstande, nicht einmal den Unterschied zwischen Ariern und Neuschweizern zu berücksichtigen. Also wohlgemerkt: bei Fliegeralarm sofort in die Baracken! Und keine Zigaretten! Und keine Taschenlampen! Und schön stillbleiben bis zum Ende des Alarms!» Der Feldwebel flüsterte wieder am Ohr des Leutnants, worauf die Rede mit einem Knalleffekt ohnegleichen schloss: «Noch etwas. Mein Kommandant hat Folgendes verfügt: Sollten sich unter den ‚Neuschweizern‘ welche befinden, die das Verlangen haben, nach Deutschland, die Ostmark selbstverständlich inbegriffen, zurückzukehren, so mögen sich die Herren beim Feldwebel sofort melden. Ein Passierschein und eine Eisenbahnkarte bis zum Wohnort in der Heimat wird unentgeltlich in der Kommandantur ausgestellt und ausgegeben.» –

Eine placierte englische Fliegerbombe vom schwersten Kaliber hätte die Wirkung dieser Schlusspointe kaum übertroffen ...

XXXI

Ein Rudel reissender Wölfe bricht aus dem Walde aus, umkreist eine Herde, die törichte und gewissenlose Hirten eingefangen und auf einem eingezäumten Platz ohne Schutz stehengelassen haben. Die Mordbestien springen über den Zaun und – lagern sich friedlich als gute, gedrillte deutsche Schäferhunde vor der Herde hin ... Alles, was man von den reissenden Wölfen erlebt und berichtet hat, war Greuelpropaganda. Verbrennt alle Bücher der Zoologie! Ins Feuer mit dieser falschen Wissenschaft! Die Zoologie ist eine jüdische Erfindung! Europa ist eine Märchenwelt. Adolf Hitler ist ein Pseudonym. Er heisst eigentlich Walt Disney. In seiner Märchenwelt haben wir gelebt, und wir haben es nicht gewusst. Was war da zu sagen?---

Was da zu sagen war, sagte mein Freund Steiner. «Wenn es so ist», sprach er mit lauter und heisser Stimme, «wenn es so ist, so wird bald die ganze Welt ‚Heil Hitler!‘ sagen.» Und er stürzte vor und rief mit lauter und heisser Stimme «Heil Hitler!!» –

Was da zu sagen war, sagte der Psychoanalytiker. «Wenn der französische Capitaine da wäre, würde ich mich vor ihn hinstellen und ‚Heil Hitler‘ brüllen, obwohl das einem Juden nicht gestattet ist. Diesem Capitaine haben wir das zu verdanken.» –

«Was?» fragte ich.

«Sagen *Sie* ihm, was, Doktor Prager!» antwortete der Psychoanalytiker im Zorn.

Doktor Prager sah aus, als hätte er eben einen Faustschlag ins Gesicht bekommen. Sein Gesicht war feuerrot, seine Augen flackerten. Über seinen dicken Lippen lag der schwarze Schleier eines todmatten Lächelns. Er schwieg und starrte eine Weile vor sich hin. Dann fasste er seinen Freund bei der Hand, und beide gingen im langsamen Schritt der Invaliden in die Baracke zurück.

Nein, der französische Capitaine war nicht da. Als sein Vertreter war der hilflose Militärarzt da, der Major. Er war es, der jetzt das Kommando in aller militärischer Form dem Leutnant übergab. Beide Herren salutierten. Der Leutnant hielt dem Major in scharfer Höflichkeit seine Hand hin. Der Major, der Deutsch nicht verstand und erst nach der Ansprache des

Leutnants von dem Feldwebel zur Stelle gebracht wurde, zitterte ein bisschen und schien von der scharfen Höflichkeit des Leutnants zivilistisch entsetzt zu sein. Er lächelte. Es war genau das Lächeln Doktor Pragers ...

Obschon ich die Grausamkeit des Psychoanalytikers nicht teilte, hätte ich mit eigenen Augen sehen wollen, ob der Capitaine anders gelächelt hätte als der Major, der ja schliesslich nur ein Arzt war.

Der Leutnant tat noch einen schnellen Blick in die Baracke der Arier, dann noch einen schnelleren in die Baracke der «Neuschweizer», sagte in aufrichtiger Entrüstung: «Das ist die vielgerühmte französische Humanität?! Pfui Deibel», bestieg sein Motorrad und knatterte davon.

Ich hätte gern mit dem Börsenrat ein Wort gesprochen, ich konnte ihn aber nicht finden. Cukiersky war auch nicht in der Baracke, und Morgenroth war unter keinen Umständen bei Tageslicht in der Baracke zu sehen. Ich ging wieder hinaus und sah Steiner in der Mitte eines Haufens das grosse Wort führen. Ich wollte schnell und unbemerkt vorbeigehen, wurde aber entdeckt und von der Feme angerufen: «Was hab' ich gesagt?! Korrekt und menschlich! Ist es so? Oder ist es nicht so? Gehen Sie nur, Herr Doktor, gehen Sie nur schnell weiter. Die Franzosen haben schon den Befehl, für uns das Wasser zu holen. Ich komme gleich nach. Ich muss sehen, wie sie die Tonnen schleppen. Das hab' ich den Herren besorgt. Bei diesem Spass muss ich dabeisein.»

Zur Ehre der Unglücklichen, die an diesem Tage in grosse Verwirrung geraten waren, sei es gleich gesagt, dass sich nur ein paar gesunde Idioten auf dem Platz vor der Küche eingefunden haben, um die Schadenfreude Steiners zu teilen. Zum Ruhm und zur Ehre meiner Leidensgenossen, sage ich noch einmal. Denn diese Franzosen, die uns verbrecherischerweise *en bloc* den Deutschen ausgeliefert haben, sie hätten es verdient, von uns verhöhnt zu werden.

Auf dem Hügel im Dorf war die halbe Bevölkerung noch auf den Beinen. Sie werden wohl die längste Zeit dort gestanden sein, in der Erwartung, uns massakriert zu sehen. Sie waren vielleicht enttäuscht. Wie hätten sie anders sein können? Dass wir nicht massakriert wurden, das sahen sie. Sie hörten das Gelächter, das die Rede des deutschen Leutnants begleitete. Jetzt wussten sie es: wir waren die Fünfte Kolonne.

Im Lager war die Verwirrung gross. Sie wuchs von Stunde zu Stunde und erreichte ein biblisches Mass. Väter, deren Söhne in Dachau zu Tode gemartert wurden, Söhne, deren Väter den «spontanen» Ausbrüchen der Volkswut zum Opfer gefallen waren, in Wien, in Nürnberg, in Düsseldorf, in Frankfurt am Main – überall wo die deutsche Seele ihren Sabbat feierte; Männer, die von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und von Land zu Land gelaufen waren und die nur von den international anerkannten Herren, die man Konsuln nennt, daran gehindert werden, sich in den Dschungeln Asiens vor dem Mordgeruch der deutschen Seele zu verbergen: diese Menschen brachten noch den reinen Kinderglauben auf, an Hitlers Barmherzigkeit zu glauben! Noch wälzten sich ihre Leiber in dem Schmutz eines französischen Konzentrationslagers, geschändet mit der letzten Erfahrung ihres Lebens, mit der Einsicht, dass die Humanität des humansten Volkes in Europa: die Humanität Frankreichs, eine bürgerlich-militärische Übersetzung, eine Latinisierung des deutsch gewordenen Worts ‚Bestialität‘ war. Und schon glaubten sie an die neue Wahrheit von zwei Adjektiven, die eine gepanzerte deutsche Kolonne soeben auf dem Misthaufen der französischen Bourgeoisie aufgeklaubt hatte: korrekt und human! Nach der Ermordung Europas begann Hitler lateinisch zu sprechen. Korrekt, sprach er, und human. Und die Kinder, sie hörten es gerne.

Wie es mir schon geradezu natürlich erschien, waren auch in dieser Situation die Vertreter der praktischen Berufe als die ersten darauf aus, sich blöd machen zu lassen. Sind die praktischen Geldverdiener dümmer als andere Leute? Man wird es mir nicht glauben, aber es ist gewiss so. Diese Erkenntnis lasse ich mir nicht nehmen. Es ist der einzige Reiz, den ich dieser Gattung in peinvollem Zusammenleben in fünf Konzentrationslagern abgewinnen konnte. Obschon diese Gilden mit allen finsternen Mächten der Welt verschworen sind, neigen sie dennoch dazu, alles mit jenem dreckigen Mixtum compositum rationalistisch zu erklären, das sie «gesunden Menschenverstand» nennen. Die Amerikaner nennen das: *horse sense*. Und jetzt weiss ich, warum die europäischen Pferde Scheuklappen tragen: es ist so die Art der Pferde, ihre Häupter zu verhüllen vor so viel gesundem Menschenverstand. Die praktischen Leute wussten gleich, was geschehen war. Die Nazis haben gemordet, geraubt, geschändet und gebrandschatzt? Weil sie einen siegreichen Krieg machen woll-

ten! Jetzt haben sie gesiegt. Und da zeigt es sich eben, dass sie auch lieber Menschen sein wollen als reissende Wölfe. Der Mensch ist gut. Der Nazi ist auch ein Mensch. Korrekt ist er. Human ist er. Die Not hat ein Ende.

Noch gut, dass ich bei den Juden geblieben war. Gewiss, die Kinder Israels waren auch verwirrt. Auch in ihrem Gehirn trat Kurzschluss ein. Aber ihr altes Angebinde: die Unfähigkeit, ausserhalb der Moral zu denken, ihre Unfähigkeit, eine heidnische Welt zu akzeptieren und sich abzufinden: ihre moralische Genickstarre verhalf ihnen noch in dieser Situation, Haltung zu bewahren. Ich spreche nicht von den orthodoxen Juden. Bei diesen war kein Kurzschluss eingetreten. Sie waren noch miss-trauischer geworden. Sie überhörten vorerst meine Fragen und gaben keine Antwort. Dann sagte einer für alle: «Warum glauben Sie, dass wir die Deutschen besser verstehen als Sie? Wir haben die Rede des Leutnants nicht einmal gut gehört. Wir standen ganz hinten und haben uns sehr gefürchtet. Wenn er aufhört zu reden, haben wir gefürchtet, wird er anfangen zu schiessen. Er hat, ungerufen, heute noch nicht geschossen. Aber wer sagt Ihnen, dass er morgen nicht schiessen wird? Haman bleibt Haman ...» Die letzten Worte flüsterte er ganz nah an meinem Ohr, obgleich wir ja unter Juden waren, in der Judenbaracke. Ich spreche aber auch nicht von den praktischen, zivilisierten Juden. Sie dachten mit ihrem gesunden Menschenverstand genauso wie ihre arischen Berufsgenossen. Der Krieg ist aus, und da zeigt es sich eben: «Es wird nicht so heiss gegessen wie gekocht.»

«Auch nicht bei den Menschenfressern?» erkundigte sich mit unschuldiger Miene, Trauer und Milde in seiner Stimme, der Mann, der in Dachau gewesen war. Die Schriftsteller, die Literaten, die Journalisten gaben dem sanften Manne recht. Und sie zerstörten den Optimismus des gesunden Menschenverstandes. Eine Erklärung für die korrekte und humane Haltung der Sieger vermochten sie allerdings auch noch nicht zu geben. Doktor Prager sass auf seinem Bett. Obschon ihm das Sitzen nicht leicht war, hielt er sich aufrecht. Die Neugier, seine Wissensgier hielt ihn auf seinem Bett aufrecht. Was geredet wurde, konnte er nicht gut hören. Um so gieriger witterte er die Stimmung.

«Das ist ein dialektischer Umschlag, wie sich ihn kein Neuhegelianer schöner erträumen könnte», meinte er, und sein nur noch aus Knochen,

Knorpeln und fiebreroter Haut sich zusammensetzendes Gesicht belebte ein zarter Schimmer der Freude über seine Formulierung. Er war bereits sehr nahe daran, als Philosoph zu sterben, der arme Doktor Prager. Aber er wusste es nicht. Der Psychoanalytiker, dessen Wut gegen den Capitaine sich indessen noch nicht verflüchtigt hatte, weigerte sich, an den Sieg der Nazis zu glauben sowie an dem «dialektischen Humbug» teilzuhaben.

An den Sieg der Deutschen glaubte übrigens auch ein «Arier» nicht. Mein Freund Serge kam in die Judenbaracke zu Besuch. Ich hatte ihn seit gestern nicht gesehen, und sein völlig verändertes Gesicht erschütterte mich: der hübsche junge Mann hatte das Gesicht einer noch hübschen Frau von fünfzig Jahren. Seine Augen waren milde, sein Mund verkniffen, die Stirn verwelkt. Er glaubte nicht an den Sieg Hitlers. Wie zum Kriegsbeginn an Frankreich, so glaubte er jetzt an England.

«Wir sind noch nicht geschlagen, wenn es uns gelingt, nach England zu entkommen.»

«Wir? Wer ist das?» versetzte ihm der Psychoanalytiker in Wut.

«Wir», erwiderte Serge ruhig. «Wir Emigranten.»

Er sei aber nicht gekommen, um an Debatten teilzunehmen, sondern um uns darauf vorzubereiten, dass die Juden arische Gruppenchefs zugeteilt bekommen sollten.

«Schau, dass du Chef meiner Gruppe wirst», sagte ich.

«Das wird nicht möglich sein», sagte er. «Es kommen dafür nur Slowaken in Frage.»

«Woher weisst du das?» fragte ich.

«Steiner hat mit dem Feldwebel gesprochen.»

Dieses Gerücht, das sicher Schrecken in unserer Baracke verbreitet hätte, wurde nicht weiter bekannt. Denn in diesem Augenblick erschien in der Eingangstür ein deutscher Soldat und überschrie mit der Schärfe eines Befehls allen Lärm der Baracke: «Alles zum Appell heraus! Befehl des Herrn Leutnant.»

XXXII

In zivilistischem Haufen versammelten wir uns wieder um den Leutnant herum. Die Scheidung in Arier und Juden war diesmal in Unordnung geraten, weil die überwiegende Mehrzahl der Arier, hierin den Juden gleichgeartet, andere Sorgen hatte. Der Leutnant bestieg wieder die Kiste und hielt seine zweite Ansprache. War die erste eine militärisch-jokose Rede, so war die zweite eine kabarettistisch-burleske Conférence.

Er hatte gute Post für uns, der Leutnant. Sein Kommandant liess verkünden, dass uns die Benützung der Feldpost der Deutschen Wehrmacht freistand. Wer noch Angehörige im Reich oder in den besetzten Gebieten hatte, der durfte ihnen gleich eine Feldpostkarte schicken, und zwar portofrei. Und während namentlich die schreibsüchtigen Juden schon an Ort und Stelle ihre Füllfedern zückten, erging sich der Leutnant in einer ausschweifenden humoristischen Gebrauchsanweisung für die Feldpostkorrespondenten.

«Also, wenn einer zum Beispiel in Buxtehude einen Schatz namens Annemarie hat und nun die Feldpost benützen will, um ihr sein Tagebuch zu schicken, das er hier im Konzentrationslager verfertigt hat, um Annemarie eben zu zeigen, wie sehr ihn bei Tag und bei Nacht die Sehnsucht nach ihr verzehre, mehr noch als das die französischen Wanzen getan hatten also das, meine Herren, das geht per Feldpost nicht.»

Ich beschloss diesmal, es den Ariern gleichzutun und schreibfaul von der Benützung der Feldpost abzusehen.

«Es wäre auch verfehlt, etwa ein ganzes Plakat in Kurzschrift zu bemalen und es der Feldpost zur Beförderung nach Berlin-Charlottenburg anzu vertrauen.»

Ich schämte mich, meiner Frau mitzuteilen, dass ich bis an das Ende Europas gelaufen war, um hier in die Hände der Nazis zu fallen. Was immer die Kriegsgeschichte zur Erklärung der Katastrophe Frankreichs, und also auch zu meiner Entschuldigung, einmal sagen wird – eine grossartige Leistung war das auch meinerseits nicht.

«Und dann wird vielleicht ein Geschäftsmann kommen und mir hundert-sieben-undsiebzig Drucksorten überreichen, in denen er seiner Kundenschaft die Mitteilung macht, dass er seinen Laden in Chemnitz – Damen-unterwäsche en gros – wieder aufzumachen gedenke, also das, meine Herren, also solche Aufträge wird die Feldpost der Deutschen Wehrmacht nicht übernehmen.»

Neben mir stöhnte der Psychoanalytiker: «Und dieser Humor wird sich jetzt gleich über ganz Europa ergießen ... O mein Gott, wie rein war das Pathos des Capitaine, verglichen mit dieser Jauche ...»

Der Leutnant schöpfte noch eine sehr lange Weile aus dem unversiegbaren Born dieses Humors, bis seine eigene Lust an der unbändigen Heiterkeit der Zuhörerschaft endlich befriedigt war und der militärische Ernst in seine Rechte treten konnte

«Jeder, der eine Feldpostkarte an seine Angehörigen schicken will, hat Folgendes zu schreiben: ‚Wir waren in einem französischen Konzentrationslager. Heute ist die erste deutsche Kolonne auf ihrem beispiellos siegreichen Vormarsch bis zu uns vorgedrungen. Wir stehen unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht. Es geht mit gut.‘ Kein Wort mehr!»

Darauf sprang der Leutnant von der Kiste ab und sah mit Befriedigung zu, wie die Zahl der Postkartenschreiber wuchs. Wäre nicht der letzte Satz – Es geht mir gut – ein «Pflichtsatz» gewesen, so hätte ich meiner Frau die Mitteilung, dass ich unter dem Schutz einer beispiellos siegreichen deutschen Kolonne stand, wahrscheinlich nicht erspart. Aber ihr «Es geht mir gut» zu schreiben, das brachte ich nicht fertig. Meine Frau kannte diesen Satz gut. Er stand auf der letzten Postkarte, die mein Bruder aus Dachau nach Wien geschrieben hatte, und ein paar Wochen später wussten wir, dass mein Bruder an dem Tage, da meine Frau seine Postkarte in den Händen hielt, bereits «auf der Flucht erschossen» war. Wie hätte ich meiner Frau andeuten können, dass es mir tatsächlich gut ging, unterm Schutz einer deutschen Kolonne?

Noch hatte sich der Schreiber nicht völlig beruhigt, als der Leutnant unauffällig die Kiste wieder bestieg und mit einem bescheidenen Händeklatschen auch die Aufmerksamkeit der restlichen Postkartenschreiber auf sich lenkte.

«Auf Befehl meines Kommandanten habe ich den Herren noch eine Mitteilung zu machen», begann er langsam, und diesmal entschlug er sich des Humors sowohl als auch der Witzchen und sprach mit angemessener Strenge. «Ich darf annehmen, dass diese Mitteilung sogar jene Herren interessieren wird, die noch immer im Schweisse ihrer Angesichter an den Feldpostkarten schreiben.» Ein grollender Ausdruck der Volkserüstung rief die Schreiber zur Ordnung, und der Leutnant setzte nunmehr kaltblütig, beinahe schroff, seine Rede fort: «Meinem Kommandanten ist Bericht erstattet worden über die hygienischen Zustände in diesem französischen Lager, das unter dem Schutz des Roten Kreuzes steht. Meinem Kommandanten ist auch Bericht erstattet worden über die ausgiebige und bekömmliche Kost, die Ihre französischen Beschützer Ihnen hier aufgetischt haben. Und hier ist der Befehl des Kommandanten: Hinaus aus dem Lager! Hinaus in die See! Hinaus in die Gasthäuser! Badet, schwimmt, reinigt eure Kadaver. Esst und trinkt und freut euch des Lebens!»...

Nie werde ich es dem Leutnant vergessen, dass er diesen Befehl seines Kommandanten nicht mit dem deutschen Gruss abschloss. Alle Zuhörer empfanden, dass hier Platz war für ein brausendes «Heil Hitler!» – Wir hielten den Atem an. Über uns spannte sich eine Stille aus, gross und schwer wie eine schwarze Wolke. Jeder von uns mag wohl gewärtigt haben, dass die Wolke sich bald in einem Donner des Triumphgeheuls entladen würde. Da aber atemlos jeder die Entladung erwartete, konnte der Leutnant sich an der von ihm selbst hervorgerufenen Stille eine Zeit weiden. Er tat es in der bescheidenen Beglücktheit eines reissenden Schauspielers, der nach einer erbarmungslos hingelegten Schreckensszene den Beifall eines gruseligsten Publikums einkassiert und dabei gewahrt wird, wie eine schöne Dame ohnmächtig aus dem Saale getragen wird ... Es kam zu keinem stürmischen Ausbruch. Ein langgedehnter Seufzer, ein tiefer weit hingestöhnter Laut machte der Stille ein Ende. Anzuhören war es wie das Aufatmen eines Riesentiers, das im Schlaf sich regt, aufstöhnt und sich in eine bequemere Lage wälzt.

Der Leutnant erhob seinen Blick, hob seinen Arm und seine Stimme und warf noch ein paar Brocken in die Stille: «Der Urlaub gilt bis zehn beziehungsweise bis elf Uhr abends. Weil es jetzt Mode geworden ist, diesen Unterschied zu machen, haben die Arier Urlaub bis elf, die Neuschweizer bis zehn Uhr abends. Das gilt für heute, für morgen und für al-

le Tage, solange das Lager unter unserem Kommando steht. Disziplin, Ordnung und strikte Einhaltung des Befehls vorausgesetzt, selbstverständlich. Das ist so ziemlich alles für heute. Guten Tach!»

Jetzt konnte die Freude ausbrechen. Der Tumult war so schallkräftig, dass er das Geknatter des Motorrads weich und sanft in sich einbettete wie hundert Posaunen eine einsame Flöte. Triumphal ritt der Leutnant auf den Schallwellen unserer Freude zum Tor hinaus. Hinter ihm stürzte sich der Inhalt eines französischen Gefängnisses Hals über Kopf in die deutsche Freiheit hinaus...

Es war ein seltsames Erlebnis, einfach aus dem Tor hinauszuspazieren, dessen Anblick allein uns wochenlang jede Hoffnung geraubt hat, je im Leben wieder einen freien Schritt zu tun. Der schwerbewaffnete Wachkordon war im Nu ein Ornament geworden, eine friedliche Zier wie die Blümlein im Garten des französischen Lagerwächters. Da aber die deutsche Wehrmacht kein Spielzeug ist, legten die Soldaten ihre Waffen ab und sie machten Feierabend...

Die Franzosen hatten uns ins Gefängnis geworfen, sodann zu ihren «amis de la France» ernannt, sodann im Gefängnis verkommen lassen, sodann den Boches *en bloc* ausgeliefert da kamen die Boches, sprengten das Tor unseres Gefängnisses und machten uns frei. Da gab es nichts zu deuteln mehr und nichts zu kritteln. Es gab wohl zu denken, aber das war nicht möglich: der Verstand stand still; und er tat gut daran, beiseite und still stehenzubleiben. Denn das Elementare hat einen eisernen Tritt, und es täte dem Verstand nicht gut, einen eisernen Tritt in den Hintern zu bekommen.

Als der erste Freiheitstaumel vorbei war, vermochte ich wieder zu sehen und zu hören. Das heisst, zuerst hörte ich etwas. Und was ich zu hören bekam, war so erfrischend, dass ich keines Bades im Meer bedurfte, um zu mir zu kommen. Ich stand an einer stillen, kühlen Bucht, wo viele kleinere und grössere Fischerboote teils an Ketten, teils an Stricken friedlich schaukelten. Wie ich dahingelangt war, weiss ich nicht mehr – und ich würde es sicher auch auf der Stelle nicht gewusst haben, denn auch ich war im Taumel in die Freiheit hinausgegangen –, da hörte ich folgende Auseinandersetzung: «Warum sagen Sie immerzu: die See? Warum sagen Sie nicht: das Meer?» Es war eine Wiener Stimme.

«Es heisst ja: die See», erwiderte ruhig die andere Stimme in unverkennbar Berliner Mundart.

«Es heisst: das Meer!» sagte der Wiener scharf, staccato.

«Es gibt in der deutschen Sprache ...», versuchte der friedfertige Berliner den streitsüchtigen Wiener zu belehren, «wir sagen also der See, die See –»

«Was es in der deutschen Sprache gibt, weiss ich so gut wie Sie. Ich denke nur, dass die Beziehungen eines Juden zu den grossen Gewässern der Welt mit dem Wort ‚Meer‘ erschöpft sein sollten. Ich höre immer: die See! Das ist die See! Gehen wir an die See!»

«Sie sind ja gar nicht gescheit, mein Lieber», sagte der Berliner und entfernte sich gekränkt, aber selbstbeherrscht in der Richtung zur See. Der stehengelassene Wiener sah ihm mit zomsprühenden Augen nach, dann folgte er schnellen Schritts seinem bedächtigen Widersacher, verstellte ihm den Weg und schrie ihm ins Gesicht: «Hier ist nicht die See! Nicht die Nordsee! Nicht die Ostsee! Hier ist *der Ozean!* Verstanden?! Der Atlantische Ozean! Oder sagen Sie vielleicht *die* Atlantische See?! Sie preussischer Landkartenfälscher, Sie!»

Diese zwei jüdischen Herren waren miteinander befreundet, seit Wochen hatten sie ein unzertrennliches Paar gebildet, immer in solche und ähnliche Streitereien innig verstrickt. Diesmal schieden sie in Feindschaft. Als ich, erheitert von diesem Erlebnis, ein Stück des Weges, das ich wie im Taumel blind gegangen war, mit wachen Augen zurückspazierte, sah ich, wie der Strom der Freigelassenen, aus dem Lager ausbrechend, an der Bucht in zwei Arme sich spaltete. Als ich ganz nah der Wegscheide stehenblieb, sah ich, dass nicht nur die Teilung in Arier und Juden eben über den Haufen geworfen wurde, sondern auch der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich an der Bucht in Finistère ins Wasser gefallen war. Denn der Strom war landsmannschaftlich gespalten. Der eine Arm strömte weiter rechts. Den anderen drängte es links ab. Der eine Arm war österreichisch. Der andere Arm war deutsch. Der Weg der Deutschen verführte – Arier und Juden – an die See. Der Weg der Österreicher führte – Juden und Arier – direkt in die Kaffeehäuser. Entzückt von dieser Spaltung, schnitt ich die deutschen Reihen scharf und schlug mich zu den Österreichern durch.

XXXIII

Ich kann meinem Gedächtnis nicht die Aufgabe zumuten, hier ein deutliches Bild des Fischerdorfs zu entwerfen, das wir nun kennenlernten, nachdem wir es wochenlang über die Mauer unseres Gefängnisses hinweg mit den Augen der Sehnsucht sowohl wie der Resignation überblickt hatten. Warum mein Gedächtnis just dem Abbilden der Landschaft wie der Ortschaft sich versagt, möchte ich hier nicht untersuchen. Es geht mir aber so mit allen Ortschaften, wo ich in einem Konzentrationslager sass, und mit den Landschaften im Umkreis dieser Konzentrationslager geht es mir ebenso. Es ist, scheint es mir, sowohl ein psychologisches wie ein psychoanalytisches Problem. Dieses, das psychoanalytische, liegt sozusagen auf der flachen Hand; jenes ist bei Weitem interessanter und schwieriger; es hängt mit dem durchaus nicht normalen Funktionieren des Gedächtnisses von Gefangenen in einem Konzentrationslager zusammen. Es kommt mir so vor, als hätte ich auf diesen Blättern von dem Phänomen des partiellen Gedächtnisschwunds bei den Lagerinsassen schon oft gesprochen. Ich habe nicht die Kraft, in diesen Aufzeichnungen nachzulesen. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn ich – öfter als es mir und dem Leser angenehm ist – wehleidig auf das Versagen meines Gedächtnisses hingewiesen haben sollte. Es sind seit dem Abend, da wir Freigelassenen die Gast- und Kaffeehäuser des Fischerdorfs besetzten, zehn Monate vergangen, und mein Gedächtnis funktioniert noch immer nicht an allen Lagen. Es gibt Tage, da könnte ich zum Beispiel die Züge Cukierskys in klarsten Linien aufzeichnen, das ganze gute Gesicht. Es gibt aber dann immer wieder einen Tag, da mein zerstreutes, zerfallendes Gedächtnis nur noch den Namen buchstabieren kann: Cukiersky – Cukiersky –; da ist die Erinnerung an sein Gesicht auch schon tot..

Es gab eine Reihe von Gaststätten und Cafés in dem Fischerdorf, das in den Sommermonaten auch ein Badeort für kleine Leute war. Die Hotels waren fast leer; vor dem Anmarsch der Deutschen war alles südwärts geflüchtet. Die Gasthäuser aber waren dennoch überfüllt, und wo ich hineinblickte, war bereits ein Teil des ausgehungerten Konzentrationslagers, das sich zwar in kleine Freundeskreise aufgelöst hatte, aber durch wach-

senden Zudrang und Zusammenrücken der Tische in jedem Lokal einen auffallenden Fremdkörper bildete, obgleich nirgendwo ein Einheimischer oder ein Sommergast zu sehen war.

In einem engen und krummen Gässchen fand ich ein kleines Bistro, das noch nicht erspäht worden zu sein schien. Ich trat ein und sah in einer halbdunklen Ecke einen einsamen Gast vor einem Tischchen sitzen, auf dem ein Glas Cognac stand. Der einsame Gast hatte seine Ellbogen auf dem Tischchen und sein Gesicht in den Händen. Die Zahl der Untertässchen, die nach französischem Brauch die bereits gemachte Zeche demonstrierten, erklärte meinem flüchtigen Hinblick den andächtigen Zustand des Gastes. Als ich ihm näherkam, um an dem zweiten Tischchen Platz zu nehmen, erkannte ich im Abenddämmer der Wirtsstube den zechenden Gast. Es war S. Morgenroth.

«Setzen Sie sich zu mir», sagte er mit heiserer Stimme in französischer Sprache, mit Rücksicht auf die Wirtin, eine ältere schwarzäugige Frau, die ihm eben mit zittrigen Händen eine Eierspeise servierte. Er musste mich durch das offene Fenster gesehen haben, denn er hielt sein Gesicht noch immer in den Händen begraben, und er änderte auch nichts an seiner Haltung, als ich neben ihm Platz genommen und bei der Wirtin meine Bestellung gemacht hatte. Ich sass ein paar Minuten schweigend neben ihm, zählte die Untertässchen – es waren schon vier, das fünfte Glas Cognac stand halbleer vor ihm –, dann sagte ich: «Essen Sie doch, es wird ja kalt.»

Nach einigen Sekunden kam ein lautes Stöhnen aus seiner Brust, und als er seine Hände vom Gesicht wegnahm, sah ich, dass es von Tränen überströmt war.

«Hitler – hat – uns – die – Freiheit – wiedergegeben ...», sagte er mit bebenden Lippen. Er brach ab und wollte auf stehen. Ich hielt ihn und zwang ihn, sitzen zu bleiben. Er wollte weitersprechen, aber es kamen zwischen den lahmen Lippen nur unverständliche Worte durch, ohnmächtige Laute. Er vergrub das Gesicht wieder in den Händen und schluchzte laut auf. «Haben – Sie – gesehen? Der – Wirtin – zittern – die Hände – sie hat – Angst – vor – uns →»

Unter fortwährendem Schluchzen wiederholte er ein paarmal: «Eine – französische Frau – hat – Angst – vor – uns ... Wir – sind – Hitlers – Protektionskinder →»

Es war schamlos. Es war schrecklich. Und es war das einzig Richtige. Ich beneidete ihn um seinen Schmerz und seine Fassungslosigkeit. Gem hätte ich an der Wonne dieses Schluchzens teilgenommen.

Ich wartete lange Sekunden, dann legte ich eine Hand auf seine zukende Schulter und sagte: «Wir haben seit gestern nichts gegessen. Sie hätten erst was essen sollen. Vier Cognacs auf den nüchternen Magen ist ein bisschen zuviel.»

In der Scham seiner Ohnmacht griff er nach dieser Ausrede.

«Sie haben recht», antwortete er nach einer Weile, und wie ein Kind, das ausgeweint hat und nun nach dem ersten Wort der Zurede hascht, die es mit der Umwelt aussöhnt und verbindet, wiederholte er: «Sie haben recht. Es ist der Alkohol, der einem die verrosteten Schleusen öffnet.»

Obschon es indessen in der Stube recht dunkel geworden war, machte die Wirtin das Licht erst an, als der Gast sich beruhigt und mit dem Essen begonnen hatte. Die Frau zitterte nicht mehr, als sie mir das bestellte Schinkenbrot und den Kaffee servierte, und ich sah, dass Morgenroth das bemerkte. –

«Es ist der letzte Nazi-Trick ...», sagte er plötzlich mit erzwungen harter Stimme, hob das halbvolle Glas, trank es in einem Zug leer und bestellte das sechste Glas.

«Ja?» fragte ich, aber ich verstand nicht, wovon er sprach.

«Waren Sie eigentlich in dem Sammellager auf dem Fussballplatz Colombes zum Beginn des Kriegs?» fragte er.

«Gewiss. Erinnern Sie sich nicht? Wir waren ja Nachbarn auf derselben Tribüne.»

«Ja», sagte er in Gedanken. «Ja, gewiss, ich – Nein, offen gesagt, ich kann mich nicht → Er brach ab und vergrub sein Gesicht wieder in den Händen.

«Trinken Sie, Petrykowsky», sagte er nach einigen Minuten des Schweigens, ohne sein Gesicht aufzudecken. «Es ist ein wunderbarer Bauerncognac. Un autre pour Monsieur, Madame, s'il vous plaît», setzte er schnell hinzu. Dann warf er gleichsam seine Hände vom Gesicht ab, sah mich mit geröteten, zornigen Augen an und sagte ein paarmal hintereinander: «Sie glauben auch an die Humanität der Nazis? Wie?! Sie glauben auch, dass Hitler human geworden ist? Was?! Sie glauben →»

Die Wirtin brachte meinen Cognac. Sie machte sich an unserem Tisch zu schaffen, servierte ab, schichtete die Untertassen auf, und als sie damit fertig geworden war, sagte sie mit leiser Stimme: «Man spricht von einem Armistice, glauben Sie, meine Herren, dass Frankreich mit Hitler einen Armistice schliessen wird?»

«Warum nicht?» antwortete Morgenroth. «Ihre Generäle sind in Hitler verliebt, warum sollten sie keinen Armistice mit ihm schliessen? Dieser Krieg hat mit der Unterwerfung Frankreichs in München begonnen, warum sollte er nicht mit einem Armistice in Paris enden?»

Die Wirtin ging schnell zum Fenster hin und machte es zu. Morgenroth hatte laut und in heller Wut geredet. Trotzdem war die Wirtin jetzt freundlicher geworden. Sie sagte noch: «Man sagt, dass die Boches schon in Bordeaux sind.»

«Wo immer sie schon sein mögen, sie werden nicht siegen, die Boches», sagte ich schnell, um Morgenroth nicht zu Wort kommen zu lassen.

«Gott segne Sie, mein Herr», sagte die alte Frau, ging in ihre Ecke zurück und nahm ihre Strickarbeit wieder auf.

«Wissen Sie, dass einer von uns, ein Jude, und zwar ein Jude namens Cohn, sich schon beim Feldwebel gemeldet und um einen Passierschein und eine Gratiseisenbahnkarte ‚nach der Heimat‘ gebeten hat?» sagte Morgenroth.

Ein paar Fischer, alte Männer in ihren rosaroten Hosen, traten ein, stellten sich vor der Theke hin und rauchten und tranken, schweigend.

«Ich weiss», sagte ich. «Er ist ein junger kräftiger Mann, er hat sich schon zwei Monate vor dem Ausbruch des Kriegs zum Militärdienst gemeldet. Er wollte kämpfen. Die Franzosen haben ihn tauglich befunden, ihn zum ‚ami de la France‘ ernannt, ihm einen Zettel gegeben, der ihn als Kriegsfreiwilligen legitimierte, dann brach der Krieg aus, und da schickten sie ihn in ein Konzentrationslager. Der junge Mann hat schon die ganze Zeit den Eindruck gemacht, als ob er jeden Augenblick einen Amoklauf beginnen könnte. Jetzt tut er es. Wundert Sie das? Es ist eine grosse Verwirrung über die Menschen gekommen —»

«Sie haben recht», sagte er. «Man muss schon in den Worten der Bibel sprechen. Es ist eine grosse Verwirrung über die Menschen gekommen ... Wer sich nicht verwirren lässt, wird wie ein Ausgestossener behandelt.»

Er sah mich mit einem langen, forschenden Blick an. «Haben wir uns in Colombes schon gekannt?» fragte er.

«Nein», sagte ich.

«Sie sagten aber doch, Sie wären dort mein Nachbar gewesen?»

«Ich lag in derselben Ecke der Tribüne. Aber geredet haben wir nicht miteinander.»

«Wieso? Warum?» fragte er.

«Sie waren nicht sehr gesellig damals in Colombes.»

«So? War ich ekelhaft? Es ist schon möglich. Ich erinnere mich nicht. Ich weiss nur, dass ich dort dem Wahnsinn nahe war, zu sehen, wie schnell Menschen sich mit dem Verlust ihrer Freiheit abfinden. Ich erwartete einen Hungerstreik. Ich muss rein wahnsinnig gewesen sein, wie?»

«Wir meinten damals, Sie wären auf dem besten Wege, es zu werden. Ich habe erst nach Wochen begriffen, dass die Ruhigen und die Besonnenen die Wahnsinnigen gewesen sind.»

«Wenn Sie dort mein Nachbar waren, werden Sie sich vielleicht an einen Streit erinnern, der eines Abends in unserer Ecke ausgebrochen ist und beinah in eine Balgerei ausgeartet wäre. Seit dem Moment, da die deutschen Soldaten in unser Lager eingebrochen sind, muss ich immerzu an jenen Abend in Colombes denken. Erinnern Sie sich nicht?»

«Es gab an jedem Tag Streitereien damals, ich weiss nicht –»

«Warum trinken Sie nicht? Trinken Sie! Wenn Sie trinken, werden Sie Ihr Gedächtnis auffrischen.»

«Sie haben vorher etwas von einem letzten Trick gesagt –»

«So? Hab' ich das? Es hängt mit jener Szene in Colombes zusammen. Es war an dem Abend, da wir vom Fall der Stadt Warschau und vom Sieg der Nazis in Polen gehört haben. Man stellte Vermutungen darüber an, was die Raubmörder jetzt machen werden. Sie werden Frieden anbieten, sagte einer. Sie werden weiter gegen Russland marschieren, sagte ein anderer. Schliesslich vergass man den Ausgangspunkt, und ein Streit brach aus über die Frage: Was wird der letzte Trick der Nazis sein? – Hitler als Retter vor dem Bolschewismus? Diesmal waren alle einer Meinung. Und ich muss gestehen, auch mir schien dieser Aspekt der einzig richtige zu sein. Da erhob sich im Dunkel eine schüchterne Stimme, und sie widersprach in entschiedener Weise unserer Meinung. „Der Trick mit dem Bol-

schewismus', so sagte der schüchterne Mann, ‚wird bloss der vorletzte sein. Der letzte Trick wird ein Spiel mit der Menschlichkeit sein. Der Mörder wird das Messer in dem Stiefelschaft verstecken, er wird sich die blutige Hand waschen und sie der ganzen Welt brüderlich entgegenhalten.' – Jetzt fielen sie alle über ihn her: Wie?! schrien sie, wie denn?! Wenn die Deutschen wieder zur Besinnung kommen, bereit, wieder Menschen unter friedlichen Menschen zu sein, werden die Hetzer auch dann noch hetzen?! Und in diesem Ton weiter, Sie kennen das?»

«Gewiss», sagte ich. «Das kenne ich.»

«Ich hatte Mühe, den schüchternen Mann, der trotz seiner Schüchternheit nicht um Haaresbreite von seinem Standpunkt abzudrängen war, vor der Volkswut zu retten. ‚Die Nazis sind zu allem fähig', wiederholte er immer wieder, ‚sie werden noch eines Tages mit blutigen Fingern ‚Du sollst nicht töten!' auf die Stirnen ihrer Opfer malen. Und es ist durchaus wahrscheinlich, dass die Welt auch auf diesen Trick hereinfliegen wird. Hitler versöhnt sich nun sogar mit den Juden, er wird noch die Zehn Gebote Mosis in das Programm der NSDAP aufnehmen, wird die Welt sagen. Denn die Welt sucht ja nur nach einem Vorwand, mit Hitler Frieden zu machen ...' Ich habe den Mann beiseite genommen und bin mit ihm eine Zeit spazierengegangen, bis sich die Wut beruhigt hat. Dann, nach einigen Tagen, hab' ich alles vergessen.»

«Haben Sie den Mann je wiedergesehen?» fragte ich.

«Nein», sagte Morgenroth. «Sie wissen ja, wie es in einem Konzentrationslager ist. Alles kommt einem abhanden. Man verliert zuerst den Bleistift, dann den Trinkbecher, dann die Füllfeder. Man verliert den Kopf, die Freunde, die Rasierseife. Warum? Die Zeit, die in einem Konzentrationslager alles beherrscht, ist die Gegenwart. Eine Überfülle von Gegenwart herrscht da. Nicht ein Spalt öffnet sich, um ein bisschen Vergangenheit oder Zukunft einzulassen. Darum verliert man auch das Gedächtnis. Man hat keine Zeit, der eigenen Eindrücke, der eigenen Gedanken, der eigenen Gefühle innezuwerden. Darum verfallen sie, kaum geboren, schon der Vergessenheit. Erinnern heisst finden. Finden kann man nur in der Vergangenheit. In der Gegenwart kann man nur verlieren. Und ein Konzentrationslager ist übertoll von Gegenwart. Zum Wahnsinn voll ...»

«Mir ging es genauso», sagte ich. «Und offenbar noch schlimmer. Ich erinnere mich jenes Mannes überhaupt nicht.»

«Ich habe die Szene, die ich Ihnen erzählte, eben vor Ihnen, im Erzählen, meinem verfaulten Gedächtnis entrissen. Den ganzen Nachmittag quälte ich mich damit ab, soweit mir die Gegenwart des heutigen Tages dazu Zeit gelassen hat. Wie der Lump da, der Steiner, ‚Korrekt und human!‘ geschrien hat, blitzte es in meinem finsternen Kopf auf: Der letzte Trick! – Warum trinken Sie nicht? Ohne Cognac hätte ich mich nicht erinnert, woher mir diese Erleuchtung gekommen ist. Und ich hätte sie nicht verstanden ... Trinken Sie!»

«Sie halten ihn für einen Lumpen, den Steiner?» fragte ich.

«Sicher ist er ein Lump. Aber das ist unwichtig. Wichtig ist, dass wir nicht in die Verwirrung geraten sind. Sie haben doch gesagt: Es ist eine grosse Verwirrung über die Menschen gekommen, nicht? Haben Sie es nicht eben gesagt?»

«Ja. Aber ich kann mich nicht ausnehmen. Ich habe den Trick nicht durchschaut –»

«Ich ja auch nicht. Jener Mann mit der schüchternen Stimme hat mir geholfen. Wo mag er sein?»

«In einem anderen Konzentrationslager. Er hat ja auch nur die Deutschen durchschaut. Die Polizei und die Generäle Frankreichs wird auch dieser Weise nicht erkannt haben.»

«Wo ist Cukiersky? Warum haben Sie Cukiersky nicht mitgenommen? Er hat doch wahrscheinlich kein Geld, um sich was zum Essen zu kaufen. Wir müssen ihm was mitbringen. Es ist auch schon spät.»

Wir kauften ein Schinkenbrot, eine Flasche Wein, bezahlten der Wirtin, und sie begleitete uns bis zur Tür. Die Nacht war blau und milde, hell im Schein der Sterne. Sie wäre auch still gewesen, wäre nicht überall, fern und nah, das Geknatter der motorisierten Deutschen gewesen. In der frischen Luft schwankte Morgenroth bedenklich. Ich nahm seinen Arm, und wir gingen langsam an der finsternen Bucht vorbei.

«Ich bin betrunken», gestand Morgenroth. «Aber nur in den Beinen. Wie Sie in das Bistro hineingekommen sind, war ich aber nicht betrunken! Ich habe geweint! Und ich schäme mich gar nicht! Ich darf weinen! Ich bin kein Arier und auch sonst kein Goj! Ich darf weinen! Sind Sie ein Arier? Ja oder nein?!» Er schrie laut und machte ab und zu halt.

«Ja», sagte ich. «Ich bin ein sogenannter Arier. Aber ich bin trotzdem in der Judenbaracke geblieben. Wir sind Nachbarn heute nacht.»

«Sie sind in der Judenbaracke geblieben?! Sie geben sich vor den Nazis als Juden aus?! Sie sind ja geisteskrank! Ich bin bloss besoffen. Aber Sie sind ja geisteskrank! Sie versprechen sich einen Vorteil davon?!»

Er lachte laut und höhnisch. Plötzlich brach er ab. «Gehen wir noch was essen. Ich hab' noch Hunger», bat er.

«Ich auch», sagte ich. «Ich bin seit ein paar Wochen hungrig. Aber es ist schon bald zehn, und wir von der Judenbaracke müssen ja schon um zehn einrücken.»

«Ach was!» schrie er laut. «Wenn die Wachtposten mich betrunken sehen, werden sie mich für einen Arier halten. Die Piefkes glauben ja, dass die Juden nicht trinken! Judenkenner, die sie sind, die Preussen!»

Wir fanden noch ein Bistro und assen noch Schinkenbröte und tranken noch Cognac, es war sonst nichts mehr zu haben. Fünf Minuten vor elf kamen wir zum Lager. Am Eingangstor war keine Wache. Man ging ein und aus, wie man wollte. –

In der Baracke der Österreicher war schwaches Licht und rauschende Bewegung. Man ging noch nicht zu Bett. In einer Gruppe stand der junge Jude Cohn. Ein blau bestempeltes Papier ging von Hand zu Hand in der Runde. Morgenroth drängte sich vor.

«Was ist das?!» brüllte er. «Haben Sie schon Ihren Passierschein, Heimfahrer Cohn?!»

«Ja», sagte einer in der Gruppe und reichte Morgenroth den vielgelesenen bestempelten Schein. Morgenroth hielt das Papier mit zittrigen Händen hoch und las es genau durch. Dann sagte er laut in der Stille: «Die erste deutsche Station ist Aachen. Dort werden Sie, Heimkehrer Cohn, ermordet werden!»...

XXXIV

Obwohl die vierzig Slowaken die Zahl der «Arier» in der österreichischen Baracke bedeutend verstärkt hatten, war es nach der Ausscheidung der Arier sehr eng bei uns geworden: es kamen viel mehr Juden zu den Österreichern herüber, als sie Arier an die Deutschen abgegeben hatten. Da in der Nacht nur eine Tür offenbleiben durfte und da diese Juninacht sehr warm war; da unser Stroh ohnehin nicht gerade gut roch und da beim Umzug gründlich aufgewirbelt wurde, war es in der Baracke nicht auszuhalten. Ich erinnerte mich der ersten Nacht, die ich in diesem Konzentrationslager im Freien verbracht hatte, unter ausgestimmtem Himmel, in kühler Luft, und ich fragte Morgenroth, ob wir es nicht riskieren sollten, unser Nachtlager im Hof auf dem Rasenplatz aufzuschlagen.

«Die deutschen Wachtposten werden sicher nichts dagegen haben. Einen Sinn für Hygiene haben sie ja, die Raubmörder», sagte er.

«Es sind keine Wachtposten da», sagte ich.

«Sie werden noch kommen», sagte er, «aber das macht nichts. Ein französisches Verbot werden uns die Preussen gern übertreten lassen.»

Wir nahmen unsere Decken, Mäntel, Rucksäcke und machten uns ein Doppellager nah der Mauer. Die Luft war so lau, dass noch kein Tropfen Tau gefallen war.

«Sie müssen den armen Cukiersky suchen, sonst esse ich noch sein Schinkenbrot auf», drohte Morgenroth.

In der Judenbaracke war er nicht, der neugierige Cukiersky, ich fand ihn aber bald im Haus der Arier, bei den Slowaken. Wie ein Knabe, der sich versäumt hat und nun zur Schlafenszeit eingeholt wird, ging Cukiersky neben mir und erzählte die Abenteuer des Abends, um seine Verspätung plausibel zu machen: «Unter den Slowaken gibt es einen, der französisch sprechen kann. Ein sehr netter Mann, ein Gärtner. Er sagt, dass einige von seiner Gruppe sich zur tschechischen Armee melden wollten, aber sie haben noch ihre Familien in der Slowakei, und sie hatten Angst vor ihren faschistisch gesinnten Landsleuten in der Gruppe.»

Das Schinkenbrot und den Wein nahm er dann aus der Hand Morgenroths mit einem beiläufigen Dank, als wäre Morgenroth seine Mutter, der es zukommt, auch dem verspäteten Kind das Abendessen bereitzuhalten. Er ass schmatzend und trank gurgelnd aus der Flasche und hatte noch viel von den Slowaken zu erzählen.

Indessen waren mehrere unserem Beispiel gefolgt, und die Reihe der Betten an der Mauer wuchs. Auch der Börsenrat kam mit seiner Decke unterm Arm, er sass aber vorläufig bei uns, unentschlossen, ob er es riskieren sollte, im Freien sein Bett einzurichten. Wir hatten mit dem Börsenrat seit dem Einmarsch der Deutschen nicht gesprochen, und Morgenroth fragte ihn, was er denn über die angenehmen Überraschungen dächte, die uns der Leutnant beschert hat. In Anwesenheit Steiners, mit dem er zu uns gekommen war, erwiderte darauf der Börsenrat: «Es gibt Giftgase, die sehr angenehm riechen. Ein Giftgas riecht, zum Beispiel, nach Geranium. Ein anderes riecht nach frischgemachtem Heu. Hätten die Deutschen hier ein Giftgas ausgelassen, das nach Heu riecht, wäre ich vielleicht auch darauf hereingefallen. Warum soll es nicht im Juni nach Heu riechen? Wenn ich mich aber in einer deutschen Latrine befinde, und es fängt plötzlich an, nach Geranium zu riechen, dann leg' ich die Gasmasken an und laufe, wo die Augen mich hinführen ... So viel gebe ich auf die deutsche Korrektheit und auf die deutsche Humanität, Herr Steiner.»

Er hatte vom Anfang an zu Steiner gesprochen, obschon ihn Morgenroth gefragt hatte. Darauf wünschte er uns allen eine gute Nacht und ging langsam in die Baracke zurück. Wie wir am frühen Morgen erfuhren, hatte er schon in der Nacht das Lager verlassen; er und die orthodoxen Juden ... Wir haben den Börsenrat nie wiedergesehen. In Marseille hörten wir später, dass er einer der ersten war, dem es gelungen ist, sich bis zur spanischen Grenze durchzuschlagen. Als er aber von der französischen Grenzwa- che zurück nach Frankreich gejagt wurde, beging er Selbstmord in Perpignan. Er war dreiundsechzig Jahre alt. Ein Jungeselle. Ein Einsamer. Ein Weiser. Was hätte ihn noch an dieses Leben in Hitlers Europa binden können? Steiner, der mit dem Börsenrat gekommen war, um neben uns im Freien zu übernachten, rollte seine Decke wieder zusammen, sass dann

noch eine Weile unentschlossen und schweigend mit uns, dann sagte er mit leiser Stimme zu mir: «Ich möchte mit Ihnen reden, Herr Doktor.»

Wir gingen zum Esstisch hin und setzten uns. Es war schon nach Mitternacht. Ich sass Steiner gegenüber, konnte aber nur die Umrissse seiner Gestalt sehen, denn an der Mauer, wo der Tisch stand, war es stockfinster.

«Ich möchte mit Ihnen reden, Herr Petrykowsky», wiederholte er, diesmal mit einer schweren Stimme.

«Warum just mit mir, Herr ... Herr ...»

«Neubacher ist mein Name, Friederich Neubacher.»

«Warum wollen Sie just mit mir reden, Herr Neubacher?» fragte ich.

«Weil Sie kein hysterischer jüdischer Literat sind», sagte er.

«Vielleicht bloss, weil ich zu den Dummen gehöre, die Sie für keinen Nazi gehalten haben, Herr Neubacher?»

«Sie haben mich auch verdächtigt, im Stade Buffalo, nicht wahr?»

«Ja, doch.»

«Da war ich aber, aufrichtig gesagt, kein Nazi und –»

«Und jetzt sind Sie plötzlich ein Nazi geworden?»

«Herr Petrykowsky, wenn Sie auch nur Schwarz und Weiss unterscheiden können wie die hysterischen Juden, hat es keinen Sinn, weiterzureden.»

«Warum haben Sie sich grad vor mir als Bruder des armen Steiner ausgegeben?»

«Als Halbbruder, bitte. Ich habe mich schon in Paris für seinen Halbbruder ausgegeben. Der erste, der es mir geglaubt und zu mir volles Vertrauen gehabt hat, war der Weise von Offenbach. Ich hatte ein Interesse daran, in Emigrantenkreisen Freunde zu haben.»

«Im Auftrag der Gestapo?» fragte ich, entschlossen gleich ein Sprengloch zu bohren, um dem Gespräch ein schnelles Ende zu machen. Zu meiner Überraschung antwortete er mit einem entschiedenen «Ja». Nun begann mich Neubacher bei Weitem mehr zu interessieren, als es Steiner vermochte.

«Sie müssen aber nicht glauben, dass ich weiss Gott was für eine wichtige Rolle zu spielen hatte», setzte Neubacher-Steiner fort. «Ich bin in die ganze Sache durch den Tiroler hereingeraten, der –»

«Der vermutlich ebensowenig ein Tiroler ist wie Sie ein Wiener?»

«Stimmt. Er ist wie ich ein Bayer, und wenn ich Ihnen im Stade Buffalo gesagt habe, dass ich mit dem Tiroler auf Gedeih und Verderb verbunden bin, so war es die Wahrheit. Und so steht es auch jetzt: ich bin mit ihm auf Gedeih und Verderb verbunden ...»

«Der Tiroler ist auch im Auftrag nach Paris gekommen?»

«Nein. Eben nicht. Der Tiroler ist ein Verräter.»

«Wen hat er verraten?»

«Die Partei hat er verraten. Und ich bin ihm erst nach Österreich und dann nach Paris nachgereist, im Auftrag, um ihn möglichst lebendig nach Deutschland zurückzubringen.»

«Das wird Ihnen jetzt gelingen, Herr Neubacher.»

«Ich bin nicht so sicher. Wer weiss, wo der jetzt steckt. Der erste Transport vom Stade Buffalo ist nach Nîmes in Südfrankreich abgegangen, das wissen wir. Aber was mit dem Tiroler weiter geschehen ist, kann man nicht wissen. Ich werde sehr bald nach Nîmes fahren. Vielleicht erwisch' ich ihn noch.»

«Ist er eine so wichtige Persönlichkeit?»

«Das nicht. Wir sind beide keine sehr wichtigen Figuren, sonst wären wir nicht in diesen Dreck geraten. Die wichtigen Agenten haben neutrale Pässe gehabt und sassen ruhig in Paris.»

«Sie mussten natürlich die Strapazen des Tirolers teilen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.»

«Das ist es ja. In Paris hab' ich immer in seiner Nähe gewohnt, und im Stade Buffalo war ich sogar in seiner Gruppe, aber da sind wir eben doch getrennt worden. Zu dumm!»

«Ist der Tiroler auch ein Agent?»

«Ich hab' Ihnen doch schon gesagt: er ist ein Verräter.»

«Ein Verräter kann ja auch ein Agent gewesen sein.»

«Er war kein Agent. Er ist ein reicher Mann, er hat es nicht nötig gehabt, ein Agent zu sein. Er ist überhaupt ein ganzer Kerl, der Tiroler, Sie kennen ihn nicht. Er hat sich aus Vorsicht immer abseits gehalten, Sie verstehen?»

«Sie sind also nach Paris gekommen, um den Verräter nach Deutschland, möglichst lebendig, zurückzubringen. Zu diesem Zweck mussten Sie sich für einen Steiner ausgeben?»

«Aber nein! Wenn Sie ein wenig Geduld haben, werde ich Ihnen alles erklären. Ihr Schriftsteller glaubt immer, unsereins sei ein Teufel mit Hörnern. Es ist aber nicht so. Wie ich nach Paris gekommen bin, hab' ich kei-

nen anderen Gedanken gehabt als meinen Auftrag. Dann, nach ein paar Monaten, hab' ich gesehen, dass es noch eine Welt gibt ausserhalb Deutschlands. Und es ist dem Tiroler gelungen, mich zu überzeugen, dass wir nicht siegen werden.»

«Haben Sie den Tiroler schon in Deutschland gekannt?»

«Natürlich. Wir waren Freunde. Darum hab' ich ja den Auftrag bekommen. Sie verstehen?»

«Und in Paris hat der Tiroler, der ein reicher Mann ist, Sie mit Geld überzeugt, dass es noch eine Welt gibt ausserhalb Deutschlands, nicht wahr?»

«Sie sehen schon wieder einen Teufel mit Hörnern. Meinetwegen. Man kann ja auch so formulieren, wie Sie es eben getan haben. Aber, glauben Sie mir, es war nicht das Geld allein. Er hat angefangen, mich einzuladen, mich auszuführen, er hat mir Paris gezeigt. Mit seinem Geld hab' ich in einer Woche mehr gesehen und gelernt als in dem halben Jahr, wo ich noch versucht habe, meinen Auftrag auszuführen. Sie verstehen?»

«Der Missionar, der ausgezogen war, einen Sünder zu bekehren, ist von dem Sünder bekehrt worden; das —»

«Das ist richtig. Wenn Sie so reden, hab' ich Sie gern. Begreiflicherweise habe ich Interesse gehabt, in Emigrantenkreisen Fuss zu fassen. Ich war ja selber Emigrant geworden, innerlich. Sie verstehen?»

«So kamen Sie auf die Idee, sich für den arischen Halbbruder eines halbjüdischen Emigranten auszugeben.»

«Richtig. Der erste, dem ich das eingeredet hab', war Ihr Freund, der Weise von Offenbach. Der hat mir alles geglaubt. Auch die rührende Geschichte, wie ich mich anstelle meines Halbbruders, der ein Kommunist war, in Wien hab' verhaften lassen und dann zwei Monate für ihn in Dachau gesessen bin. Rührende Geschichten glauben die Leut' am liebsten. Sie verstehen?»

«Warum sind Sie aber einmal von Paris wieder nach Wien zurückgereist?»

«Ja, da fing meine Lage an, etwas schwierig zu werden. Man hat Verdacht geschöpft, und ich hab' Befehl bekommen, mich sozusagen zum Rapport zu stellen. Es ist mir gelungen, das Misstrauen zu zerstreuen, und ich bin wieder nach Paris zurückgeschickt worden. Dabei hat es mir aber

genützt, dass ich in Emigrantenkreisen Fuss gefasst hatte. Das ist nicht so vielen gelungen, wie das allgemein behauptet wird. Sie verstehen?»

«Sie haben also einen neuen Auftrag bekommen?»

«Nicht eigentlich. Ein paar kleine Sachen.»

«Zum Beispiel? Gerade das interessiert mich sehr, Herr Neubacher.»

«Ich verstehe. Unter uns gesagt, dummes Zeug. Ein Beispiel. Man hat Wert darauf gelegt, dass ich als ein Emigrant, der in Dachau gewesen war, der französischen Fremdenpolizei erzähle, dass jeder Emigrant, der aus einem deutschen Konzentrationslager entlassen wurde, sich verpflichten musste, im Ausland für Deutschland zu spionieren, jeder, Jud' und Arier. Um die Emigration zu diskreditieren. Sie verstehen?»

«Das ist gar nicht so dumm, Herr Neubacher.»

«Das ist dumm. Weil es gar nicht notwendig war. Die Emigration war sowieso diskreditiert. Weil die französische Polizei eh das gemacht hat, was die deutsche Gesandtschaft wollte. Immerhin, es ist mir gelungen, wieder nach Paris zu kommen. Und diesmal bin ich mit der Absicht gekommen, nie wieder zurück nach Deutschland zu gehen. Diesmal war ich schon ganz als ein Steiner zurückgekommen. Und bei dieser Gelegenheit konnte ich für den Tiroler auch noch was tun: nämlich seine Wertsachen, die er bei seiner Familie zurückgelassen hatte, nach Paris mitzunehmen. Sie verstehen?»

«Ich verstehe alles, Herr Neubacher. Was ich aber nicht verstehe, ist der Grund, warum Sie mir solche Sachen erzählen.»

«Weil ich Ihnen, einem Schriftsteller, zeigen will, dass ich kein Teufel bin, dass ich keine Hörner hab'. Was ich getan hab', ist menschlich. Unsereins ist auch ein Mensch. Darum wollte ich mit Ihnen sprechen. Sie verstehen?»

«Haben Sie gar kein Bedenken, mir, einem Fremden, solche Sachen zu erzählen?»

«Angst? Warum sollte ich Angst vor Ihnen haben? Haben Sie Zeugen?»

«Nein. Ich hab' keine Zeugen, und Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben.»

«Im Gegenteil. Es liegt mir daran, Ihr Vertrauen zu haben. Sie können fragen, was Sie wollen, Ihnen werde ich die Wahrheit sagen. Ihnen hab' ich im Grunde immer die Wahrheit gesagt.»

«Wenn Sie schon so freundlich sind, so werde ich Ihnen noch zwei Fragen stellen.»

«Bitte. Auch zehn Fragen.»

«Erstens: Von wem haben Sie das neueste Schlagwort: ‚Korrekt und menschlich‘? Das haben doch nicht Sie erfunden?»

«Schlagwort? Wieso Schlagwort? Ich hab’ mit dem Leutnant gesprochen. Ich hab’ mich natürlich gleich legitimiert. Der Leutnant hat gesagt: ‚Wir haben den strikten Befehl, die Zivilbevölkerung in Frankreich korrekt und human zu behandeln. Die Leute hier im Lager sind Zivilisten, Befehl ist Befehl! Wenn Sie das für ein Schlag wort halten, meineten. Ich hab’s nicht erfunden.»

«Was halten Sie von der so plötzlich ausgebrochenen Humanität?»

«Schauen Sie, Herr Doktor, dem Leutnant war es vielleicht lieber, Witze mit den Juden zu machen, als sie zu massakrieren. Er ist halt ein Witzbold, und er hat Befehl, korrekt und human zu sein. Mir persönlich passt das im Moment gar nicht. Ich hätte gern ein paar Fleissaufgaben gemacht. Meine Situation ist eine sehr heikle. Sie verstehen?»

«Was heisst hier Fleissaufgaben?»

«Ich hätte gern ein paar intellektuelle Juden geliefert. Zum Beispiel den Morgenroth. Ein arroganter Kerl. Ich hab’ ihn zum Ausgang geführt, als die deutsche Kolonne einrückte, und er wäre beinah durchgeschlüpft. Aber ich hab’ ihm geschickt den Weg verstellt —»

«Das haben Sie?»

«Ja. Er ist hier der einzige, für den die Gestapo noch halbwegs Interesse haben könnte, hab’ ich mir gedacht. Die anderen Schriftsteller waren ja schon weg. Mit Morgenroth hätte ich ein bisschen Eindruck schinden können, für den Anfang. Sie verstehen? Aber Sie wollten ja zwei Fragen stellen?»

Obwohl die Nacht eine recht laue war, war mir in diesem Moment etwas kalt geworden, und ich musste mich ein wenig erholen, ehe ich mich der zweiten Frage zu erinnern vermochte. Jetzt war ich froh, dass wir im Finstern sassen, dass er mein Gesicht sowenig sehen konnte wie ich ihn.

«Ja, was ich noch wissen wollte, ist etwas heikel, Herr Neubacher. Sehen Sie, wie alle anderen hab’ auch ich kein rechtes Vertrauen zu Ihnen

gehabt. Bis zu dem ersten Abend hier in diesem Lager. Sie erinnern sich?»

«Freilich, wir schliefen ja im Freien, und der Weise von Offenbach hat Ihnen die rührende Geschichte von mir erzählt, wie ich für meinen Bruder in Dachau gesessen bin. Ich hab' so getan, als wäre ich eingeschlafen. Ich hab' zugehört und ich war ihm sehr dankbar. Ein feiner Kerl, der Weise von Offenbach. Nicht sehr gescheit, aber ein Charakter, das muss ich sagen.»

«Die rührende Geschichte hätte mich nicht so gerührt –»

«Das sagen Sie jetzt. Damals waren Sie sehr gerührt. Ich kann mich erinnern. Seitdem waren Sie ja auch immer sehr nett mit mir.»

«Das stimmt. Aber es war nicht die rührende Geschichte, die Eindruck auf mich gemacht hatte. Sie selbst, Herr Neubacher, haben etwas gesagt, was mich für Sie umgestimmt hat. Sie haben von Wien erzählt, und Sie haben gesagt: Es gibt keine Menschen mehr dort, Engel gibt es und Teufel, aber keine Menschen. Sie haben erzählt, und es war ein sehr echter Ton dabei –»

«Ich weiss schon. Ich sagte: Es geht einem, wenn man nach Wien zurückkommt, wie in einem Traum, wo alles verwandelt ist, und so weiter. Ich weiss schon.»

«Ja, da war was Echtes, Wahres drin, und das hab' ich Ihnen nicht vergessen können.»

«Ja, das hab' ich mir nicht ausgedacht. Da ist was Wahres drin, das stimmt. Das hab' ich mir nicht ausgedacht. Das war so: Wie ich zum zweiten Mal von Wien nach Paris gefahren bin, da war eine junge Frau im Abteil. Wie wir die Schweizer Grenze passiert sind, hat jeder was zu erzählen gehabt, wie schrecklich es war. Die Frau, sie war eine Pianistin, eine Jüdin, hat erzählt, wie sie einmal auf der Währinger Strasse von SA-Burschen gestellt wurde. Damals haben die Burschen jüdische Frauen von der Strasse weg zum Abtreiben geschleppt, Sie erinnern sich?»

«Ja, ich war damals noch in Wien.»

«Also die SA-Burschen haben die Dame gefragt, ob sie einen Beruf hat. Ja, hat die Dame gesagt, ich bin Pianistin. Da haben die Burschen ihr die Handschuhe ausgezogen und ihre Hände angeschaut. Dann haben sie die Dame in ein Haustor geschleppt und ihre Hände so lang an die Wandmauer gehaut, bis sie ganz zerschunden waren. Sie haben ihr auch ein paar Finger gebrochen. Dann haben die Burschen die Dame ausgelassen, und

einer hat gesagt: ‚Für eine Saujüdin hast du viel zu schöne Hände gehabt. Diese jüdische Dame war es, die gesagt hat: ‚Es gibt keine Menschen mehr in Wien. Es gibt nur noch Teufel und Engel und dazwischen nix.‘ Sie hat auch gesagt, dass alles wie in einem bösen Traum ist, wo alles verwandelt und verkehrt ist. Ich hab’ mir das gemerkt. Weil ich ja damals in den Emigrantenkreisen Fuss fassen wollte, und in diesen Kreisen haben solche Geschichten gewirkt. Ich hab’ mir solche Geschichten gemerkt und oft gut angebracht. Sie verstehen?»

«Sehr gut angebracht haben Sie die Geschichte, das muss ich sagen. Ich bin Ihnen ja auch darauf hereingefallen.»

«Freilich. Rührende Geschichten, das ist das Beste. Aber Sie, Herr Doktor, wollte ich gar nicht hereinlegen. Hab’ ich Sie nicht gut beraten, als ich Ihnen gesagt hab’, Sie sollen sich das amerikanische Visum holen? Wenn Sie das Visum jetzt hätten, wären Sie gerettet. Was werden Sie jetzt tun?»

«Das weiss ich wirklich nicht.»

«Ihre Situation ist noch immer besser als meine. Ich muss schauen, dass der Tiroler wekommt. Wenn sie den erwischen, ist es aus mit mir!»

«Sie meinen, er würde Sie verraten und alles aussagen?»

«Sind Sie naiv, Herr Doktor! Wenn er in die Hände der Gestapo fällt, kriegt man aus ihm alles heraus. Verraten! Sie werden auch alles sagen, was Sie wissen, wenn Sie der Gestapo in die Hände fallen. Ich muss schauen, dass der Tiroler wekommt. Sie können durchrutschen. Für die Juden ist vorläufig kein grosses Interesse. Aber lassen Sie sich nicht viel Zeit damit. Und bleiben Sie dabei, dass Sie kein Arier sind. Überschätzen Sie die Gestapo nicht, die weiss auch nicht alles.»

«Ich danke Ihnen für Ihren Rat, Herr Neubacher. Es ist Zeit, schlafen zu gehen –»

«Was mich wundert ist, dass Sie mich nicht gefragt haben, was der Tiroler eigentlich gemacht hat.»

«Es interessiert mich nicht. Sie haben mir genug erzählt.»

«Für einen Schriftsteller wäre das schon eine ganz interessante Geschichte, Herr Doktor.»

«Ich bin müde. Ich muss mich ein wenig ausruhen. Wer weiss, wo man morgen schlafen wird.»

«Morgen sicher noch hier. Ich werde Ihnen morgen erzählen, was der Tiroler gemacht hat. Damit Sie sehen, dass unsereins auch nur ein Mensch ist und kein Teufel, kein Dämon. Es ist alles viel einfacher, als die Schriftsteller glauben. Jeder streckt sich nach der Decke. Das ist menschlich. Sie verstehen?»

Steiner-Neubacher begleitete mich noch bis an mein Bett. Alle schliefen, wenige schnarchten schon. Neubacher schien mir zu überlegen, ob er nicht das Gespräch fortsetzen sollte. Ich fühle mich aber nicht imstande, ihm weiter zuzuhören. Um ihn loszuwerden, sagte ich noch mit leiser Stimme, um die Schläfer nicht zu stören: «Sie haben mir viele gute Ratschläge gegeben, erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rat zu geben: Glauben Sie ja nicht, dass Sie schon gesiegt haben, es kann noch alles ganz anders kommen.»

Die Antwort flüsterte er schnell an meinem Ohr: «Das ist ja der Grund, warum ich mit Ihnen reden wollte. In meiner Situation darf man sich nicht auf eine Seite festlegen. Sie verstehen? Gute Nacht.»

Ich hätte ihm gern mit Cukierskys deutschem Gegengruss geantwortet. Gut, dass ich es nicht getan habe.

Morgenroth schlief mit dem Gesicht nach unten, Cukiersky lag auf dem Rücken und schnarchte gutmütig. Auf den Strassen in der Feme knatterten die Motoren der deutschen Patrouillen. Ich streckte mich aus, ich sah die Sterne, und ich zog meine Decke übers Gesicht.

XXXV

Als ich gegen sechs Uhr erwachte, lagen noch ein paar Langschläfer auf dem Rasenplatz an der Mauer, darunter auch Cukiersky, Morgenroth war schon weg. Er kam erst gegen sieben Uhr wieder, nahm seine Decke und seinen Rucksack und sagte zu mir und Cukiersky mit leiser Stimme: «Machen Sie jetzt alles genauso wie ich das mache und folgen Sie mir. Wir gehen weg. Und stellen Sie keine Fragen, bitte.»

Wir rollten unsere Decken ein und gingen aus dem Lager hinaus. Nirgendwo waren deutsche Soldaten zu sehen. An der Bucht begegnete ich meinem Freund Serge. Er kam von der Frühmesse. Er gab mir ein Zeichen, dass er mit mir sprechen wolle, und wir stellten uns etwas abseits des Wegs.

«Um acht Uhr dreissig», sagte Serge, «werde ich sagen können, ob es mit dem Fischerboot klappt. Geh ja nicht früher weg.»

Wir machten eine Verabredung aus, und ich schloss mich Morgenroth und Cukiersky an.

«Wir wollen jetzt irgendwo gut frühstücken», sagte Morgenroth. «Wir haben ein wenig Zeit.»

Wir traten in das erste Gasthaus ein, besetzten ein Tischchen und versteckten unser Gepäck hinter unseren Sitzen an der Wand. Es war eine überflüssige Massnahme, denn es waren viele französische Flüchtlinge überall zu sehen, die auch Gepäck bei sich hatten, aber wir machten es dem Morgenroth nach, ohne zu wissen, was er eigentlich vorhatte.

Nachdem wir Kaffee getrunken und die Schinkenbröte verschlungen hatten, sagte Morgenroth: «In schlimmer Zeit werden offenbar die dümmsten Sprichwörter wahr. Morgenstunde hat Gold im Munde, das ist dumm und doch wahr. Ich bin heute sehr früh aufgestanden und ich ging gleich ins Dorf, weil ich euren Anblick nicht ertragen konnte, wie ihr so ruhig geschnacht habt, während die Gestapo schon die langen Messer schleift, um euch abzuschlachten. Ein Zufall führte mich an dem Haus vorbei, wo unsere deutsche Kolonne ihre Küche aufgeschlagen hat. Ich hörte sie re-

den, und einer in der Küche sagte: ‚Das Mittagessen wird nicht mehr hier gekocht.‘ – Was bedeutet das, Herr Landsturmlieutenant Petrykowsky?»

«Das bedeutet, melde gehorsamst, Herr Oberleutnant Morgenroth, dass unsere Preussen bald abmarschieren», sagte ich, und während ich es sagte, fühlte ich, wie mein Herz sekundenlang aussetzte.

«Sehr richtig, Herr Leutnant. Das dachte ich mir auch. Darauf ging ich frühstücken. Ich muss gestehen, dass ich zuerst einfach Weggehen wollte, ohne was mitzunehmen, ohne irgend jemandem ein Wort zu sagen. Aber ich habe die Kraft meines Charakters und meines Verstandes überschätzt. Ich sah euch wie die Kälber liegen, nicht ahnend, dass der Schlächter schon das Motorrad bestiegen hat, um euch mit seinem Messer zu wecken, und ich ging, nachdem ich gut gefrühstückt hatte, ins Lager zurück. Ich hatte vor, mein Geheimnis einigen vernünftigen Männern zu verraten, dem Börsenrat, den Wiener Sozialdemokraten, die wie Brüder miteinander leben, den orthodoxen Juden und so weiter. Der Börsenrat und die orthodoxen Juden waren aber schon in der Nacht verschwunden, auch unser Freund Klapper. Ich redete also mit den Sozialdemokraten, mit Doktor Prager und noch ein paar anderen, damit nicht das ganze Lager auf einmal ausrückt, und nun sind schon einige auf der Flucht. Wenn unsere Nazis nichts merken, werden sich viele retten können. Und jetzt gehen wir.»

«Ich hab’ eine Verabredung mit meinem Freund Serge», sagte ich.

«Sie werden diese Verabredung nicht einhalten, Herr Petrykowsky», sagte Morgenroth.

«Doch», sagte ich. «Es handelt sich um ein Fischerboot, das uns nach England bringen soll.»

«Dieses Boot kenne ich schon seit einer Woche. Ich warte keine fünf Minuten auf die Wunder der Fischerei. Kommen Sie, Cukiersky!»

Wir verliessen das Gasthaus. Draussen waren schon einige Gefangene mit Gepäck unterwegs. Es waren die Wiener Sozialdemokraten. Sie fielen aber mit ihrem Gepäck nur uns auf, weil sehr viele Franzosen mit Gepäck auf der Strasse wanderten, die nach Quimper führte.

«Wann haben Sie die Verabredung?» fragte mich Morgenroth.

«Um acht Uhr dreissig», sagte ich.

«Ich gehe mit Cukiersky zu diesem Weizenfeld dort, sehen Sie es? Es ist jetzt acht Uhr. Wir warten bis ein Viertel vor neun. Wenn Sie dann nicht zur Stelle sind, nehmen wir an, dass Sie schon auf dem Ozean schwimmen, und wir warten keine Minute länger.»

«Gut», sagte ich, und wir trennten uns. Cukiersky folgte nur ein paar Schritte und redete mir zu, mitzukommen, aber ich hörte nicht auf ihn. Ich ging zur Bucht, wo die Boote friedlich schaukelten, und wartete auf Serge. Um acht Uhr fünfzehn sah ich das Motorrad des Leutnants auf dem Weg zum Lager. Nach fünf Minuten knatterte das Motorrad auf dem Rückweg wieder an mir vorbei. Um acht Uhr dreissig kamen viele Aufgeregte aus dem Lager und erzählten, der Leutnant habe den Gruppenchefs mitgeteilt, dass seine Kolonne im Lauf des Vormittags abmarschieren würde. Gegen Abend würde eine andere Kolonne kommen, die sich des Lagers annehmen würde. Alle haben um fünf Uhr im Lager zum Appell gestellt zu sein. Ruhe, Ordnung, Disziplin und so weiter. Man redete mir zu, keine Dummheiten zu machen, überall seien Patrouillen auf den Strassen, man würde alle wieder einfangen, und die Folgen könnte man sich ausmalen. Ich wartete bis neun Uhr, Serge kam nicht. Und die guten Ratschläge, die ich indessen über mich ergehen lassen musste, zermürbten mich derart, dass ich schon bereit war, ins Lager zurückzukehren. Besonders schwer setzte mir ein braver, herzensguter Wiener Maler zu, der die Gefahren und die Folgen der Flucht aus einem deutschen Lager sehr anschaulich darzustellen verstand.

«Ein Kordon von motorisierten Patrouillen umkreist das Dorf. Wie wollen Sie da ohne Ausweis durchkommen? Haben Sie doch Geduld! Der Leutnant hat gesagt, jeder würde einen Befreiungsschein bekommen. Hören Sie nicht auf die Juden! Die sind ja hysterisch!»

Plötzlich stand Morgenroth neben uns. Er nahm dem Maler meinen Rucksack aus den Händen und sagte zu ihm mit erstaunlich milder Stimme: «Bleiben Sie im Lager, wenn es Ihnen da so gut gefällt. Und lassen Sie Herrn Petrykowsky mit den hysterischen Juden hysterisch sein, bitte.» Und ohne mich zu fragen, machte er sich mit meinem Rucksack auf den Weg zu dem Weizenfeld, wo Cukiersky uns erwartete. Cukiersky freute sich, dass ich nicht verlorengegangen war, und ohne ein Wort zu verlieren, gingen wir gleich weiter auf der Strasse, die nach Quimper

führte. Nach einer Viertelstunde begegneten wir dem ersten deutschen Feldgendarmen, der auf einem Motorrad patrouillierte.

«Wenn er uns anhalten sollte, versteht keiner von uns ein Wort Deutsch», sagte Morgenroth.

Der Gendarm kümmerte sich um uns ebensowenig wie um die französischen Réfugiés, die auch in der Richtung nach Quimper langsam wanderten, viel langsamer als wir, weil die Franzosen schweres Gepäck mit sich schleppten. Nach einer weiteren Viertelstunde rollte uns wieder ein deutscher Feldgendarm entgegen. Auch dieser hielt keinen von den Fussgängern an. Dann kam ein Motorrad hinter uns herangeknattert und überholte uns schnell. Es war der erste Gendarm auf seiner Rücktour. Nach zwei Stunden Wanderung kannten wir drei deutsche Feldgendarmen sozusagen persönlich, und wir konnten uns nicht verhehlen, dass die Gendarmen Nr. 1 bis 3 uns sicher auch schon gut kannten.

«Die Deutschen machen alles gründlich», sagte Cukiersky. «Es beginnt ungemütlich zu werden.»

Wir beschlossen, von der Landstrasse zu verschwinden, und nahmen nach einer Kehre den ersten Feldweg, der von der Landstrasse abwich. Das Korn und der Weizen waren längst reif, aber die Ernte hatte noch nicht begonnen. Auf dem stillen Feld fühlten wir uns wohlgeborgen, und so gingen wir eine Zeit gedankenlos auf dem angenehmen Wege, der nirgendwohin führte.

Als erster fing Morgenroth wieder zu denken an: «Setzen wir uns eine Weile. Wir müssen ausruhen und beraten.»

Wir fanden einen Streifen Luzerne zwischen einem Weizen- und einem Roggenfeld, und wir setzten uns am Rande des Weizenfeldes, ein Stück abseits vom Weg.

«Ihr Freund Serge hat Sie natürlich aufsitzen lassen», sagte Morgenroth.

«Ja, das hat er», sagte ich. «Ich habe einen Fehler gemacht.»

«Sie werden noch mehr Fehler machen», sagte Morgenroth. «Wir alle werden noch viele Fehler machen. Aber solange wir die Möglichkeit haben, Fehler zu machen, ist es noch nicht das Schlimmste. Was war Ihr Fehler?»

«Ich habe meinem Freund Serge verraten, dass ich im Besitz von achtausend Francs bin. Seit dem Tage hält er mich für einen mächtigen Mann, der keines Menschen Hilfe mehr braucht. Ich könnte meine Hand ins Feu-

er legen, dass er mich nicht im Stich gelassen haben würde, wenn ich kein Geld hätte.»

«Das ist richtig. Und merkwürdig zugleich. Wir werden noch viele seltsame Erfahrungen machen. Was mich betrifft, so können Sie sich darauf verlassen, dass ich meinerseits Ihre achttausend Francs nicht im Stich lassen werde.»

«Wo wollen wir eigentlich hin?» fragte Cukiersky. «Ich muss nach Paris. Ich kann meine Schwester nicht verlassen. Sie ist das hilfloseste Geschöpf auf dieser Welt.»

«Wo immer wir hinwollen, wir müssen aus dieser Halbinsel heraus. Wir müssen auf alle Fälle nach Quimper. Dann wollen wir sehen. Ich will in eine Hafenstadt, am liebsten nach Bordeaux», sagte Morgenroth. «Und Sie, Petrykowsky?»

Ich war entschlossen, mit nach Bordeaux zu wandern; dort gab es ein amerikanisches Konsulat. Wir berieten noch lange hin und her und waren uns einig, dass wir bei Tag auf der Landstrasse nicht gehen könnten. In der Nacht konnte man den Feldgendarmen besser ausweichen. Wir gedachten, den Tag hier liegenzubleiben und beim Ausbruch der Nacht weiterzugehen.

«Hier können wir nicht sitzenbleiben», sagte nach einer Weile Cukiersky. Er zeigte mit einem Finger in die Höhe, wo zwei kleine Vögel über uns kreisten. Der Flug der Vögel kam mir bekannt vor, die Vögel konnte ich nicht erkennen.

«Es sind Lerchen», sagte Cukiersky. «Wenn das Paar so tief kreist, so hat es irgendwo hier ein Nest. Wir stören hier. Wir müssen weg.»

Er stand auf und packte seine Sachen zusammen. Morgenroth sah mich mit einem langen Blick an, wir nickten uns zu, und wir erhoben uns.

«Wenn ich auch sicher bin, dass wir die Lerchen bei Weitem nicht so stören wie die Feldgendarmen uns, Sie sollen recht haben, Cukiersky», sagte Morgenroth.

Wir gingen über den blühenden Streifen Luzerne und setzten uns am Rande des Kornfelds hin.

«Hier ist es sogar schöner zu sitzen», sagte Cukiersky und wies mit einer Hand auf die Weizenfelder hin. «Hier sieht man, wie sanft der Wind über den Weizenähren schwimmt.»

Wir streckten uns aus und lagen schweigend in der Sonne. Cukiersky war unruhig. Auf einmal erhob er sich und verschwand.

Nach einer Zeit hörten wir einen Pfiff. Erschreckt sprangen wir hoch. Cukiersky stand mittendrin im Weizen und winkte und lockte uns. Wir gingen zu ihm.

«Ich hab's gefunden», flüsterte er ganz aufgeregt. «Ich hab' noch nie eins gesehen, aber ich hab's gefunden. Ein Lerchennest.»

«Ich hab' auch noch nie ein Lerchennest gesehen», sagte Morgenroth, der zu meinem grossen Erstaunen jetzt fast so aufgeregt war wie Cukiersky. Wir folgten diesem auf dem Fuss und kamen zu einer Stelle auf dem Weizenfeld, wo in einer sanften Vertiefung kein Weizen wuchs, sondern Gras und Unkraut wucherte.

«... Da», sagte Cukiersky und wies auf einen Strauch hin. Wir sahen erst nichts, dann erblickten wir es. Auf der Erde, ins graubraune welke Gras eingesetzt, eingeflochten, eingenaht war es: ein graubraunes Nest, weich und reinlich. Wir sahen es genau an und wollten uns zurückziehen, denn über uns kreiste aufgeregt das Lerchenpaar.

«Die Mutter hat mehr Mut als der Vater», sagte Morgenroth. «Sehen Sie? Das tiefer und näher kreist, ist das Weibchen. Das Männchen ist vorsichtiger. Es hat den gesunden Menschenverstand.»

«Woran erkennen Sie das Männchen?» wollte Cukiersky wissen.

«An seiner Feigheit», sagte Morgenroth.

«Wenn ich solche zwei süssen Kinder hätte, wäre ich nicht so feig wie dieser Lerchenvater», sagte Cukiersky.

«Woher wissen Sie, dass der zwei süsse Kinder hat?» fragte Morgenroth.

«Was?!» rief Cukiersky aus. «Sie haben nichts gesehen?! Im Nest sind ja zwei Junge.»

Auch ich hatte die Jungen nicht bemerkt. Wir beugten uns übers Nest und sahen lange nichts als Nest. Dann bemerkten wir alle zugleich, wie das graubraune, reinliche Nest sachte atmete ... Wir fassten uns an den Händen, als wollte jeder den anderen hindern, dem Nest noch näher zu treten. Als unsere Augen sich an das schattige Graubraun gewöhnt hatten, konnten wir sehen, wie die zarten Wesen ihre winzigen Köpfchen so eingezogen hatten, dass ihre bereits gefiederten Körperchen eine braungraue Fläche mit dem Nest bildeten, meisterhaft camouffiert. Nur an den winzigen wachsgelben Nasenlöchern sowie an den vier klugen Pünktchen der Augen konnte man das zarte Leben wahrnehmen ...

Als wir wieder bei unseren Rucksäcken lagen, sagte Morgenroth: «Das werde ich Ihnen nie vergessen, Cukiersky: nie hätte ich gedacht, dass ich in diesem Leben noch einmal zehn Jahre alt sein werde, wenn auch nur ein paar Minuten. Schade, dass Sie nach Paris müssen und wir nach Bordeaux ...»

«Es tut mir auch leid, aber ich kann meine Schwester nicht allein lassen», sagte Cukiersky.

Wir hielten uns hier etwa zwei Stunden auf, Cukiersky war sogar für eine Weile eingeschlafen. Auf einmal sprang Morgenroth auf und packte seine Sachen zusammen. «Wir sind ja wahnsinnig», sagte er. «Wir befinden uns im Kriegsgebiet. Da gibt es sicher *curfew*. Wenn wir in der Nacht in Quimper ankommen, werden wir sofort verhaftet. Wir haben keine Zeit, hier herzuliegen. Vielleicht sind jetzt andere Feldgendarmen auf der Strasse, die uns nicht kennen. Wir müssen was riskieren, wenn wir durchkommen wollen.» Auf der Landstrasse sagte er noch: «Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass wir alle geistig verkommen sind in dem Konzentrationslager. Sonst ist es nicht zu begreifen, warum wir gestern Abend noch ins Lager zurückgekommen sind. Wie, wenn der neue Kolonnenkommandant rechtzeitig angekommen wäre und uns wieder eingesperrt hätte?»

Dieser Gedanke erschreckte uns sehr, und wir gingen jetzt sehr schnell auf die Landstrasse, als könnten wir unseren Stumpfsinn von gestern durch ein schnelleres Tempo jetzt wettmachen. Der erste Feldgendarm, der uns auf einem Motorrad entgegenkam, war unser Gendarm Nr. 3. Wir hatten sie nummeriert und waren uns einig darin, dass dieser der Feldgendarm Nr. 3 von vormittags war. Er schien uns aber nicht zu erkennen. Dennoch hatten wir grosse Angst und wir redeten kein Wort mehr miteinander. Gegen drei Uhr kam hinter uns ein Autobus dahergerollt, ein französischer Wagen. Drinnen sassen Réfugiés, Männer, Frauen, Kinder. Der Chauffeur stoppte, und ein Mann, der bei einem Fenster sass, winkte uns zu. Als wir näherkamen, sahen wir, dass einige Insassen unseres Lagers im Autobus waren. Wir stiegen schnell ein und bezahlten die Taxe nach Quimper. An dem Benehmen unserer Kameraden vom Lager erkannten wir, dass es besser war, nicht zu fragen und nicht zu reden. Nach einer Stunde waren wir in Quimper und stiegen auf dem Platz aus, wo sie vor ein paar Wochen auf uns gespuckt hatten, die patriotischen Quimperaner.

Es kam mir vor, als wären Jahre darüber vergangen ... Vom Gebäude der Präfektur hing eine Hakenkreuzfahne herab, die vom Giebel bis aufs Trottoir reichte. Das schwarze Hakenkreuz war wie ein riesiger Totenkopf. Überall standen deutsche Vehikel, deutsche Tanks, deutsche Kanonen, deutsche Motorräder, deutsche Soldaten, deutsche Maschinengewehre. Dazwischen wimmelte es von Réfugiés. Hier konnten wir nicht auffallen; das war gut. Es war ein sehr heisser Tag, und die Deutschen schwitzten, dass ihre feldgrauen Sommerblusen an den Schultern durchnässt waren. Wir beschlossen, hier zu übernachten, denn vom Chauffeur des Autobusses hatten wir die Warnung, dass *curfew* im ganzen Département von fünf Uhr nachmittags bis sechs Uhr morgens anbefohlen war. Wir hatten noch eine Stunde Zeit, Nachtlager zu suchen.

«Petrykowsky», sagte Morgenroth. «Sie sprechen ein besseres Französisch als wir, Sie müssen jetzt in Aktion treten.»

Im ersten Gasthof sagte mir der Patron, dass es keinen Sinn hätte, nach Zimmern zu fragen; alle Hotels waren von den Deutschen requiriert, es war verboten, Zivilpersonen zu beherbergen. Der Patron gab mir die Adresse eines Komitees, das für Réfugiés Schlafstellen anzuweisen hatte. Wir gingen zu dem Komitee. Ein rundlicher Herr mit einer Armbinde des Fürsorge-Komitees empfing uns mit folgenden Worten: «Ich sehe, meine Herren, Sie sind verkleidete polnische Offiziere. Ich kann sie nicht beherbergen, darauf steht seit gestern Todesstrafe. Es tut mir leid.» Er schwitzte und war in Panik wie das ganze Fürsorge-Komitee. Als wir dem Herrn versicherten, keine polnischen Offiziere zu sein, sagte er: «Um so besser für Sie, da brauchen Sie ja keine Angst zu haben: die Deutschen sind korrekt und ... human. – Oui», wiederholte er, da ihm das letzte Wort beinahe in der Kehle steckengeblieben war, «oui, même humains ...» Er gab uns die Adresse eines anderen Komitees, das vielleicht noch Schlafplätze hatte. Es lag uns sehr daran, uns unter die französischen Réfugiés zu mischen, und wir eilten zu dem anderen Komitee. Eine ältere Dame empfing uns. Sie sagte – und sie hatte Tränen in den Augen, echte Tränen –: «Sie sind polnische Offiziere, meine Herren. Ich kann für Sie nichts tun. Die Boches suchen überall nach Offizieren der polnischen Legion, die in Zivilverkleidung sich verbergen.»

Es war indessen fünf Uhr dreissig geworden, und wir schwitzten wie die Mäuse in einer Falle. Nach einer kurzen Beratung beschlossen wir, aus dem Städtchen hinauszulaufen, auf der Landstrasse und in den Weizenfeldern gab es keinen *curfew*. Wir folgten den deutschen Vehikeln, die in ununterbrochenem Strom südwärts rollten. Morgenroth sagte: «Das haben wir Ihrem sarmatischen Schnurrbart zu verdanken.»

Ich fand, dass er auch ohne Schnurrbart bei Weitem polnischer aussah als ich, und wir hatten unseren ersten Streit.

Wir gingen am Bahnhof vorbei, wo viele Züge standen, Personenzüge mit deutschen Truppen und Lastzüge mit deutschem Kriegsmaterial. Wir gingen auf einer Strasse, die nur eine Häuserreihe hatte und am Bahndamm aus dem Städtchen hinausführte. Ein kleines Gasthaus war noch offen, und wir hatten grossen Hunger. Dieses kleine Gasthaus hatte einen sehr hübschen Namen, den ich im Leben nicht vergessen werde, den ich aber hier nicht aufschreiben möchte, weil ich ja nicht sicher bin, ob diese Blätter nicht eines Tages in die Hände der Vichy-Polizei geraten werden. Cukiersky sagte: «Solche kleinen Restaurants haben oft ein paar Zimmer im Hof, ohne deswegen als Hotels zu gelten. Vielleicht haben die Deutschen hier nicht requiriert.»

Wir gingen nicht in den Gasträum, sondern in den Hausflur hinein. Ein Küchenmädchen kam uns entgegen. Ich fragte, ob es nicht ein Zimmer gäbe, für eine Nacht. Das Küchenmädchen überlegte sich die Antwort sehr lange, dann meinte sie, es gäbe vielleicht einen Raum, kein richtiges Zimmer, aber die Patronin sei zur Präfektur gegangen. Es war indessen fünf Uhr vierzig geworden. Um fünf ist *curfew*, sagte ich dem Mädchen, ob wir nicht zehn Minuten warten könnten. Wir entschlossen uns, zehn Minuten im Hausflur zu warten. Es waren keine fünf Minuten vergangen, als das Mädchen die Küchentür öffnete und schnell hinter der eintretenden Patronin wieder schloss. Die Patronin war eine junge Frau. Sie war sehr schön. Sie hatte die klugen schnellen Eidechsenaugen, die nur französische Frauen haben. Ich wollte ihr entgegengehen, aber Morgenroth riss mich zurück. «Die Frau ist reizend», flüsterte er mir schnell zu. «Mit solchen Frauen bin ich –»

Schon stand er vor der Patronin, und ein heisser Frost schlug mir ins Gesicht, als ich ihn sagen hörte: «Madame, wir sind polnische Offiziere.

Verstecken Sie uns irgendwo über Nacht. Sonst fangen uns die Boches...»

Die Patronin kam näher und sah noch mich und Cukiersky mit ihrem schnellen Eidechsenblick an.

«– Venez!» entschied sie kurz. Wir folgten ihr eine Treppe hoch, einen Seitengang, eine halbe Treppe tief und noch einen sehr schmalen Flur. Hier öffnete sie eine weissübertünchte kleine Tür und liess uns in einen halbdunklen Raum ein.

«Ich habe ein anderes sauberes Zimmer», sagte die Patronin, «aber ich denke, hier ist es besser für Sie. Eine Bedingung», fügte sie äusserst energisch hinzu: «Sie dürfen das Zimmer nicht verlassen. Das Essen werde ich Ihnen heraufbringen.» Dann ging sie und verabschiedete sich mit einem sehr traurigen und sehr reizenden Lächeln.

«Das haben Sie gut gemacht», sagte Cukiersky zu Morgenroth und küsste ihn auf beide Backen.

«Wir wollen gleich eine Arbeitsteilung einführen», sagte Morgenroth mit grossem Ernst. «Wenn man mit Männern verhandeln muss, macht das Cukiersky. Mit jungen Mädchen und miesen Weibern spricht Petrykowsky. Mit hübschen Frauen zwischen dreissig und siebzig rede ich.»

XXXVI

Folgenden Tags war Morgenroth schon so gut mit der Patronin, dass er ihr die Wahrheit sagen konnte. Sie war nicht einmal enttäuscht. Es war ihr sogar eine Erleichterung zu wissen, dass wir keine polnischen Offiziere waren, denn das Beherbergen von zivilen Ausländern war nicht mit Todesstrafe bedroht. Sie brachte uns das Essen aufs Zimmer und liess uns nicht ausgehen. Nur Morgenroth ging in Begleitung der Patronin ein paar mal am Tag aus, um Nachrichten zu hören. Zeitungen gab es keine und auch keine Radiosendungen. Der Armistice war bereits geschlossen, wir wussten es aber nicht, auch die deutschen Soldaten schienen es noch nicht zu wissen, die Kanonen und Munitionstransporte rollten noch immer südwärts.

Am dritten Tag begegnete Morgenroth einem Flüchtling aus unserem Lager, der ihm erzählte, dass Doktor Prager und der Psychoanalytiker in Quimper angekommen wären. Sie wollten nach Paris. Von der Patronin wussten wir, dass am Nachmittag der erste Zug abgehen sollte, der eine Verbindung nach Orléans herstellen und Zivilpersonen mitnehmen sollte. Doktor Prager hatte aber kein Geld, und der Psychoanalytiker hatte noch gerade genug, um sein Reisebillet zu bezahlen. Wir legten das Geld für Doktor Prager zusammen, und die Freunde reisten tatsächlich ab. Später, in Marseille, hatten wir Nachricht aus Paris. Beide sind nach zwei Wochen dort angekommen, beide sind in Paris eines natürlichen Todes gestorben, eines natürlichen Emigrantentodes.

Am vierten Tag brachte uns die Patronin eine Nachricht von der Präfektur: die Polizei hatte von den Deutschen den Befehl, sechzig Flüchtlinge, die einem Konzentrationslager entlaufen waren, einzufangen und ins Lager einzuliefern. Es waren also nur sechzig entkommen! Wir sagten der guten, klugen und sehr schönen Frau Dank und Adieu, und wir verliessen schleunigst das Städtchen, in dem wir mindestens zwei Tage zu lang geblieben waren (wie Morgenroth selbst aufrichtig, aber ohne Bedauern und Reue, zugeben musste). Wir wollten über Nantes nach Bordeaux. Nach Nantes gab es an diesem Tage einen Zug für Zivilpersonen, aber die schöne Patronin warnte uns davor, dem Bahnhof auch nur in die Nähe zu kommen.

Wir gingen auf der Landstrasse nach Quimperlé, nach Vannes, nach Savenay und kamen nach einer Woche in Nantes an. Wir übernachteten bei Bauern, die in Orten, wo es schon deutsche Truppen gab – und es gab deutsche Truppen überall – freundlich und hilfsbereit waren. Schon zwischen Vannes und Savenay bemerkten wir, dass die deutschen Kolonnen rückwärts, also nordwärts zu rollen begannen. Sie haben eine Niederlage erlitten, sagten wir uns, das ist ein Rückzug. In Nantes hörten wir, dass Bordeaux bereits besetzt, dass der Krieg zu Ende war. Die Stadt Nantes bot uns einen Anblick, an den wir uns auf der weiteren Wanderung bald gewöhnen sollten: die ganze Stadt war wie eine Garage der Deutschen Wehrmacht, aber in der Garage war Ende Juni Weihnachten ausgebrochen und eine gigantische Bescherung der Sieger in die Wege geleitet. Es wimmelte von deutschen Soldaten, die in feierlicher Erregung Pakete, Pakete, Pakete in den Händen trugen. Siegestrunkene Soldateska? Das wäre ja noch menschlich gewesen. Sie hatten Anspruch darauf, siegestrunken zu sein, die Soldaten, die Frankreich überrannt und niedergeschlagen hatten, als wäre Frankreich von einem polnischen Marschall geführt worden. Sie war nicht siegestrunken, die deutsche Wehrmacht. Diszipliniert, organisiert schälte sie die Haut Frankreichs bis auf die Knochen ab. Die Pakete, die sich jeder Soldat als private Bescherung sicherte und die in separaten Güterzügen schnell nach der Heimat befördert wurden, waren ja nur als der harmlose optische Schmuck auf dem Christbaum der deutschen Bescherung sichtbar. Die Soldaten, korrekt und human, zahlten mit deutschem Papier – eine Mark = zwanzig Francs –, und die französischen Geschäftsleute bedienten die Kundschaft, als wären es Touristen, die Geld und Leben ins Land brachten, harmlose und kaufkräftige Gäste. Was sie taten, war ja auch ein Kinderspiel. Man liess die Soldaten privat und sichtbar ein wenig an der Haut Frankreichs nagen. Das sofort einsetzende systematische Abschinden des Fleisches besorgten unsichtbar die Spezialisten des deutschen Kriegswirtschaftsamtes, die nationalökonomisch gebildeten und graduierten Schinder, die alles gründlich erwogen und errechneten und noch die Kosten des Schindens dem bei lebendigem Leib geschundenen und ausgeweideten Edelmilch aufpelzten. Dass ihr Land von allfressenden Heuschrecken heimgesucht wurde, mit denen verglichen die biblischen Heuschrecken harmlose Schmetterlinge gewesen sein moch-

ten, bemerkten vorerst die Bauern Frankreichs. Wie es auch ein Bauer war, von dem ich auf der Wanderung das erste Urteil über Pétain gehört habe: «Was? Dieser alte Scheisser – ce vieux gaga – soll Frankreich retten?» Der Bauer war nicht viel jünger als Pétain, und er fügte in Trauer hinzu: «Das ist ja so, wie wenn man mich jetzt zur Jungfrau von Orléans proklamierte!»

«Das wäre durchaus sinnreich», sagte Morgenroth. «Die Jungfrau war ja auch eine Bäuerin.»

Der Greis sah ihn mit seinen alten Augen an, in denen viel Blutwasser war, und sagte: «Die Jungfrau war aber auch ein guter General, und unser Marschall war schon immer imbezil.»

Für das Frühstück, das der Greis uns selbst serviert hatte, wollte er kein Geld haben. Als Morgenroth, um ihm das Geld annehmbarer zu machen (vermutlich auch, um den Alten noch besser kennenzulernen), nebenbei bemerkte, dass wir keine Franzosen wären, blickte ihn der Alte zornig an und sagte: «Was?! Nicht einmal Franzosen sind Sie? Und Sie glauben, Sie hätten Geld genug, um sich vor Hitler und vor Pétain zu retten? Verstecken Sie Ihr Geld! Wieviel immer Sie noch besitzen mögen, mein armer Freund, Sie sind ärmer, als Sie glauben. Adieu! Und lassen Sie sich auf Ihrem weiteren Weg nicht von der Vorsehung leiten, sondern von Ihrem Verstand!»

In Nantes kauften wir uns neue Hemden und warfen unsere Lagerwäsche weg, die wir auf der Wanderung so durchgeschwitzt hatten, dass sie in Fetzen zerfallen war. Cukiersky freute sich mit seinen neuen zwei Hemden wie ein beschenktes Kind. «Wenn man ein sauberes Hemd anzieht», sagte er, «fühlt man sich erfrischt wie nach einem kühlenden Bad. Es gibt viele Arten von Vergnügen, die wir nicht kannten, ehe wir Landstreicher geworden waren.»

Mit diesen Worten nahm er Abschied von uns. Wir legten zusammen und gaben ihm sechshundert Francs, Morgenroth kaufte ihm noch Wurst und Sardinen, ich gab ihm Zigaretten mit, weil wir unterwegs bereits die Erfahrung gemacht hatten, dass man in den Dörfern keine Zigaretten mehr bekam. Cukiersky sah auch in der Abschiedsstunde in Nantes so aus als sei er eben aus einem hitzigen Schlaf erwacht. Seine Augen glänzten, die geröteten Lider blinzelten in der Sonne, die Lippen waren feucht, die Haare unordentlich. Auf seinem Gesicht war das versonnene, schleierhafte Lächeln, das ihm den Schein einer Überlegenheit sowohl wie der Hartnäckigkeit gab.

Mit diesem Lächeln auf seinem breiten Kindergesicht nahm er Abschied von uns, in Nantes, am achtundzwanzigsten Juni. Am zweiten Juli war er schon so nah dem Städtchen Angers, dass er den Bahnhof sehen konnte. Es war ein schöner Abend, und Cukiersky setzte sich am Rande der Strasse hin, um sich ein wenig zu säubern, wie wir es immer zu dritt unterwegs getan haben, ehe wir Landstreicher uns in einen Ort hineingetrauten. Gewiss rastete Cukiersky eine Weile länger, als es nötig gewesen wäre, denn er liebte es, am Abend zuzuschauen, wie sanft der Wind über den Weizenfeldern schwamm ...

Da machte ein herankommendes deutsches Motorvehikel an der Stelle halt. Vom Beisitz des Vehikels sprang ein deutscher Jüngling ab. Obgleich er eine militärische Lederjacke anhatte, erkannte Cukiersky den Zivilisten, und wie er es im Lager immer zu tun pflegte, wandte er seinen Blick von Steiner-Neubacher ab.

«Ach!» sprach der deutsche Jüngling. «Da ist ja der Herr Cukiersky! Grüßen Sie noch immer mit Ihrem deutschen Gegengruss?» Cukiersky kaute an einem Grashalm und schwieg hartnäckig. «Na, mir scheint, Sie sind nicht mehr so stolz auf Ihre sinnreiche Erfindung, Herr Cukiersky?» sagte der Jüngling.

«Wie können Sie das wissen?» sagte Cukiersky, ohne aufzublicken, «Sie haben nicht gegrüsst.»

Der deutsche Jüngling warf jetzt dem Fahrer des Vehikels, der ein Soldat war, einen schnellen Blick zu und sagte zu Cukiersky: «Passen Sie auf! Jetzt grüsse ich Sie: Guten Abend, Herr Cukiersky!»

Cukiersky erhob seine Augen und seine Stimme zugleich. Er erwiderte so laut und klar, dass auch der Soldat auf dem Vehikel es hören konnte: «Es ist nicht wahr. Noch ist Hitler nicht gehängt...»

Steiner-Neubacher erstarrte zu einer Bildsäule. Und er verharrte so lange angewurzelt auf der Stelle, dass er sich seiner Pflicht eines deutschen Jünglings erst bewusst wurde, als sie der Soldat fast zur Gänze mit dem Gewehrkolben erfüllt hatte. Dann half er eben mit, ein bisschen, nicht viel – wie es seinem Charakter entsprach. Denn er war ein deutscher Jüngling.

XXXVII

Ein Franzose, ein Réfugié, neben dem wir im Flüchtlingslager in Nantes übernachtet hatten, sagte uns, wir sollten möglichst schnell von der Küste tiefer ins Land Weggehen; hier an der Küste wären mehr deutsche Truppen und schärfere Massnahmen zu gewärtigen als im Innern des Landes. Wir beschloßen, sofort die Hafenstadt zu verlassen und gegen Osten bis an die Schweizer Grenze zu wandern. Es sah damals so aus, als ob die Deutschen ganz Frankreich besetzten, und es hatte keinen Sinn mehr, südwärts zu flüchten.

Gleich zu Beginn unserer Wanderung, die noch vier Wochen dauern und – wie wir sehen werden – uns nicht nach dem Osten, sondern doch südwärts führen sollte, sagte Morgenroth: «Wir zwei sind eine sehr schlechte Komposition, Petrykowsky, sind Sie sich darüber im Klaren?»

Es war nach dem Abschied von Cukiersky, Morgenroth war traurig und redete im Ton äusserster Resigniertheit.

«Wir sind ein Paar wie jedes andere», meinte ich, «der Erfolg hängt nicht von uns allein ab.»

«Zu jedem Erfolg gehören fünfzig Prozent Dummheit, Petrykowsky. Wir zwei bringen höchstens zwanzig mit. Das ist nicht gut.»

«War es anders, als Cukiersky mit uns ging?» fragte ich.

«Ja», sagte er, «Cukiersky brachte hundert Prozent Unschuld mit. Damit können wir uns nicht messen.»

Wir gingen auf der Route Nationale am linken Ufer der Loire. Dass wir schon auf dem linken Ufer gingen, das machte mir Hoffnung, aber bald sahen wir, dass auch diesseits der Loire überall deutsche Truppen waren.

«Wieso gehört zu jedem Erfolg fünfzig Prozent Dummheit?» wollte ich wissen, denn es ist besser, mit einem Resignierten zu reden, als ihn schweigen zu lassen.

«Die Theorie erlassen Sie mir diesmal», sagte Morgenroth. «Nehmen wir unseren Fall. Wir sind entschlossen, uns zu retten. Frankreich ist verloren. Ihnen brauche ich nicht viel zu sagen, Sie wissen so gut wie ich, was dieses Wort: Frankreich, bedeutet, was es bedeutet hat. Frankreich ist verloren, Petrykowsky! Ist es wichtig, dass Sie Herrn Pertrykowski in Si-

cherheit bringen und ich Herrn Morgenroth rette? Wenn Frankreich verloren ist? – Sagen Sie: ja oder nein?»

«Nein», sagte ich.

«Sie sagten nein, weil Sie nicht dumm genug sind, ja zu sagen. Und ich sage nein, weil ich leider auch nicht dumm genug bin, ja zu sagen. Darum sind wir ein schlechtes Paar. Einer von uns müsste so dumm sein zu glauben, dass es wichtig genug ist, um sich zu retten.»

«Dennoch gehen wir beide hier auf der Route Nationale, und wir haben die Absicht, ganz Frankreich zu durchqueren, bis zur Schweizer Grenze», sagte ich.

«Wir haben Angst. Unsere Beine tragen uns. Das bisschen Dummheit, das auch uns noch am Leben erhält, reicht heute noch hin, uns Beine zu machen. Aber unser Kapital an Dummheit ist nicht gross genug, um uns bis zur Schweizer Grenze zu bringen.»

«Vielleicht finden wir unterwegs einen guten Weggenossen», tröstete ich ihn.

«Es ist gut, dass wir so grosse Angst haben. Die Angst wird uns dumm machen, und die Dummheit wird uns zum Erfolg führen. Versuchen wir es schon zu zweit. Wir wollen unterwegs keine Gesellschaft suchen.»

Wir gingen tagelang auf der Route Nationale. In den Nächten schliefen wir bei Bauern, in Scheunen, in Ställen, im Heu. In den vier Wochen hat kein einziger Bauer nein gesagt, wenn wir um Nachtquartier gebeten haben. Wir merkten bald, dass wir durch ein Land gingen, wo die Bevölkerung bereits in einer Verschwörung lebte, einverstanden mit jedem, der auf der Flucht vor den Deutschen war. Wir gingen auf der Route Nationale. Das hatte den Nachteil, dass wir hundertmal am Tage an deutschen Truppen vorbeimussten, es hatte aber den Vorteil, dass wir auf der staubfreien Strasse sauber blieben und nicht wie die Landstreicher aussahen. Wenn wir mit saubereren Schuhen einen neuen Ort betraten, konnten uns selbst die deutschen Patrouillen nicht ansehen, dass wir von sehr weit herkamen. So war immer nur die erste Gasse einer neuen Ortschaft eine Gefahr für uns.

Das linke Ufer der Loire ist nicht sehr dicht bevölkert. Eines Tages waren wir fünfundzwanzig Kilometer gewandert, und noch immer war nicht die Spur der nächsten Siedlung zu sehen. Wir hatten Hunger und

Durst, wir hatten die dritte Woche der Wanderung hinter uns, wir waren erschöpft. Gegen Abend erblickten wir abseits der Strasse ein einsames Haus. Es war ein grosses und schönes Landhaus. Als wir näherkamen, glaubten wir Stimmen gehört zu haben, fanden aber das Haus verschlossen. Die Fenster hatten Holzläden, und wir konnten nicht hineinschauen. Ein totes Haus.

«Sie haben aber doch auch Stimmen gehört?» sagte ich zu Morgenroth.

«Eine Stimme habe ich gehört», sagte er.

«Wir haben doch nicht beide gleichzeitig eine Gehörhalluzination gehabt?» sagte ich.

«Nein, gewiss nicht», sagte er. «Abgesehen davon pflege ich meine Gehörhalluzinationen nicht in englischer Sprache zu haben. Die Stimme, die ich gehört habe, hat englisch gesprochen.»

Wir klopfen an der Tür. Keine Antwort. Wir klopfen an eine Fensterlade. Keine Antwort. Wir warteten eine Zeit ab und klopfen dann wieder an dasselbe Fensterbrett. Wir hörten ein Geräusch und Bewegung. Innen wurde das Fenster geöffnet und ein Flügel der Fensterlade ging auf. Ein Offizier in französischer Uniform fragte, was wir wünschten. Ob wir nicht etwas zum Essen und zum Trinken bekommen könnten, baten wir ihn. Er gab uns ein Zeichen, zu warten, machte aber das Fenster wieder zu. Nach einer Weile kam er zurück, öffnete das Fenster und reichte uns ein grosses Stück Weizenbrot heraus. Ehe er das Fenster wieder zumachen konnte, war im Fensterrahmen eine junge Dame erschienen, und sie reichte uns eine Flasche Wein zum Fenster heraus. Wir wollten zahlen. Beide winkten ab. Die Dame fragte, wo wir hinwollten.

«Irgendwohin, wo es keine Deutsche gibt», sagte ich.

Das Paar im Fensterrahmen tauschte einen schnellen Blick.

«Haben Sie was Neues gehört?» fragte Morgenroth. «Ist der Armistice schon geschlossen?»

Das Paar tauschte wieder einen schnellen Blick. «Wo waren Sie denn, dass sie das nicht wissen?» fragte die Dame.

«Wir sind auf der Flucht vor den Boches», sagte Morgenroth.

«Wir wissen nicht, was vorgeht.»

Das Paar zog sich vom Fenster zurück. Wir hörten mehrere Stimmen durcheinanderreden. Dann kam die Dame zurück, reichte uns ein Zei-

tungsblatt zum Fenster heraus und schloss es wortlos wieder zu.

Es war schon nach Sonnenuntergang, aber noch hell genug. Wir setzten uns auf einen Rasenplatz nah der Landstrasse und lasen in dem Zeitungsblatt. Der Armistice war geschlossen. Frankreich war in zwei Teile geteilt. Es gab eine besetzte und eine unbesetzte Zone. Das war eine Nachricht für uns! Jetzt hatte unsere Wanderung ein Ziel! Wir lasen weiter. In dem Waffenstillstandsvertrag war ein Punkt, der sich direkt mit uns befasste. Hitler hatte uns nicht vergessen. Frankreich verpflichtete sich, alle Emigranten auszuliefern, die Hitler in einer Liste verlangen wird, sogar jene Emigranten, die in den afrikanischen Kolonien waren. Auf dem Zeitungsblatt standen auch alle Verbote, die den Verkehr zwischen der besetzten und der freien Zone Frankreichs regelten. Wer ohne Ausweis die Demarkationslinie zu überschreiten versucht, wird erschossen. Wer einem Flüchtling dabei Hilfe leistet, kommt vors Kriegsgericht. Alle Schrecken, die bei einer Überschreitung der Demarkationslinie drohten, waren auf dem Zeitungsblatt genau ausgemalt, nur von ihr selbst, von der Demarkationslinie, war leider keine Spur in dem Blatt zu finden. Diese Zeitung regte uns so sehr auf, dass wir des Hungers, des Durstes, des Brotes und des Weins nicht achteten und sofort weitermarschierten. Wir gingen noch fünf Kilometer auf der Strasse, fanden aber keine menschliche Behausung mehr an diesem Abend. Ich glaubte, es wäre ratsam, zurück zu dem einsamen Haus zu gehen, aber Morgenroth hatte kein richtiges Vertrauen zu dem Paar. «Das sind Bürger», sagte er. «Sie haben das englische Radio gehört, als wir anklopften, sie haben Angst vor uns bekommen und sich mit dem Stück Brot und der Flasche Wein losgekauft. Der Mann trägt noch seine Uniform, wenn er sich so den Deutschen zeigt wie uns, wird er gefangengenommen, der Trottel. Ich übernachtete lieber hier in dem Maisfeld.»

Das taten wir auch. Wir hatten noch ein Stück Käse, wir hatten Brot und Rotwein, die Nacht war milde. Obwohl wir sehr erschöpft waren, schliefen wir wenig in dieser Nacht: wir hatten so viel von der freien Zone und von der Demarkationslinie zu reden, dass sie uns im Lauf der Nacht und im Schein der Sterne recht vertraut und recht nah geworden waren.

Als der Tau der Frühe unsere Decken zu kühlen begann, standen wir auf und gingen in der Morgendämmerung weiter.

«Man braucht nur fein kultivierten Leuten in die Nähe zu kommen, und schon übernachtet man auf einem Maisfeld», sagte Morgenroth. «Merken wir uns das, Petrykowsky. Landstreicher leben von ihrer Menschenkenntnis.»

Als es Tag und klar über den Feldern wurde, sahen wir deutlicher als in der Nacht dass wir nicht wussten, wo die Grenze zwischen der besetzten und der freien Zone war. Auf der Route Nationale getrauten wir uns nicht mehr zu gehen, da wir nun wussten, dass der Führer und Reichskanzler nicht einmal in seinem Siegesrausch unser vergessen konnte. Zur Linken war irgendwo die Loire, von der wir südwärts abgewichen waren; rechts musste irgendwo die Demarkationslinie sein – aber wo? Wir waren zu spät gekommen, um noch durchzuschlüpfen, ehe die Grenzlinie völlig etabliert war, und zu früh, um das gefährliche aber unvermeidliche Spiel des Menschenschmuggels an der Grenze zu ermitteln. Es folgten einige böse Tage, da wir auf Nebenwegen und im Kreise umherirrten, ohne es zu wissen. Wir waren oft sehr nah an der Grenze, aber wir fragten vermutlich zuviel, wir waren auf den Feldwegen recht schmutzig geworden, wir konnten kein Vertrauen mehr gewinnen, man sah uns mit nachdenklichen Gesichtern an und liess uns ohne Auskunft weitergehen.

Wir gingen an fruchtbaren Äckern, an fetten Weideplätzen, an stillen Wassern vorbei, und überall waren die Schatten des Todes, überall waren die Deutschen da ... An einem dieser bösen Tage kam es zu dem Zerwürfnis zwischen Morgenroth und mir. Schon in Nantes hatte sich die sonderbare Erkrankung seiner Nerven bemerkbar gemacht. Er ertrug alle Qual dieser Wanderung sehr gut, Hunger und Durst, die Glut der Tage und die Kälte der Nächte, und unsere ständige Beängstigung inmitten der motorisierten Deutschen. Nur ihren Gesang konnte er nicht ertragen. Wir waren noch in Nantes, als er zum ersten Mal das neudeutsche Lied «Wir fahren, wir fahren gegen Engelland, gegen Engelland» hörte. Sein Gesicht wechselte alle Farben, er schien einem Ohnmachtsanfall nahezu sein. Ich dachte, er würde sich auch daran gewöhnen, es wurde aber damit nicht besser, sondern von Tag zu Tag schlimmer. Und die Deutschen sind, namentlich wenn sie in Massen auftreten, ein sangesfrohes Volk. Und in je-

nen Tagen schienen sie kein anderes Lied mehr zu kennen als dieses eine: «Wir fahren, wir fahren gegen Engelland». –

Eines Nachmittags, wir waren wieder an der Loire, gingen wir an einem schönen alten Schloss vorbei. Auch ich hatte, wie Morgenroth, die Schlösser an der Loire nie gesehen. Auch ich hatte in Paris von einer Reise zu den Schlössern an der Loire geträumt. Nun waren wir beide zum ersten Mal in unserem Leben an der Loire, und in allen Schlössern waren die Deutschen an der Loire ... Dieses Schloss stand sehr schön am grünen Wasser. Die Sonne, tief am Abendhimmel, warf ihr ganzes Gold schräg auf das Schloss. Geblendet standen selbst wir, gehetzte Landstreicher, eine rastende Weile da. Morgenroth zitierte:

«Si vous alliez, Madame, au vrai pays de gloire,
Sur les bords de la Seine ou de la verte Loire,
Belle digne d'orner les antiques manoirs,
Vous feriez, à l'abri des ombreuses retraites,
Germer mille sonnets dans le cœur des poètes –.»

Indem brach es aus dem verzauberten Schloss, auf deutsch, wie Donnerhall und Wogenprall, über uns ein:

«Wir fahren, wir fahren
Gegen Engelland, gegen Engelland!»

Morgenroth wurde grün und gelb im Gesicht, krümmte sich in grotesken Figuren unter seinem Rucksack, und angesichts der vor dem Schloss aufmarschierten deutschen Sänger! – fing er an, sich zu erbrechen. Wir hatten an jenem Tage nur sehr wenig zu essen gehabt, und er bot mir da ein ekelhaftes Schauspiel. Ich fasste ihn rau an, schleppte ihn ein Stück des Wegs ab, und als wir nicht mehr in Hörweite der Deutschen waren, hielt ich ihm eine Strafpredigt. Das ist Hysterie, dachte ich, und ich sagte es ihm. Er schwieg schuldbewusst und gab zu, dass man nicht das Recht habe, so zartbesaitet zu sein. Leider liess ich mich vom Zorn hinreissen, und angesteckt von den falschen Kenntnissen der modernen Psychologie, die Hysterie konstatiert und genauso dumm bleibt wie der alte Hexenhammer, schrie ich ihn an: «Mit jüdischer Hysterie werden wir da nicht durchkommen!»

Der Streit endete damit, dass ich meinen Freund am Rande des Wegs sitzenlassen und allein weitergehen musste, er war durch kein Wort der

Entschuldigung zu versöhnen. Ich war schon eine Stunde von ihm entfernt, als es mir einfiel, dass er völlig ohne Mittel allein zurückgeblieben war, denn er hatte die ganze Zeit mit seinem Geld alles für uns beide gezahlt: «Hüten Sie Ihr Geld», sagte er immer, «Sie haben eine runde Summe, die werden wir noch einmal zur Bestechung eines Polizisten oder eines Gefängniswärters brauchen. Ich habe zu wenig, um zu sparen.» –

Ich lief den Weg zurück, fand ihn aber nicht mehr auf der Stelle, wo ich ihn verloren hatte. Es war schon dunkel und kühl am Abend, aber so geschwitzt hatte ich nicht all die heissen Tage unserer Flucht wie an diesem kühlen Abend. Seinen Namen laut zu rufen getraute ich mich nicht, denn es war zu nah dem Schloss, wo die Deutschen waren, es blieb mir nichts übrig als weiter den Weg zurückzugehen, den ich am Tag mit meinem Freund gewandert war. Vorerst aber wollte ich noch das Maisfeld absuchen, an dem ich ihn verlassen hatte. Er hatte eine besondere Vorliebe für Maisfelder, und dieses hier war hochgewachsen und dicht. Ich suchte nach Fussspuren, sah aber in der Dämmerung nicht gut genug, und ich wollte das weitere Absuchen des Feldes schon aufgeben, als ich plötzlich vor meinen Füßen seine braune Woldecke erblickte. Er lag da, wie er im Lager auf seinem Stroh immer zu liegen pflegte, mit dem Gesicht nach unten. Er muss mich wohl kommen gehört und auch erkannt haben, denn er rührte sich nicht vom Fleck. Ich setzte mich zu ihm und wartete so lange, bis das gemeinsame Schweigen unser Zerwürfnis geheilt hat. Beim Anbruch der Nacht erhoben wir uns und verliessen das Maisfeld. Es war schon spät, als wir einen Bauernhof erreichten; wir wurden aber trotz der vorgerückten Stunde freundlich aufgenommen. Der Zustand meines Freundes verschlechterte sich nun in den folgenden Tagen. Wir durchwanderten ein Gebiet an der Loire, wo grosse Gefechte, vielleicht auch eine richtige Schlacht, stattgefunden hatten. Da gab es überall deutsche Truppen in grösseren Verbänden. Beschädigte Tanks, verlassene Vehikel blockierten die Strassen, oft gingen wir an deutschen «Beutesammelstellen» vorbei. Im Weltkrieg 1914-1918 nannten selbst die Preussen so etwas noch verschämt Materialsammelstellen. Jetzt waren sie schlechtweg Beutesammelstellen; sie waren nummeriert, und ein strenger Befehl an die deutschen Soldaten war angeschlagen, jedes erbeutete Stück an die Beutesammelstellen abzuliefern. Auch in den Beutesammelstellen wurde

sehr viel gesungen, und Morgenroth vertrug die Gesänge von Tag zu Tag schlechter. Er ass immer weniger, sein Gesicht war verfallen. Er wurde so apathisch, dass er nicht die Tatkraft aufbringen konnte, sich selbst Zigaretten zu kaufen, und obgleich ein leidenschaftlicher Raucher, rauchte er nicht, wenn ich ihm keine Zigaretten besorgte. In diesen Tagen und Nächten des deutschen Gesangs an der Loire war ich sicher, dass wir unser Spiel verlieren würden. Morgenroth hatte recht gehabt: wir zwei waren eine schlechte Komposition ...

Eines Tages kam die Heilung Morgenroths. Es war eine Wunderkur. Der das Wunder bewirkt hat, war kein Arzt. Es war ein Fischer, ein Franzose, ein französischer Forellenfischer. Es war ein schwüler, wolkenloser Nachmittag in der Touraine. Wir gingen an einem stillen Weiher vorbei, und wir waren müde. Auf einem frischgrünen Plätzchen am Ufer stand unter einem Weidenbaum ein Franzose und angelte im Weiher. Es war ein kräftiger, untersetzter Franzose mit einem jungen schwarzen Rundbart und einem feuerroten Nacken, ein engerer Landsmann Balzacs. Die tiefe Andacht, der grosse Ernst seines Tuns, die kernige Gestalt des Anglers inmitten einer gesegneten Landschaft wie der heilige Schauer des Friedens überwältigte uns dieses Bild auf der Stelle. In wortlosem Einverständnis setzten wir uns in einem angemessenen Abstand vom Forellenfischer zur Rast. Ich hatte am Morgen dieses Tages guten Proviant besorgt, ich packte aus, ich ass und trank und lobte mir jeden Bissen, um meinen apathischen Freund zu animieren. Er tat nicht mit. Wie ein Schwerkranker, den man in einen schönen Garten versetzt hat, um ihn durch die frische Luft und die Schönheit der Gewächse zu erheitern, den aber das strotzende Wachstum verdriesst und beleidigt, sass er da und nickte sich selber mit dem Kopf ein kränkliches Erstaunen zu, wie ein altes Weib. Er staunte offenbar über den andächtigen Angler und behielt ihn im Auge, als müsste er den Fang abzählen.

Nach einer Zeit, die uns sonst zu einer Rast schon genügt haben würde, sah ich im Westen eine breite Staubwolke über den Feldern. Da sie immer näher heranzog, machte ich meinen Freund aufmerksam. Bald hörten wir die heranziehende Wolke: es war das Gestampfe einer grossen Herde, die man über die Felder trieb. Bald sahen wir, dass es Menschen waren. Dann sahen wir, dass es französische Soldaten waren. Gefangene Franzosen. Ich begriff zuerst nicht, warum sie in einer so grossen Staubwolke daher-

kamen, denn die Strasse war nicht staubig. Als sie noch näherkamen, sahen wir, dass die Gefangenen nicht wie Soldaten in einer geordneten Kolonne auf der Strasse marschierten, sondern als eine Herde auf der Strasse und über die Felder auf beiden Seiten der Strasse von deutschen Soldaten getrieben wurden. Es waren viele Tausende Gefangene und nur wenig Wachsoldaten, und so mussten die Gefangenen in einem breiten übersichtlichen Haufen sich vorwärtsbewegen. Es war ein gespenstischer Zug. Kein Landstreicher, kein Bettler verkommt so tief und so schnell wie eine geschlagene Armee. Schmutzig, verstaubt, verhungert und verdurstet, die Haare verstaubt, die verstaubten Gesichter von Schweissrillen durchzogen, als hätte man jedem Einzelnen ein gegittertes Schmutzmuster ans Gesicht geklatscht, die Augenlider verklebt; Leichtblessierte mit blutschmutzigem Verbandszeug; Barfüssige, Hinkende, Schwerbeladene und Leichtbekleidete ohne Rock – ich habe das einmal schon erlebt im Jahre 1918, als die glorreiche deutsch-österreichisch-ungarische Armee, geschlagen und verlassen, sich über Nacht in einen grotesken Opernchor verwandelt hatte. Aber jene geschlagene Armee, farbenbunt zum Beginn des Krieges, war indessen in den vier Jahren modernisiert und feldgrau oder feldgrün geworden. Diese, die französische, führte noch die ganze Farbenpracht der Hinterlandsgamisonen mit in ihrem Elend, in grotesker Weise überstrahlt von der kunterbunten Pracht des afrikanischen Imperiums. Arabische Spahis in ihren weissen, Zuaven in ihren roten Pelerinen, Marokkaner, Mohren, Neger, alpine Truppen in Blau, Matrosen mit ihren rot blühenden Mützen – das war kein armseliger österreichisch-ungarischer Opernchor; das war wie der falsche reiche Fundus aller Filmstudios von Hollywood, von einem echten Sturm in echtes Elend, in echten Dreck geschleudert ... Es waren viele, viele Tausende, und wenn sie auch als Herde in breiten Haufen sich fortschleppten, dauerte dieser Gespensterzug eine herzbeklemmende, lange Zeit. Als er endlich hinter einer Staubwolke verschwunden war, als auch die Staubwolke in die Landschaft spurlos eingegangen war, verliessen wir den stillen Weiher und den anächtigen Angler.

Wir wanderten weiter in der Richtung, wo das unvergessliche Bild des grossen Zusammenbruchs einer grossen Nation herangezogen kam. Mein Freund war wie verwandelt. Er schritt rüstig neben mir. Sein Gesicht hat-

te auf einmal den Zug impetuoser Entschlossenheit, wie an dem Morgen, da wir das Lager verlassen hatten. Nachdem wir etwa eine Stunde in gutem Tempo gegangen waren, sagte er: «Wenn Sie nicht alles aufgefressen haben, ich bin hungrig wie ein Wolf.»

Wir rasteten auf der Stelle. Mein Freund verzehrte alles Essbare, was ich noch in meinem Rucksack hatte, dann streckte er sich aus und sagte in seiner herausfordernden Art: «Sie haben natürlich nur Augen gehabt für die Farbenpracht des französischen Imperiums? Sie haben also nichts gesehen.»

«Genug, um nie zu vergessen», sagte ich.

«Sie haben das Wichtigste nicht gesehen», sagte er. «Ich habe den Forellenfischer nicht aus den Augen gelassen, und er hat mir eine Lehre gegeben, die ich auch nie vergessen werde. Haben Sie gesehen, wie der sich benommen hat?»

«Nein», sagte ich. «Ich sah Frankreich.»

«Nein», sagte er, «Sie haben die geschlagene französische Armee gesehen. Frankreich hab' ich gesehen. Frankreich, das ist nicht die Armee. Frankreich ist der Forellenfischer.»

«Was hat er getan?»

«Nichts. Er hat einmal seinen breiten Schädel seitwärts gewendet, er hat einen kurzen Blick auf diese entsetzliche Prozession getan, einen einzigen kurzen Blick seiner ruhigen Büffelaugen, dann hat er langsam seinen Schädel wieder weggewendet, und alles Weitere spielte sich hinter seinem stummen Rücken ab. Ich habe diesen statuarischen Rücken, ich schwöre es, nicht einen Atemzug unbeobachtet gelassen, nicht einmal der rote Nacken verriet irgendeine Bewegung. Sie haben recht, Petrykowsky, mit jüdischer Hysterie kommt man da nicht durch. Es lebe hoch der Forellenfischer! Vive la France! Ich bin geheilt.»

Weil wir unterwegs nur französisch miteinander redeten, klang das gar nicht pathetisch.

Da er selber zugab, dass es Hysterie war, erkannte ich schon jetzt, dass ich eine falsche Diagnose gestellt hatte. Denn eher wird eine Hure zugeben, eine Hure, eher wird ein Nazi zugeben, ein Raubmörder, eher wird Hitler zugeben, ein Hitler zu sein, als ein Hysteriker sich zur Hysterie bekennen.

Kurz darauf hatten wir das Glück, einen Autobus zu treffen, der uns ein Stück mitnahm. Es war ein Postauto in der Richtung nach Blois. Es

waren alte Leute im Wagen, alte Frauen meistens, darunter eine sehr edel aussehende alte Dame, zwei oder drei Männer und ein blutjunger französischer Soldat. Der Soldat war knallrot im Gesicht und in beständiger Erregung. Sooft eine motorisierte deutsche Abteilung an uns vorbeirollte, warf der Soldat seinen rechten Arm hoch und grüßte die Sieger mit dem Hitlergruss. Wir sassen sehr eingeschüchtert in dieser Gesellschaft und überlegten im Geflüster, ob es gut für uns war, da einzusteigen. Mitten auf dem Felde, bergan und auf schlechtem Feldweg, blieb die alte Karre stehen und war nicht vom Fleck zu bewegen. Im Hintergrunde fragte ein ängstlicher Passagier, was denn geschehen sei. Darauf erwiderte seelenruhig die alte vornehme Dame: «Rien. Le pneu a oublié de résister, comme l'armée française.» Dabei hatte sie ihr Lorgnon aufgesetzt und den aufgeregten Soldaten herausfordernd gemustert. Der Soldat schnellte hoch und fing an, pathetisch und verworren zu schimpfen. Alle Insassen des Autobusses waren gegen ihn, und namentlich die Frauen hielten mit ihrer Meinung über die Armee im Allgemeinen und seinen Hitlergruss im Besonderen nicht zurück. Da Morgenroth und ich die einzigen waren, die sich in den Streit nicht mischten, hielt der betrunkene Soldat uns für seine Partei. Er wechselte seinen Platz und setzte sich zu uns herüber.

«Was wollen die Weiber?!» schrie er, und er rief uns, Morgenroth und mich, gleichsam als seine Zeugen auf: «Die Deutschen tun uns nichts. Sie sind korrekt und human. Ist es so oder ist es nicht so?»

Endlich war der Pnedefekt behoben, und während der aufgeregte Streit weiterging, erreichten wir ein Dorf. Der Autobus machte vor dem Postamt halt. Sogleich traten aus der Tür des Postamtes zwei deutsche Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten heraus und stellten sich zur Kontrolle vor den einzigen Ausgang des Autobusses her. Kaum je haben ritterliche Männer so gern den Frauen den Vortritt gelassen als die Männer in diesem Autobus. Als erste stieg die vornehme alte Dame aus, ohne die Deutschen eines Blickes zu würdigen. Die Deutschen interessierten sich nicht für Frauen. Nach einer Ewigkeit unserer Angst kam der erste Mann dran. Nichts geschah ihm. Dann kam der Soldat. Er hob den Arm und grüßte mit «Heil Hitler». Ohne den Gruss zu erwidern, nahmen die Soldaten ihn in ihre Mitte und fragten nach seinem Ausweis. Völlig unbe-

achtet stiegen wir schnell aus. Während die Deutschen den schlotternden Gefangenen abführten, hörten wir die vornehme Dame laut fragen: «Warum zittert er so? Die sind ja doch korrekt und human ...»

In diesem Dorf machten wir die Bekanntschaft eines Fleischhauers, der von Amts wegen in der Gegend umherreiste. Er gab uns die Adresse eines Spediteurs in Tours. Wir waren längst über Tours hinaus, fast schon in Blois. Wie allen grösseren Städten waren wir auch Tours im weiten Bogen ausgewichen. Nun sollten wir zurück? Wir taten es dennoch. Und wir hatten es nicht zu bedauern.

XXXVIII

In Tours war es noch schlimmer als selbst in Nantes. Eine wahre Flut von Stahl und Eisen wälzte sich über die Loire nordwärts. Die Panzerkolonnen, die in beispiellos schnellem Vormarsch die französische Armee im Süden umklammert hatten, fluteten jetzt als Sieger in mustergültiger Ordnung zurück. Ganze Strassen erdröhnten und schütterten Tag und Nacht unter der rollenden Last der Tanks, der Haubitzen, der Munitionszüge. Auf dem Hauptplatz dirigierte ein Oberleutnant diese Kolonnen wie ein Verkehrspolizist. Es war ein junger Mann von hohem Wuchs und athletischer Gestalt. Die Franzosen sagten: «Gegen diese Athleten konnten unsere Stubenhocker natürlich nichts ausrichten» – eine falsche Auffassung, die wir aber unterwegs überall gehört haben, wo die grössergewachsenen Deutschen unter den kleineren Franzosen als die siegreichen Übermenschen umhergingen. In Tours war die Bevölkerung in Panik. Die Stadt war wiederholt bombardiert worden und einige Hausblöcke lagen in Trümmern. Ein Mangel an Lebensmitteln machte sich bereits fühlbar, Zigaretten waren nicht zu haben. Vor den Gasthäusern musste man schon um fünf Uhr Schlange stehen, und eine halbe Stunde später hatten die deutschen Soldaten die Diners aller Restaurants verspeist.

In Tours war ich Zeuge einer kleinen Szene, die ich nicht vergessen kann, so unerheblich sie war. Ein Franzose, ein älterer Herr, hatte seine letzte Zigarette angezündet und warf eine leere Papierhülle auf der Strasse weg. Ein deutscher Soldat schrie ihn an, stellte ihn und befahl ihm, die Hülle wieder aufzuheben. Der französische Herr verstand nicht, was der deutsche Berserker schrie, begriff aber den Befehl, bückte sich, hob die Papierhülle, steckte sie in die Tasche und ging seines Wegs. Hinter ihm brüllte der deutsche Berserker hochrot vor Zorn: «Du hast ja schon gesehen, wo deine Sauwirtschaft hinführt, französischer Hund, dreckiger! Du wirst schon noch Ordnung lernen, Sau, du!» Er war nicht einmal ein Preusse. Seine sakrische Wut sowie seine Mundart war unverkennbar echt bajuwarisch. Er selber war der Ansicht, dass er seinen Sieg der französischen Sauwirtschaft zu verdanken hatte: was drängte ihn, dem Franzosen

Ordnung beizubringen? Eines der vielen Rätsel der deutschen Seele. Vielleicht sogar das Haupträtsel...

In Tours gingen wir sogleich zu dem Spediteur. Es war ein Fehler, dass wir sogleich hingingen. Wir sahen nicht gut aus an diesem Tag, und der Spediteur wollte sich zu seinem eigenen Namen nicht bekennen. Auch der Name seines Freundes, des Fleischhauers, kam ihm nicht bekannt vor. Als wir aber – mit dem Mut und der Persistenz der Verzweiflung – folgenden Tags, allerdings rasiert und gewaschen, wieder zu ihm kamen, erkannte er zwar uns nicht, erinnerte sich aber seines Freundes, des Fleischhauers, sehr wohl. Er schwieg aber hartnäckig und machte sich nicht wissen, was wir von ihm wollten. Endlich entschloss er sich doch, uns in sein Privatbüro zu führen. Hier musterte er uns eine lange Zeit sehr genau, dann öffnete er den Mund und zischte uns zwischen den Zähnen ein Wort zu. Es klang uns wie «Boches!» Da wir aber, selbst an diesem Tage, wie immer wir aussehen mochten, nicht *so* aussahen, verwunderten wir uns sehr über ihn. Er schien sich über unsere Verwunderung seinerseits nicht wenig zu wundern, und uns war es elend zumute geworden.

«Haben Sie einen Bleistift, Monsieur?» fragte der Spediteur meinen Freund in gereiztem Ton.

«Ja», sagte ich schnell, denn Morgenroth war noch sprachloser als ich.

«Schreiben Sie, Monsieur», sagte der Spediteur zu mir, und er diktierte schnell staccato: «L-O-C-H-E-S.» Und schon wandte er uns seinen Rücken zu und befahl uns: «Adieu, Messieurs.»

Wir taumelten hinaus. Wir liefen mehr als wir gingen, um irgendwo in der Stadt einen Buchladen zu finden. Es gab viele und gute Buchhandlungen in der Geburtsstadt Balzacs, aber eine Landkarte von Frankreich war nicht zu bekommen. In dem vierten Laden getrauten wir uns nicht mehr nach einer Landkarte zu fragen, um nicht verdächtig zu erscheinen. In einem Antiquariat bekamen wir endlich einen «Führer». Es war eine Kostbarkeit, ein dicker Band mit vielen Karten. Loches war ein kleines Städtchen an der Indre, südöstlich von Tours. Jetzt wussten wir, wo die Demarkationslinie war. Wir hatten ein Ziel. Auf dem Weg zu dem kleinen Hotel, wo der Patron uns, ohne nach Papieren zu fragen, für eine Nacht aufgenommen hatte, gingen wir an dem Denkmal Balzacs vorbei. Der

Platz war ein deutsches Heerlager. Riesige Hakenkreuzfahnen hingen an den amtlichen Gebäuden. Deutsche Soldaten trugen Pakete in den Händen. Es war sehr heiss.

«Was glauben Sie», sagte Morgenroth. «Wenn Balzac hier nicht als Denkmal in Bronze dastünde, sondern irgendwo in einem von diesen schönen Häusern leibhaftig anwesend wäre, wie würde Balzac sich da verhalten? Was denken Sie?»

«Ich glaube, bis nach Loches sind es etwa fünfundvierzig Kilometer. Noch zwei Tage. Das denke ich. Und Balzac kann mich –»

«Lassen Sie mich für einen Moment wieder ein Mensch sein, mit menschlichen Gedanken. Ich denke: Balzac in einem von diesen schönen Häusern wäre jetzt gerade daran, das siebenunddreissigste Kapitel seines fünfhundertsechundsiebzigsten Romans abzuschliessen. Von dem Gepolter der motorisierten Deutschen aufgestört, würde er einen kurzen Blick zum Fenster hinauswerfen, sodann das Fenster schliessen und weiterschreiben. Denn Balzac ist ein ganz naher Bruder unseres Forellenfischers, der ihm übrigens auch körperlich ähnlich war. Mit diesen unteretzten rotnackigen Franzosen werden die Eroberer nie fertig werden, denn diese athletischen Übermenschen sind im Grunde Wahnsinnige und Hysteriker.»

«Wann gehen wir?» insistierte ich. «Mich interessiert jetzt Loches und sonst nichts mehr in ganz Frankreich.»

«Heute. Sofort. Es ist jetzt zehn Uhr. Wir können noch heute zwanzig Kilometer machen.»

Auf dem Wege zum Hotel wurde es mir klar, dass mein Freund nicht weniger erregt war als ich, und ich ermunterte ihn nun, seine «menschlichen Gedanken» zu verplaudern, weil sie uns beiden ein wenig Ablenkung verschafften.

Gegen elf Uhr passierten wir eine grosse Brücke, die völlig unbeschädigt war. Ich weiss nicht, wie viele Brücken es in Tours gibt, diese war gross und breit, sie allein genügte wohl den Deutschen, ihren Vormarsch wesentlich zu erleichtern. Warum sie nicht zerstört worden war, wird wohl ein Geheimnis des französischen Generalstabs bleiben. Wir gingen auf einer Route Nationale in der Richtung nach Loches. In Tours hatten wir unsere abgetretenen Schuhe reparieren lassen. Neue zu kaufen getrauten wir uns nicht, denn als erfahrene Landstreicher wussten wir bereits, dass man sich nie ausrechnen kann, wieviel Blasen man von einem neuen

Schuh an einem Tag aufgedrückt bekommen kann. Der Schuster, der unsere alten repariert hatte, arbeitete unter freiem Himmel auf einem verkehrsreichen Platz, wie im Orient. Zu unserem grossen Erstaunen wollte er sich seine Arbeit nicht bezahlen lassen. Er nähme kein Geld von Flüchtlingen, entschied er. Wie schon einmal bei einem Bauern, versuchte es Morgenroth auch bei dem Schuster mit seinem alten Trick: «Wir sind keine Franzosen», sagte er. «Und wir haben unser Auskommen.»

«Oh, das trifft sich sehr gut», sagte der Schuster. «Ich bin auch nur ein naturalisierter Franzose. Ich bin Russe. Und ich habe auch mein Auskommen ...»

In den vortrefflich reparierten Schuhen gingen wir wie eine frisch lubrizierte Maschine, und nach zwei Stunden hatten wir die ersten zehn Kilometer zurückgelegt. Auf dieser Route Nationale war kein grosser Verkehr, nur wenige Flüchtlinge kamen uns entgegen, und in unserer Richtung gingen überhaupt keine. Das war uns neu, und es beunruhigte uns beide, ohne dass wir ein Wort darüber geredet hätten. Gegen drei Uhr kamen hinter uns zwei grosse Lastautomobile herangefahren. Es waren französische Wagen. Den ersten lenkte ein französischer Sergeant, den zweiten ein französischer Korporal. An beiden Lastwagen waren gedruckte Tafeln angehängt, mit einer deutschen Inschrift: «Von der Deutschen Wehrmacht sichergestellt». Solche Tafeln haben wir unterwegs nur zu oft auf Beutestücken aller Art gesehen. Erstaunlich war es aber, dass diese Vehikel ohne deutsche Bewachung von französischen Soldaten gelenkt wurden.

«Sie haben offenbar auch schon die Menschen in Frankreich ‚sichergestellt‘«, meinte Morgenroth, und wir gingen weiter auf der Route Nationale, die jetzt hinter den schnell entschwindenden Lastwagen uns noch leerer und auch gefahrvoller erschien, als vorher.

Etwa drei oder vier Kilometer weiter sahen wir die Lastautos wieder. Sie standen, einer hinter dem anderen, am Rand der Strasse. Beide Soldaten machten sich an dem Motor des zweiten Vehikels zu schaffen.

Wir hatten Bedenken an den Soldaten vorbeizugehen, und wir setzten uns in angemessener Entfernung, nicht zu weit, nicht zu nah, zur Rast.

Wir konnten die Gesichter der Soldaten gut sehen, und mir schien es, dass der Korporal ein sehr gutmütiges, südfranzösisches Gesicht hatte. Da

in Frankreich damals, namentlich in Tours, Zündhölzer nicht zu bekommen waren, so wäre es nicht auffallend, wenn ich einen von den Soldaten um Feuer bäte, sagte ich zu Morgenroth, diese Soldaten könnten etwas wissen, was wir gern wüssten.

Mein Freund war gegen den Annäherungsversuch, den er als läppisch kennzeichnete. Dennoch ging ich zu den Soldaten hin und bat um ein Streichholz. Feuer hatten sie beide, aber zum Plaudern war nur der Korporal aufgelegt. Der Sergeant war ein Franzose *en panne*, aufgeregt! Ich verstehe nicht viel von Motoren, aber bald sah ich, dass die zwei Soldaten nicht mehr verstanden als ich. Sie tasteten mit blinden Händen an Schrauben, an Nieten, sie klopfen, sie bliesen – das kann ich auch. Es war bloss an der Zündung etwas nicht in Ordnung, konstatierte ich, und schon sahen sie, weil sie aufgeregt waren, in mir einen Fachmann. Morgenroth trat hinzu, offenbar um mich zu kontrollieren, sein Gesicht war von Misstrauen verfinstert. Er hielt sich dicht an meiner Seite, und als es dem Korporal endlich gelungen war, die Zündung zu klären, als der Sergeant den Motor in Bewegung brachte und darüber noch in französische Begeisterung ausbrach, zupfte Morgenroth mit nervösen Fingern an meinem Ärmel, um mich ja von einer leichtsinnigen Äusserung zurückzuhalten. Ich sah aber doch, dass der Korporal ein guter Kerl war! Und – in diesem Augenblick zuckte die Erinnerung an das Gespräch mit meinem Freund Doktor Herbert auf, der mich zu einem Menschenkenner ernannt hatte – ich gab meinem Freund Morgenroth einen festen Stoss mit dem Ellbogen, und ich sagte es ruhig, laut, dass auch der Sergeant oben es hören konnte: «Nehmen Sie uns ein Stück mit, Monsieur.»

Der Sergeant sprang sofort von seinem Chauffeurssitz herab, trat schnell herzu und sagte zu mir: «Ich weiss, was sie wollen, Monsieur. Wir fahren schon zum sechsten Mal in die Freie Zone, und wir haben unsere Erfahrungen. Schon als Sie herkamen und um Feuer baten, wussten wir gleich, was Sie wollen. Die Réfugiés auf den Strassen haben nicht viel mit, die armen! Aber Zündholz haben sie immer. Nicht wahr, Monsieur?»

«Ja», sagte ich, «es ist wahr.»

«Sehen Sie!» sagte der Sergeant. «Wir können leider nichts für Sie tun. Wir fahren nach Châteauroux, wir sind verheiratete Männer, wir ha-

ben Frauen, wir haben Kinder, wollen Sie, dass wir uns Ihretwegen von den Boches erschiessen lassen?»

«Nein», sagte ich. «Das wollen wir, bei Gott, nicht.»

«Es tut mir leid. Adieu, Monsieur!»

«Ein Stück könnten wir die Herren vielleicht mitnehmen», sagte der Korporal.

«Nichts zu machen!» schrie ihn der Sergeant an. «Aufsteigen! Vorwärts!» Er schrie ihn aber nicht so an, wie ein Sergeant einen Korporal anherrscht, sondern etwa so, wie Morgenroth mich oder ich ihn in Erregung und Gereiztheit freundschaftlich anschrie. Die Soldaten bestiegen darauf ihre Sitze, und ihre Riesenfahrzeuge setzten sich langsam in Bewegung.

«Das ist noch gut abgelaufen», sagte Morgenroth. «Es hätte schlimmer kommen können.»

Indem sah ich, dass die Ungetüme wieder haltmachten. Sie waren keine dreissig Meter weit gerollt.

«Die sind schon wieder *en panne*», meinte ich.

«Der Korporal winkt Ihnen, sehen Sie nicht? Die halten Sie für einen Mechaniker.»

Auch der Sergeant hatte sich auf seinem Sitz rückwärts gelehnt, auch er winkte uns. Als wir (nicht zu schnell) hingekommen waren, sagte der Sergeant in wütendem Zorn: «Steigen Sie auf! Sie hier! Ihr Freund zum Korporal! Wir nehmen Sie bis Loches mit. Nicht nach Loches! Sondern bis Loches! Bis zum ersten Haus der ersten Gasse! Verstehen Sie!? Wenn Sie da nicht freiwillig aussteigen, übergebe ich Sie der Garde mobile!» –

Wir stiegen sehr schnell auf und fuhren sehr schnell auf der völlig leeren Route Nationale. Morgenroth sass im ersten, ich im zweiten Autobus. Ich beneidete ihn um die Gesellschaft des gutmütigen Korporals. Mein Sergeant war grimmig, und der verbissene Grimm wich auch nicht von seinem Gesicht, als ich ihm eine Zigarette anbot. Er nahm die Zigarette, dankte, und dieses «Merci» war das einzige Wort, dass er während der Fahrt zu mir gesagt hat. Eine halbe Stunde später kamen wir in ein Dorf, dessen Namen ich nicht vergesse, weil ich ihn nicht gewusst habe – und nie wissen werde. Die Einfahrt war gesperrt. Ein doppelter Kordon von deutschen Soldaten mit Gewehren und Bajonetten und aus ebenso bewaffneten französischen Gendarmen versperrte die Strasse. Eine lange

Schlange von Flüchtlingen drängte sich vor einem langen Tisch, an dem Beamte in Zivil ihre Papiere prüften. Ein kurzer Blick von der Höhe meines Sitzes genügte, um mir heisse und kalte Schauer über den Rücken zu jagen. Zu einem längeren Blick hatten wir nicht Zeit. Denn der Korporal im ersten Autobus hielt nicht. Er verlangsamte bloss sein Tempo, winkte dem Kordon einen Gruss zu, der Kordon öffnete sich – ohne angehalten zu werden, rollte der Wagen langsam hindurch. Während mein Herz aussetzte, folgte der Sergeant dem Beispiel des Korporals. Ich hatte keine Zeit, in Panik zu denken: Jetzt ist Morgenroth drüben, und wir sind getrennt! – und schon war auch ich drüben. Ich nahm aber den Blick eines einzigen deutschen Gendarmen mit, den etwas spät, aber vielleicht nicht zu spät ein Zweifel überkommen wollte, ob denn die zwei Zivilpassagiere neben den Chauffeuren auch von der Deutschen Wehrmacht «sichergestellt» waren – er entschied sich, dass es zu spät war –, und diesem Blick begegnete ich später in meinen Angstträumen so mancher Nacht noch in der Freien Zone ...

Mein Sergeant blieb auch weiter stumm, als sei nichts geschehen. Eine Strecke weiter überholte er den ersten Autobus, und nun waren wir in Führung. Beim Passieren erhaschte ich einen Blick Morgenroths: Fragen und Staunen ... Vermutlich drückte mein Gesicht nicht mehr aus. Waren wir drüben? Wenn wir drüben waren, warum hatte der Sergeant just vor Loches solche Angst? Warum war er noch immer so grimmig im Gesicht? Bald erblickte ich die Dächer eines sehr hübschen Städtchens. Vor dem ersten Häuschen der ersten Gasse hielt der Sergeant und sah sich um. Auch der Korporal hatte haltgemacht.

«Das ist Loches. Steigen Sie aus, bitte», sagte der Sergeant, noch immer in seinem wütenden Zorn. Ich stieg aus, und der Sergeant kam mit zu dem zweiten Wagen, als befürchtete er, Morgenroth könnte Schwierigkeiten machen. Als er indessen auch ihn mit dem Korporal schon am Boden stehen sah, gab er den grimmigen Ton auf und sagte: «Es tut mir leid, dass ich Sie hier absetzen muss. Ich kann nichts mehr für Sie tun. Bonne chance!»

Wir waren nun zu viert beisammen und wir nahmen Abschied. Ich dankte dem Sergeanten, der jetzt sehr freundlich war, und wollte meinem Dank einen Fünfhundert-Francs-Schein hinzufügen. Er lehnte höflich aber entschieden ab. Als ich ihn um die Erlaubnis bat, den Geldschein

dem Korporal zu überreichen, sagte der Sergeant: «Das ist seine Sache.»

Auf dem gutmütigen Gesicht des Korporals spielte sich ein spannendes Drama ab: die Scheu vor dem Vorgesetzten, die Geldgier des Kleinbürgers, der Ehrgeiz, hinter der Noblesse des Sergeanten nicht zurückzubleiben, stritten mit solcher Offenheit gegeneinander, dass selbst der Sergeant gerührt war. Ich steckte den Geldschein in die umfangreiche Brusttasche des französischen Soldatenrocks, der Korporal aber fischte ihn sofort wieder heraus, und mit dem jetzt geradezu brennenden Geldschein zwischen den Fingern sah er den Sergeanten in aller Hilflosigkeit an.

«Du wirst das Geld in Châteauroux versaufen», sagte der Sergeant. «Und dann wird es dir leid tun. Was wir getan haben, tut man nicht für Geld.»

Mit einer gross ausgespielten Gebärde gab mir nun der Korporal den Geldschein zurück, sagte «Bonne chance!» und stieg schnell auf seinen Sitz.

XXXIX

Nachdem die Wagen davongefahren waren, fühlten wir uns buchstäblich ausgesetzt. Wir wussten nicht, ob wir schon in Sicherheit oder noch in Gefahr oder am Ende schon in der grössten Gefahr waren. Dass zwischen Loches und der Freien Zone noch ein Hindernis im Wege war, das war gewiss. Sonst hätten sie uns nicht hier ausgesetzt. Etwas Gefährliches mussten sie aber doch für uns getan haben, wenn ja der Sergeant selber gesagt hatte: Was wir getan, tut man nicht für Geld.

Es war sehr heiss in Loches, auch in den folgenden Tagen, aber an diesem ersten Nachmittag schien es uns höllisch heiss zu sein. Wenn ich sagte, dass uns der Boden unter den Füßen brannte, so ist das wörtlich zu verstehen. Wir gingen blind einer Gefahr entgegen, die kein Gesicht hatte. Und gehen mussten wir. Wir waren schon in dem Städtchen, mit freundlichen Häusern in stillen Gassen.

Plötzlich standen wir auf einem grossen, weissen Platz, auf dem ein gleissender Schein der Sonne lag wie auf einem See. Wir waren auf dem Hauptplatz. Ein altes Kloster stand da, einen Kirchturm sahen wir und einen bezaubernd verwilderten alten Blumengarten, Bänke waren da auf dem schönen Platz, auf den Bänken sassen Frauen, Mädchen, Kinder, auch Männer – deutsche Soldaten, ja auch deutsche Soldaten sassen auf den Bänken in der Sonne ...

«Wir sind noch nicht in der Freien Zone», hörte ich mich sagen, obwohl ich diese Entdeckung nicht eigentlich für eine Entdeckung hielt.

«Das habe ich keinen Moment geglaubt», sagte Morgenroth, der zu meinem Erstaunen nicht so entmutigt zu sein schien wie ich.

«Wir müssen vor allem eine Unterkunft suchen. Es ist ein kleines Städtchen. Wenn wir zweimal über diesen Platz gehen, kennt uns die ganze Bevölkerung, von den deutschen Kavalleristen zu schweigen.»

«Wie können Sie wissen, dass es Kavalleristen sind?!»

«Weil ich ein Hellseher bin, Petrykowsky, und weil diese drei Sieger dort an ihren Stiefelabsätzen dreimal zwei Sporen haben.»

Ich möchte gleich bemerken, dass mein Freund vom ersten Augenblick in Loches wie verwandelt war. Er war voller Zuversicht, ruhig mit

den Nerven und klar im Kopf. Nur an den Abenden, wenn die Deutschen sangen, konnte ich mich in Loches noch einigermaßen als seinesgleichen fühlen. Wir fanden, und das war durchaus nicht leicht, ein kleines Hotel, dessen Patronin uns für eine Nacht Unterkunft geben wollte, ohne uns bei der Polizei anzumelden. Das war sozusagen mein Verdienst. Denn die Frau war alt und gar nicht schön.

«Reden Sie mit ihr», sagte Morgenroth, «heute und morgen, und immer nur Sie. Frauen wie diese da pflegen mich zu hassen, und sie wird auch keine Ausnahme machen.»

Wir assen zur Nacht in einem kleinen Restaurant, das uns die Patronin empfohlen hatte, denn sie selbst führte keine Küche für die Hotelgäste. Das war ein Nachteil, denn wir konnten nicht auf unserem Zimmer essen. Es lag aber nicht viel daran, essen war uns längst nicht so wichtig. Die Wirtin im Restaurant war eine weisshaarige, edle Französin. Sie sass an der Kasse. Ihre zwei Töchter, nicht hübsch, aber mit der leuchtenden französischen Intelligenz in den Augen, servierten. Als wir das Esszimmer betraten, waren nur wenig Gäste da, französische Flüchtlinge offenbar, die hier steckengeblieben oder mit derselben Absicht wie wir nach Loches gekommen waren. Wir hatten aber noch nicht die Suppe ausgelöffelt, als eine ganze Kompanie deutscher Soldaten klirrend hereinmarschiert kam und das Zimmer zum Bersten voll machte. Es war nicht das erste Mal, dass wir von deutschen Soldaten in einem Restaurant überrascht wurden, aber so umzingelt wie hier fühlten wir uns nicht einmal in Tours, wo man überall unter deutschen Soldaten war. Die Tische waren so nah aneinandergerückt, dass hier alle Gäste auf einmal wie an einer *table d'hôte* mit den Deutschen sassen. Gemütlich war das nicht, die Deutschen aber glaubten wohl, es wäre uns sehr gemütlich, und sie fingen bald an, mit uns zu reden. «Wein – gut?» fragte einer mich. «Ving – bong?» fragte ein anderer Morgenroth. Wir würgten, wir schluckten, wir antworteten in französischer Sprache. Hätten wir in deutscher Sprache geantwortet, sie wären glücklich mit uns gewesen, die Soldaten. Denn sie langweilten sich masslos miteinander. Sie verstanden auch nicht recht, die französischen Speisen zu bestellen, geschweige denn zu wählen. Die vorzügliche Küche schmeckte ihnen gar nicht. Sie hätten sich gern an einem kompakten Gang auf deutsche Art sattessen wollen; die leichten französischen Schüsseln

machten sie nicht satt. So mancher stand hungrig vom Tisch auf, wie er gekommen war. Ein anderer ass mit soldatischer Entschlossenheit ein Menu herunter, um sofort wieder dasselbe Menu noch einmal zu bestellen und in innerster Verwirrung nach dem Käse des ersten Menus mit der Suppe des zweiten Menus wieder zu beginnen. Die klugen Schwestern konnten den Deutschen nicht helfen. Es war ein feines altes Haus, ehe die Deutschen es betreten hatten, in einem Nu ging es wie in einer elenden Garküche zu. Die alte Dame, da ich die Rechnung beglich, hörte sofort, dass ich ein Ausländer sei, und sie fragte mich, ob ich deutsch verstünde. Ich bedauerte sehr, nein sagen zu müssen. Ich hätte ihr gern geholfen, denn sie war äusserst verzagt und nicht nur über die Invasion in ihrem engeren Hause zu Tode betrübt. Dennoch lag es ihr daran, die Deutschen als Gäste in ihrem Hause gut zu bedienen, während ihre zwei jungen Töchter vielleicht nicht ungern ein bisschen Gift den Menus beigemischt hätten. Ich weiss nicht, ob es im alten Ägypten solche Restaurants gegeben hat wie dieses in Loches, aber ähnliches dürfte sich dort abgespielt haben, als die Hyksos in Ägypten eingebrochen waren.

Folgenden Tags beschlossen wir, mit einem Fleischhauer bekannt zu werden. Wir konnten den Fleischhauer nicht vergessen, der uns zu dem Spediteur nach Tours geschickt hatte. Vielleicht war es uns bestimmt, Fleischhauer zu unseren Schutzengeln zu haben. Eine der Töchter, mit der Morgenroth sich beraten hatte, gab ihm die Adresse eines Fleischhauers. Sein Geschäft sei gleich um die Ecke, an der Brücke, sagte das Mädchen.

Die Brücke faszinierte mich auf den ersten Blick. Wohl standen zwei deutsche Soldaten an einem Maschinengewehr auf der Brücke, aber der Verkehr spielte sich ganz harmlos ab. Man kam, man ging über die Brücke, hin und her. Kein Fussgänger wurde angehalten, nur Fahrzeuge wurden von den Soldaten gestellt und untersucht.

«Wenn drüben schon die Freie Zone ist, wird es ein Kinderspiel sein», sagte ich meinem Freunde.

Wir stellten uns in einem Haustor unauffällig hin und beobachteten eine lange Zeit den Verkehr. Dann gingen wir zu dem Fleischhauer. Es war ein braver Mann. Er hatte Angst, er hatte Eile, er wollte nichts sagen.

«Ist drüben, auf dem anderen Ufer, die Freie Zone?» fragte ich zum Entsetzen Morgenroths direkt, ohne Umschweife. Der Fleischhauer sah mich böse an.

«Jaa», sagte er zögernd. «Drüben ist schon die Freie Zone.»

Aber nach einer Weile wollte er auch das nicht gesagt haben. Er habe keine Zeit. Er verreise. Vielleicht übermorgen, vielleicht nach einer Woche würde man mehr wissen. Er wollte übermorgen von seiner Reise zurück sein. Übermorgen um zehn Uhr morgens. Auf dem Rückweg standen wir wieder in dem Haustor und beobachteten den Verkehr auf der Brücke. Kein einziger Fussgänger wurde angehalten. Wäre ich allein gewesen, ich hätte es ohne Weiteres riskiert, einfach über die Brücke zu gehen, allerdings ohne das geringste Gepäckstück. Was lag schon daran? Wir hatten längst alles abgeworfen, wir hatten jeder nur noch je eine Decke, einen Rasierapparat und eine Zahnbürste. Eine Decke kriegt man noch drüben zu kaufen.

So gut diese Brücke mir gefiel, so sehr missfiel sie meinem Freunde: «Verglichen mit mir, Petrykowsky, sind Sie gewiss noch ein geschickter Mann, geradezu ein Mann der Tat. Was Sie gestern mit dem Korporal angestellt haben, das ist bemerkenswert. Es ist vielleicht die halbe Rettung. Aber eben nur die halbe. Werden Sie hier nicht übermütig. Diese Brücke ist für uns eine Falle. Nicht mit zehn Ochsen bringen Sie mich in die Nähe dieser Brücke. Ich bin an einer Grenze aufgewachsen, Petrykowsky. Was Sie da sehen, ist der sogenannte kleine Grenzverkehr. Leute kommen, Leute gehen. Aber es sind immer dieselben Leute. Diese deutschen Soldaten kennen bereits jeden Menschen, der drüben wohnt und zehnmal am Tage über die Brücke kommt und geht. Uns werden die Soldaten aufhalten, und was weiter geschieht, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich will mich in keine Situation begeben, wo zur Wahl steht: Rettung oder Verhaftung. Ich will es an einer Stelle versuchen, wo man entweder durchkommt oder erschossen wird. Sie könnten es mit der Brücke versuchen, Ihre Situation ist besser →»

«Wieso? Warum?»

«Sie haben eine Dosis Gift, Sie können also eine Verhaftung zu einer Erschiessung aufwerten. Ich muss mich leider auf die Deutschen verlassen →»

«Sie haben doch auch Gift gehabt, nicht?»

«Doch. Gehabt. Ich hab' es aber nicht mehr. Man hat es mir gestohlen.»

«Wann?»

«Das weiss ich nicht. Dass ich es nicht mehr besitze, habe ich in dem Maisfeld festgestellt, wo Sie mich in einem Anfall von Ariertum verlassen haben. Machen Sie sich aber keine unnützen Sorgen. Ich habe so ein Gefühl, dass wir hier durchkommen. Ich bin an einer Grenze aufgewachsen, an der alten zaristisch-russischen Grenze. Seit dem ersten Moment hier in Loches fühle ich mich geradezu abenteuersüchtig, wie ein Junge, der seine Indianerspiele ernst nimmt. Wir werden durchkommen.»

Dennoch war die Faszination, die jene Brücke über dem Fluss Indre auf mich übte, noch nicht von mir gewichen. Ich stahl mich am Nachmittag fort und beobachtete sie stundenlang. Erst als ich mit meinen eigenen Augen sah, wie drei Männer und eine Frau, die – obendrein ohne Gepäck – bis zur Mitte der Brücke plaudernd im Spazierschritt vorgegangen waren, von den Wachtposten gestellt, ausgefragt, verhaftet und abgeführt wurden, schlich ich mit Entsetzen davon und kam der faszinierenden Brücke nicht mehr in die Nähe.

Die Wirtin versprach, ein Dîner für uns aufzuheben, damit wir zu einer späteren Stunde, etwa um acht Uhr dreissig – wenn die deutsche Kavallerie nach dem Abendessen bereits in ihren Quartieren vorzugsweise «Wir fahren, wir fahren gegen Engelland» sang –, in Ruhe speisten. Die gute Frau verstand unsere Unruhe noch besser, als wir es ihr zugetraut hätten. Einmal gelang es uns tatsächlich, in Ruhe zu essen. Es waren keine Gäste mehr im Esszimmer, wir dinierten mit der Wirtin und ihren Töchtern *en famille*. Am dritten Abend geschah aber etwas, was wir auf der ganzen Wanderung von Quimper bis Loches schon immer am meisten befürchtet hatten. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als sporenklirrend und Reitgerten schwingend drei deutsche Offiziere eintraten. Preussische Offiziere! Das war der Alldruck aller unserer Tage und Nächte unserer Wanderung. An Soldaten, an die Mannschaften hatten wir uns gewöhnt. Sie hatten noch keinen Befehl, uns zu jagen, sie verstanden nicht französisch, sie sahen nicht, sie konnten nicht bemerken, dass wir keine Franzosen waren. Mit Offizieren war das eine andere Sache. Und diese drei waren geradezu Musterstücke ihrer Klasse; einer, ein Rittmei-

ster, hatte sogar das Einglas des preussischen Junkers vor das rechte Blaug geklemmt. Was tun? Auf und davonlaufen wäre das Dümme gewesen. Sitzen und Blut schwitzen war auch nicht gut, aber noch das einzige Mittel, nicht aufzufallen! Wir senkten unsere Köpfe und versuchten in der Suppe unterzutauchen so tief es ging. Die tieferen Suppenteller liebten wir an diesem Abend. Schlimmer war es mit den flachen kleinen Salattellern. Da war nicht Platz genug für unsere Nasen. Nie schmeckte ein französischer Wein so schal.

Zu unserem Unglück redeten die drei Offiziere bald von Dingen, die Offiziere in öffentlichen Lokalen nicht einmal andeuten sollten. Sie redeten achtlos und unbedenklich, wie Menschen eben reden, wenn sie sicher zu sein glauben, dass kein Mensch ihre Sprache versteht. Sie diskutierten die Frage – die übrigens auch in den Gesprächen der Mannschaften schon damals erörtert wurde ob der Krieg mit der Niederwerfung Englands zu Ende sei oder ob es bald gegen Russland losgehen würde ... Sie waren alle der Meinung, dass es sehr bald gegen Russland losgehen würde, und der Rittmeister nannte die Divisionen, die nach dem Osten, und andere Divisionen, die «an die See» bereits abtransportiert waren. Sie tranken, sie rauchten, sie plauderten fort; wir hatten bereits den Braten heruntergewürgt, als plötzlich das Gespräch der Preussen in ein kurzes Geflüster ausartete. Dann hörten wir den Rittmeister, der die ganze Zeit das grosse Wort geführt hatte: «Ach, nein! Die gefährlichen Individuen arbeiten im Dunkeln. Die setzen sich nicht in ein Lokal, wo deutsche Offiziere verkehren. Ach nein, ich glaub' das nicht. Das ist Quatsch. Die sind harmlos. Französische Schlemmer.»

Sie sprachen von uns. Ein Leutnant erzählte eben, wie ein Major von Prittwitz in Tours ein paar Franzosen aus einem Kaffeehaus einfach hinausgewiesen habe, weil er den Eindruck hatte, dass die Franzosen Deutsch verstanden und gehorcht hätten ...

«Das kann der Major von Prittwitz machen», sagte der Rittmeister. «Ich mach' das nicht. Ich kann mich auf mein Auge verlassen. Die sind harmlos. Der Herr Major Prittwitz ist ein nervöser Herr. Ich pflege mich mit Zivilisten in einem öffentlichen Lokal in keiner Weise einzulassen. Das kann der Herr Prittwitz machen. Ich mach' das nicht.»

Wir fühlten, dass wir im Kreuzfeuer ihrer Blicke sassen. Ohne an meiner Kopfhaltung was zu ändern, sah ich, wie der Rittmeister sein Monokel zurechtsetzte und uns offen und scharf zu mustern begann. An den Gesichternder Mädchen erkannte ich, dass es gut wäre, jetzt mit ihnen ein bisschen zu plaudern und zu scherzen. Morgenroth tat es ohnehin schon die ganze Zeit, er schien mir aber in diesem Augenblick viel zu viel Harmlosigkeit auszuspielen.

«Nein! Ich mach' das nicht», entschied endlich der Rittmeister, und selbst die Wirtin, die kein Wort Deutsch verstand, atmete erleichtert auf. «Das kann Herr von Prittwitz machen ...»

Auf dem Weg zum Hotel sagte Morgenroth: «Was mich betrifft, so gehe ich morgen einfach auf der Route Nationale in der Richtung Châteauroux-Limoges. Ich werde nicht warten, bis der Herr Major von Prittwitz hier erscheint. Abgesehen davon kann dieser Rittmeister schon morgen Major werden. Im Krieg avancieren die Offiziere sehr schnell.»

Folgenden Tags standen wir zeitig auf. Die Patronin war froh, uns loszu werden: Wir hatten drei Mal in ihrem Hotel übernachtet, ohne polizeilich gemeldet worden zu sein – in Loches war das selbst im Weltuntergang zuviel. Es war schwül und heiss schon um acht Uhr morgens. Dennoch beschlossen wir, noch bis zehn Uhr auf die Rückkehr des Fleischhauers zu warten. Um zehn Uhr war er noch nicht in seinem Laden. Wir warteten in dem Laden noch eine Stunde, dann gingen wir über den hübschen Hauptplatz zu der Route Nationale, die nach Châteauroux-Limoges führt. Wir waren seit sieben Uhr marschbereit gewesen, und die ungewöhnliche Hitze dieses Tags machte uns den Verlust der vier frühen Stunden, da man erfahrungsgemäss das beste Marschtempo hat, sehr bedauern.

«Heute ist mein Geburtstag, Petry ko wsky», sagte Morgenroth. «Meine Mutter versicherte mir immer, ich sei ein Sonntagskind. Heute kann uns nichts Böses passieren.»

«Verschreien Sie es nicht», sagte ich, und ich musste über mich selber staunen, denn ich war nie abergläubisch.

«Reden Sie nicht so kleinbürgerlich. Vor einer grossen Gefahr ist jedermann abergläubisch, aber man muss nicht gleich auch noch das Vokabular der Kleinbürger übernehmen.»

Wir gingen auf einer Ebene. Die Felder waren weit. Die Äcker waren fruchtbar. Der Weizen war von kräftigem Wuchs, mit dicken Ähren, die

reif zur Ernte waren. Die Ernte aber hatte auch in dieser Gegend noch nicht begonnen. Nirgendwo waren Menschen bei der Feldarbeit. Auf der Route Nationale begegneten wir in der ersten halben Stunde einem Ochsengespann und zwei Bäuerinnen, die zu Fuss nach Loches gingen. Gegen Mittag kam hinter uns ein Pferdegespann in dem bei den Bauern aller Länder und Völker so beliebten Zotteltrab. Zwei Bauern sassen auf dem Kutschiersitz eines zweirädrigen Karrens, im Wagenkasten lag ein junges Kälbchen. Die Bauern sahen zu uns herab, wechselten miteinander einen Blick, den nur sie verstanden, und hielten an. Während der eine, ein jüngerer Mann noch, uns nicht im Geringsten beachtete, gab uns der Ältere mit der Pfeife einen recht phlegmatischen, aber deutlich einladenden Wink zum Aufsitzen. Wir dankten und turnten in den Wagenkasten hinein. Sitzen konnte man drinnen nicht, wir mussten auf den Brettern hocken, was uns bald recht ermüdete; da legten wir uns zu dem Kälbchen hin. Das Kälbchen schwitzte auch. Die Bauern fragten uns nichts, wir fragten sie nichts. Die Bauern redeten miteinander, wir schwiegen.

Nachdem wir etwa fünf Kilometer gefahren waren, sahen wir vor uns zur rechten Seite ein kleines Wäldchen an einer sanften Kehre der Route Nationale. Vor dem Wäldchen zweigte ein Feldweg rechts ab in der Richtung zu einem Dorf, dessen erste Häuser schon in klarer Sicht waren. Als ich bemerkte, dass der Kutscher das Gefährt auf diesen Feldweg abzulenken im Begriffe war, sagte ich schnell: «Hier steigen wir aus.»

Warum ich das sagte, weiss ich bis auf den heutigen Tag nicht. Der Bauer zog die Zügel kurz, das Gefährt stand. Ich sprang schnell aus dem Wagenkasten. Warum ich das tat, weiss ich bis auf den heutigen Tag nicht. Beide Bauern sahen mich fragend an. Ich blickte zu Morgenroth hinauf, der noch im Kasten sass. Er hielt beide Handflächen an seinen Schläfen, aber nur den Bruchteil einer Sekunde lang. Dann liess er seine Arme sinken und hob seine Augen zu den Bauern. Der Alte gab mit seiner Pfeife einen phlegmatischen, aber deutlichen Wink, auszusteigen. Morgenroth stieg schnell aus, das Gefährt setzte sich langsam in Bewegung.

«Ich weiss, ich habe eine grosse Dummheit gemacht», sagte ich.

«Dass Sie eine Dummheit gemacht haben, ist sicher. Wie gross sie war, werden wir bald sehen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, dass

Sie keinesfalls das Vorrecht haben, Dummheiten zu machen. Geben Sie jetzt gut acht, dass ich keine mache.»

Wir gingen auf der Route Nationale an dem Wäldchen vorbei, wo junge Birken standen und andere Bäume. Wir gingen in der Mitte der Strasse, die um das Wäldchen herum eine Biegung machte. Das Wäldchen war jung. Sein Schatten reichte kaum über den Strassengraben zur rechten Seite. Zu dieser Stunde war nur die obere Böschung des Strassengrabens im Schatten. Als wir beim Knie der Strassenbiegung angekommen waren, sah ich: zwei deutsche Soldaten mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten. Ich fasste Morgenroth bei der Hand, um ihn auf die Soldaten aufmerksam zu machen. Er hielt meine Hand fest und liess sie nicht los: «Langsam ... Ruhig ... In der Mitte der Strasse ... Keine Angst zeigen ... Nicht laufen, ehe ich anfangen ...»

Morgenroth sagte das alles laut und ruhig. Die Soldaten mussten uns hören. Sie standen auf der beschatteten Böschung des Strassengrabens, wir hörten sie reden.

«Schauen Sie nicht hin ... Es ist ein Wäldchen ... Sonst nichts ...», sagte Morgenroth. Ich war todfröh, dass er auf der Seite der Soldaten ging, nicht ich. Er redete die ganze Zeit zu mir. Ohne meine Augen hinzuwenden, konnte ich sehen, dass wir schon auf der Linie der Soldaten waren. Morgenroth hielt meine Hand umklammert. Es war gut, dass er das tat, denn meine Beine zuckten. Laufen, laufen wollten sie.

«He! Du! Hast du einen Ausweis?» hörte ich die Stimme eines Soldaten.

«Non!» rief ich, schrie ich, wie im Zorn, seltsamerweise. Gleichzeitig, als hätte er meinen Einsatz abgewartet, hatte Morgenroth mit fester Stimme geantwortet: «Limoges!», ohne meine Hand auszulassen, ohne stehenzubleiben. Wir hatten die Linie der Soldaten passiert. Jetzt werden sie schiessen, dachte ich. Ich fühlte eine Hitze im Kopf, ein Rauschen in den Ohren. Meine Beine waren Holz, die Schuhe waren Blei, die Strasse war dumpf.

«Langsam ... Langsam ... Sonst schießt er ...», hörte ich Morgenroth zischen.

«Ach, was weiss so ein blöder Franzose von einem Ausweis ...», hörte ich eine Stimme sagen. Es war der zweite Soldat.

Morgenroths Hand drückte jetzt noch fester. Zu meinem Entsetzen blieb er stehen, wies mit einer Geste über die Felder und sagte laut: «Châteauroux-Limoges.»

Wir gingen weiter, ohne uns umzublicken, ohne uns anzublicken. Als wir weit genug gegangen waren, um sicher zu sein, dass wir nicht mehr im Blickfeld der Soldaten waren, wollte ich meinen Freund umarmen. Er stiess mich zurück und sagte: «Sind Sie verrückt geworden? Wer sagt Ihnen, dass es die letzten Wachtposten waren?»

Nun gingen wir sehr schnell. Die Strasse lief in einem schnurgeraden Band vor uns. Wir konnten weit hinausspähen. Auf einmal sahen wir, etwa hundert Schritt vor uns, einen Mann in einer blauen Uniform aus einem Maisfeld auftauchen. Als er uns erblickte, zog er sich schnell zurück und verschwand. Mein Freund erfasste wieder meine Hand und wir gingen weiter. Als wir ganz nah dem Maisfeld waren, kam der Mann aus dem Versteck heraus. Er hatte keine Uniform. Er trug den blauen Arbeitsanzug der französischen Eisenbahnarbeiter. Wir taten, als würden wir ihn nicht bemerken, und gingen schnell an dem Maisfeld vorbei. Da kam er uns nachgerannt und bat um Feuer.

Ich gab ihm ein Streichholz. Es gelang ihm aber nicht, es anzuzünden, seine Hände flatterten.

«Verzeihen Sie, meine Herren, darf ich Sie fragen? Sind Sie über die Grenze gekommen?»

«Nein», sagte Morgenroth. «Wir wohnen dort, in dem Dorf drüben.»

Er sah uns mit hilflosen Blicken an und schwieg eine Weile.

«Ich bin vor den Boches geflüchtet», sagte er dann. «Ich habe meine Frau und meine Kinder in Tours. Ich muss zurück. Seit gestern schon laufe ich da herum, ich weiss nicht, was ich machen soll.»

«Sie wollen in die besetzte Zone?» fragte Morgenroth.

«Ich muss. Was soll ich machen. Aber man darf ja nicht über die Grenze.»

«Und wo ist die Freie Zone?» fragte Morgenroth.

«Die Freie Zone?» wunderte er sich. «Wir sind ja in der Freien Zone. Wenn Sie eine Viertelstunde weitergehen, da ist der französische Kor-don.»

«Wollen Sie mit uns hier frühstücken?» sagte Morgenroth. «Wir werden Ihnen verschiedenes sagen können. Wir kommen von der besetzten Zone. Wir haben Angst vor Ihnen gehabt. Entschuldigen Sie uns.»

«Wie ich vor Ihnen, Messieurs. Ich hab' mich ja vor Ihnen in dem Maisfeld da versteckt. Verzeihen Sie mir auch. Was ist aus Frankreich geworden? Mein Gott, was ist aus Frankreich geworden!»

XL

Das Glücksgefühl, in der Freien Zone zu sein, nach allen ausgestandenen Ängsten keine deutschen Krieger mehr zu sehen, wurde uns sehr bald vergällt. Schon in Châteauroux erfuhren wir, dass wir als Ausländer nicht das Recht hatten, in der Freien Zone von einem Ort zum anderen ohne besondere Bewilligung der Polizei- und Militärbehörde zu reisen. Die Vichy-Generäle erklärten: Frankreich wäre noch im Kriegszustand; das Kriegsgesetz, betreffend die Ausländer, wäre noch in voller Geltung; Ausländer, soweit sie nicht in Konzentrationslagern sind, wären an ihren Wohnort gebunden wie im Krieg. Die in einem Lager waren und infolge der Kriegereignisse versprengt wurden und nicht im Besitze eines Lagerbefreiungsscheines sind, wären als Entlaufene zu behandeln und in das nächstgelegene Konzentrationslager zur Überprüfung ihrer Situation einzuliefern. Gegen uns hatten die Generäle den Krieg gewonnen, und diesen Sieg liesen sie sich nicht schmälern! Noch hatte die Gestapo – wie der Börsenrat Fopper es formuliert hatte – andere Sorgen, noch waren die Deutschen in der besetzten Zone korrekt und human. In der Freien Zone hatte das Regime der französischen Gestapo bereits begonnen. Wir, Morgenroth und ich, wir hatten keinen Wohnort. Aber wir waren an den Wohnort gebunden. In der Freien Zone waren wir erst recht illegal. Hätte ich mir doch im Lager den falschen Befreiungsschein von dem Sergeanten um sechzig Francs gekauft!

Auch die Bevölkerung in der Freien Zone war damals noch nicht so weit, die Niederlage Frankreichs zu erfassen. Das Volk war hier in Trauer, aber noch war es nicht in Verschwörung. Auch die Bauern waren nicht so wie die Bauern in der besetzten Zone. Das haben wir bald zu spüren bekommen. Die Polizei war überall hinter uns her, und das Volk in der Freien Zone war noch polizeifromm. Es war ja noch die französische Polizei, die Vichy-Polizei. Es war schwer ein Nachtquartier zu bekommen, ohne polizeilich gemeldet zu werden. Sosehr es mich beschämt, es zu sagen: in der Freien Zone waren wir bald bei Weitem übler dran als in der besetzten. Auf der Route Nationale hatten wir uns bald vor jedem Schatten

einer französischen Uniform zu fürchten, oft benahmen wir uns so wie jener arme französische Eisenbahnarbeiter im Maisfeld. Mir stieg oft die Galle hoch und ich redete bittere Worte gegen Frankreich.

«Sie haben ja recht», meinte Morgenroth, «aber hat es einen Sinn so zu reden? Es wird uns ja doch nie gelingen, Frankreich nicht zu lieben. Weil jeder Mensch, ist er es wert, ein Mensch zu sein, Frankreich mit allen seinen Fehlern liebt. Mir geht es in der Freien Zone trotz allem besser. Dass ich die neudeutschen Gesänge nicht mehr höre, entschädigt mich für alles. Und Sie, Petrykowsky, Sie haben vor einem französischen Gendarm so Angst wie ich, aber es ist doch nicht die Angst, die wir vor einem deutschen Gestapomann hatten, nicht wahr?»

«Sie werden uns aber doch der Gestapo ausliefern, die Generäle!»

«Sicher. Pétain wird uns ausliefern. Aber es wird noch eine Zeit dauern, bis es soweit ist. Und es gibt, wie Sie gesehen haben, viele Möglichkeiten zu entschlüpfen. Auch die Schergen haben eine menschliche Eigenschaft: sie können müde werden. Nehmen Sie den deutschen Soldaten, der uns laufenliess, weil so ein blöder Franzose nicht weiss, was ein Ausweis ist ... Es war ein sehr heisser Tag, sie standen im Schatten, die zwei deutschen Soldaten. Sie waren zu faul, um aus dem Schatten in die Hitze zu treten, uns zu verhaften, uns abzuführen. Wäre der Tag nicht so unerträglich heiss gewesen, derselbe Soldat hätte das deutsche Verlangen gehabt, einem blöden Franzosen erst recht zu zeigen, was ein Ausweis ist. Sehen Sie, Petrykowsky, selbst ein Deutscher steht zuweilen pflichtvergessen im kühlen Schatten. Und Pétain ist ein alter Trottel. Wir werden ihn überlisten!»

Es gelang uns, von Châteauroux nach Limoges zu entkommen. Hier gab es etwas, was ich in Frankreich nie für möglich gehalten hätte: eine anständige Polizeipräfektur! Man gab uns eine Aufenthaltsbewilligung für einen Monat. Dennoch konnten wir nicht in Limoges bleiben: nicht um alles Geld, das wir noch hatten, war eine Schlafstelle, geschweige denn ein Zimmer aufzu treiben. Hier hätten wir uns beinah freiwillig in einem Lager gemeldet, um uns auf ein Strohlager zu werfen und auszu-ruhen. So weit waren wir herabgekommen ... Wir gaben unserer Erschöpfung nicht nach und reisten – mit der Eisenbahn – nach Toulouse. Hier gingen wir zum polnischen Konsulat, das damals noch legal amtierte.

Zwei untergeordnete Schreiber im Vorraum machten uns soviel Schwierigkeiten als sie nur konnten. Indem öffnete sich eine Tür im Hintergrund, ein höherer Beamter trat ein, erblickte Morgenroth und kam ihm freudestrahlend entgegen. Sie waren alte Freunde, aber Morgenroth war an diesem Tag so verstört, dass er seinen alten Freund erst erkannte, als dieser seinen Namen sagte. Der Leiter des Konsulats musste seinen Namen ein paarmal wiederholen, ehe Morgenroth sich seiner zu erinnern vermochte. Das zeigte uns, aber auch dem Leiter des Konsulats, in welcher Verfassung wir waren. Der hilfsbereite Mann tat für uns, was er noch tun konnte. Er riet uns, sofort nach Marseille zu reisen und uns um unsere fälligen amerikanischen Quota-Visen zu kümmern. Er gab uns eine Empfehlung an den polnischen Konsul von Marseille, der – um es hier gleich zu seinem Ruhm zu sagen – jedem Unglücklichen, auch ohne Empfehlungen, geholfen hat, soweit die Marseiller Polizei das zuliess. Wir reisten sofort ab. In dem Abteil war auch ein Franzose, der von Paris kam. Er war der erste Franzose mit einem deutschen Ausweis. Er rühmte die korrekte und humane Haltung der Deutschen in der besetzten Zone. Er war der erste Kollaborateur, den ich gesehen habe. Er reiste im Auftrag der Deutschen, das war sicher. Sein schamloses Gerede erregte Entrüstung bei den französischen Frauen; die französischen Männer zeigten gesunden Menschenverstand. Die besten Kräfte Frankreichs, das sind die französischen Frauen. Es ist kein Zufall, dass Frankreichs grösster Nationalheld ein Weib gewesen ist. Wie es kein Zufall ist, dass Frankreichs Wappentier ein Hahn ist. Jeder Franzose hat was von einem Hahn. Die ewig wache Eroberungslust des französischen Männchens, das pathetische Getue, der sprungbereite Esprit in jedem Franzosen kräht ein bisschen ein Hahn, ein rührend unmusikalischer Hahn obendrein.

Um sieben Uhr morgens kamen wir in Marseille an. Auf dem Bahnhof, vor dem Ausgang, prüften zwei Sbirren in Zivilkleidung die Papiere der Reisenden. Die Vichy-Generäle sagten ja, Frankreich wäre noch im Kriegszustand, so waren in Marseille alle Polizeimassnahmen recht kriegerisch gegen die Ausländer. Wir kamen um sieben Uhr an. Fünf Minuten nach sieben waren wir als Ausländer verhaftet. Es war der achtundzwanzigste Juli. Das Datum ist mir in Erinnerung geblieben, weil dies unsere erste Verhaftung in Marseille war. In den weiteren sieben Monaten, die wir in Marseille zwangsweise verbrachten, sind wir so oft verhaftet wor-

den, dass ich die Daten vergessen habe. Ich weiss nicht einmal, wie oft wir verhaftet wurden. Das erste Mal hat uns ein Amerikaner gerettet. Später, als schon selbst ein Amerikaner gelegentlich verhaftet werden konnte, rettete mich ein paarmal ein französischer Abbé. Einmal war ich wieder mit beiden Füßen in einem Konzentrationslager. Diesmal gelang es mir durch Bestechung eines Wächters zu entkommen. Morgenroth hatte damals schon sein Quota-Visum, es war aber bereits ungültig geworden, weil er kein spanisches Durchreisevisum bekommen konnte. Diese sieben Monate in Marseille werde ich nicht einmal zu beschreiben versuchen; weil sie im wahren Sinne des Wortes unbeschreiblich waren ... Marseille, diese bezaubernde Stadt, diese einzige Hafenstadt der Welt, in deren Strassenleben Europa, Afrika und der Orient in einer Atmosphäre zusammenklingen, die wie ein Opiat berauscht: Marseille hätte in den letzten Tagen Europas das letzte Tor der Freiheit sein können. Pétain und seine Polizei hat Marseille zur letzten Falle im europäischen Jagdrevier Hitlers gemacht. Es war eine gemeine, eine niedrige Art des Jagens. Man muss in der Geschichte der Unmenschlichkeit weit zurückgehen, um ein Gleichnis dafür zu finden.

In früheren Zeiten hat es eine Abart des Jagens gegeben, die sogenannte Netzjagd. Es war eine untere, eine plebejische Form der Treibjagd. Ein grosses Waldrevier wurde mit Stricknetzen umspannt, zuerst weit, dann immer enger, bis sie endlich einen schmalen Jagdraum so dicht einschlossen, dass nicht das kleinste Tier durchschlüpfen konnte. Im engen Jagdraum waren engmaschige Netze und Tücher so hoch ausgespannt, dass kein Hirsch sie überspringen konnte. Tagelang trieben die Jäger, die Heger, die Jagdbuben und Hunde die Tiere aus den Wäldern in diesen umspannten und mit Tüchern geschlossenen Jagdraum. Ausserhalb der Tücher und Netze befanden sich die Schiessstände. Nachdem man die Tiere in diesen engeren Jagdraum hineingetrieben hatte, verschloss man den Jagdraum vollends mit Netztüren hinter dem Wild, und die Abschachtung konnte beginnen.

Ähnliches spielte sich in Marseille ab. Es waren keine Hasen, keine Füchse, keine Rehe, keine Marder, die in Marseille gejagt wurden. Es waren Juden, Tschechen, Polen, Österreicher, Litauer – Menschen aus allen von Hitler besetzten Jagdrevieren. Es waren keine Jäger, keine Heger,

keine Hunde, die hinter den Menschen her waren. Die Treiber waren Generale, Ministerialbeamte und Polizisten. Die Tücher und die Stricknetze wurden von den Konsuln der von Hitler noch nicht überfallenen Länder so dicht und hoch gehalten, dass es nur einem Luchs gelingen konnte, den Schützen zu entkommen. Nur einen Konsul gab es in Marseille, der sich an der Netzjagd nicht beteiligte: der chinesische Konsul. Er gab jedem, der es haben wollte, ein Visum. Viele Füchse sind mit einem solchen Visum bis nach Portugal durchgekommen. Auch ich wollte so ein Fuchs sein. Der Chinese gab mir ein Visum. Es nützte mir aber nichts. Denn ich bin kein Fuchs. In meiner Verzweiflung tat ich einen Riesensprung über die Tücher und Netzgespinste, und ich bin in – Casablanca gelandet.

Hier schrieb ich die letzten zehn Kapitel, hier schreibe ich diese Blätter zu Ende. In Marseille hatte ich monatelang nicht die Kraft, einen Brief an meine Frau zu schreiben. Casablanca ist freilich auch ein Jagdrevier. Aber das Gefühl, durch ein Meer von der Folterkammer Europa getrennt zu sein, ist schon die halbe Rettung. Gewiss, mein Freund Morgenroth hat recht gehabt: eine halbe Rettung kann einen ganzen Tod bedeuten. Immerhin bin ich so weit, dass ich täglich ein paar Zeilen aufschreiben kann. In Marseille hätte unter meinen guten Freunden keiner gedacht, dass ich je noch so hochkommen würde ...

In Marseille sah ich viele meiner Leidensgenossen aus allen meinen Konzentrationslagern wieder. Der erste, dem wir hier begegnet sind, war Dolfi Blau, mein Gruppenchef. Von ihm hörten wir, was sich in dem Lager von Finistère nach unserer Flucht abgespielt hat. Die neue deutsche Kolonne kam erst einen Tag nach unserer Flucht. Dennoch waren nicht mehr als sechzig weggelaufen. Von den Ariern ist nur mein Freund Serge geflüchtet. Im Dezember hatte ich Nachricht von ihm. Er war doch mit einem Motorkutter nach England entkommen. Alle anderen Arier wurden bereits nach drei Tagen von der Gestapo nach Deutschland abgeschoben. Mit der zweiten Kolonne waren drei Gestapo-Offiziere mitgekommen, die sich in der Judenbaracke vor allem für die Schriftsteller und die Radiojournalisten interessierten. Zum Glück war kein einziger mehr dort. Sie verhafteten ein paar arme Leute, die das Unglück hatten, Namen zu haben, die einen Gestapomann an diesen oder jenen Namen eines geflüchteten Schriftstellers erinnerten; darunter einen armen Schneider namens

Morgentau, weil die Gestapo ihn mit Morgenroth verwechselte. Die übrigen wurden entlassen, und sie durften sogar nach Paris zurückreisen. Steiner hatte also ungefähr alles richtig vorausgesagt. Auch seine Prophezeiung, dass die Zeit der Korrektheit und der Humanität nicht lange dauern werde, sollte sich bald erfüllen. Sie dauerte genau, bis die Deutschen die Battle of Britain verloren haben. Als sie sahen, dass England keinen Frieden mit ihnen machen wollte, zogen die Deutschen das lange Messer aus dem Stiefelschaft hervor, und der Pogrom in Frankreich begann. Was sie mit den Juden in der besetzten Zone gemacht haben, ist bekannt. Da der Trick mit der Humanität ohne Erfolg geblieben war, setzten sie sofort das ein, was sie auch eingesetzt haben würden, wenn sie einen Frieden ergaunert hätten: Mord, Raub, Terror. Völlig erfolglos war der Trick übrigens nicht: in Frankreich war die deutsche Humanität der Kunstdünger auf dem Boden der Kollaboration. Diese Saat wäre ohnehin aufgegangen, gewiss. Pétain hätte es allenfalls nicht schwer gehabt, die Schufte Frankreichs um sich zu sammeln. Aber ohne die satanische Farce der deutschen Korrektheit und Humanität hätte es der alte Schwachkopf etwas schwerer gehabt, das Vertrauen der Imbezilen und des katholischen Klerus zu gewinnen.

In Marseille waren einige Tausend ausländischer Réfugiés lange vor uns angekommen. Es stellte sich heraus, dass unser Lager in Finistère das einzige gewesen ist, das den Deutschen ausgeliefert wurde. Alle anderen sind vor dem Anmarsch der Deutschen aufgelöst worden und die Insassen waren nach dem Süden geflüchtet, vielen ist es gelungen, sich bis Marseille durchzuschlagen. Der Hinkemann zum Beispiel, der Freund Steiners, war schon drei Wochen früher als wir in Marseille angekommen. Ich erzählte ihm von Steiner. Als er hörte, dass Steiner die Absicht habe, ihm nachzureisen, um ihn zu retten, erschrak er sehr, und es lag ihm gar nicht daran, die Angst vor seinem Freunde zu verbergen. «Da muss ich aber schauen, dass ich schnell wegkomme», sagte er. «Ich habe nicht mehr Geld genug, um mir seine ‚Freundschaft‘ zu erhalten.» Dem Hinkemann ist es gelungen, illegal nach Oran zu entkommen.

Damals wussten wir noch nicht vom Tod Cukierskys. Der Brief, von dem ich zu Beginn der Erzählung gesprochen habe, erreichte mich erst viel später. Dann vergingen noch viele Wochen, bis wir von der verhängnisvollen Begegnung vor dem Städtchen Angers Bericht hatten. Es war

der Weise von Offenbach, der uns den Tod Cukierskys so schilderte, wie ich es wortgetreu hier getan habe. Der Weise von Offenbach war ein tüchtiger Mann. Wie man sich vielleicht erinnert, gehörte er zu den ersten, die über die Mauer unseres Gefängnisses noch vor dem Eintreffen der ersten siegreichen deutschen Kolonne entsprungen war. Er war so schnell von Entschluss, dass es ihm gelungen ist, bis nach Paris zu rennen, ehe die Bestimmungen des Armistice verkündet worden waren. Es dauerte dann vier Monate, bis es ihm gelungen war, sich in die Freie Zone herüberzueretten. Steiner, der in Paris schon in voller Tätigkeit als Berater der Gestapo war, hat dem Weisen von Offenbach zur Flucht in die Freie Zone geholfen. Er hat ihm einen Ausweis verschafft, auf einen falschen Namen natürlich. Zum Abschied erzählte er dem Weisen von Offenbach von Cukiersky. Steiner beteuerte, er hätte nicht die Absicht gehabt, «diesen Narren» zu töten. Die Begegnung war ein Zufall. «Wie hätte ich mir denken können, dass dieser hirnverbrannte Idiot vor einem deutschen Soldaten seinen läppischen deutschen Gegengruss wagen wird. Wir mussten ihm einen Denkkzettel geben. Sie verstehen?»

Es war auch Steiner, der die Version vom Selbstmord durch Vergiftung inszeniert hat. Er legte seinem Opfer die Giftabletten, die man bei ihm gefunden hat, in die tote Hand. Wir vermuten, dass es die Tabletten waren, die meinem Freund Morgenroth abhanden gekommen waren ...

Seit dem Tod Cukierskys sind nun schon zwei Jahre vergangen. Wir sind heute in der Lage, ihn um seinen Tod zu beneiden. Er hat seinen Tod selbst gewählt. Es war ein männlicher Tod. Wäre er bis nach Paris gekommen, er wäre auch nicht mehr am Leben. Er wäre mit den vielen Tausenden zugrunde gegangen, die man als Schlachtvieh nach dem Osten abtransportierte, oder er wäre schon in Frankreich als «Kommunist» erschossen worden. Zu uns, zu den «Geretteten», hätte er kaum gehört. Es ist nämlich gar nicht wahr, dass es die Tapferen, die Starken waren, die sich gerettet haben. Das Gegenteil ist wahr. Die Edlen, die Starken, die Wertvollen, die Tapferen sind die ersten, die zugrunde gehen. Darwin hat sich geirrt. Es überleben die Kleinen, die Gemeinen, die Nichtigen, Gewichtlosen. Diese Erfahrung hab' ich schon als Soldat im Ersten Weltkrieg gemacht. Und obschon ich nur zu den Halbgeretteten gehöre – denn

in Casablanca bin ich neuerdings wieder mit einem Fuss in einem Konzentrationslager –, fange ich an, mir selbst recht fragwürdig vorzukommen. Man wird vielleicht sagen: das ist die Philosophie der Zurückgebliebenen. Mag es so sein. Sehr stolz sollten aber die Geretteten drüben nicht sein.

Wie immer dem sein mag, ich bin es müde geworden, mich zu retten. Ich habe alles getan. In meinem Pass habe ich ein chinesisches Visum, siebenmal das portugiesische Visum, zweimal das spanische Visum, ein brasilianisches Visum und zweimal das Allerheiligste: das Quota-Visum für USA. Es ist ein graphisches Kunstwerk. Es sieht aus wie ein Vertrag zwischen zwei Grossmächten. Und doch ist es so gut wie zweimal ein Nichts. Es ist abgelaufen; zweimal abgelaufen. Alle anderen Visen sind auch abgelaufen, sogar das chinesische. Auch mein Pass ist abgelaufen. Auch das Konsulat, das diesen Pass ausgestellt hat, ist abgelaufen. Ich selber bin abgelaufen. Ungültig. Rettungsmüde. Meine Freunde von Übersee schreiben mir Briefe. Sie reden mir zu wie einem kranken Pferd, die gesunden Ochsen. Alle Tüchtigen sind schon da, schreiben sie mir. Sei tüchtig ... Der Weise von Offenbach war ein sehr tüchtiger Mann. In Marseille hat er sich mit französischen Matrosen angefreundet. Sie nahmen ihn als blinden Passagier auf ein Schiff, das nach Beirut ging. Von dort wollte er nach Palästina; alles illegal. Die Matrosen wollten auch mich mitnehmen. Der Preis war: fünftausend Francs. Das waren fünfzig Dollars. Ich hatte nicht das Geld. Der Weise von Offenbach hatte noch weniger Geld als ich. Er war aber ein sehr tüchtiger Mann, und es gelang ihm, in Marseille sich die fünftausend Francs zu verschaffen. Er ist abgereist. Aber angekommen ist er nicht...

Mein Freund Morgenroth war klug, edel und gottesfürchtig. Er hat das Ziel aller Sehnsucht aller Gehetzten, das Quota-Visum, früher erreicht als ich. Weil aber die Regierung in Vichy auch ihm kein Ausreisevisum geben wollte, musste er sich an die spanische Grenze auf Schleichwegen durchstellen. Hunderte sind so durchgekommen. Morgenroth ist das nicht geglückt. Sein spanisches Visum war ihm unterwegs abgelaufen. Eine Verlängerung war ums Leben nicht zu haben. Da entschloss er sich, auch die spanische Grenze zu forcieren. Er hatte Erfahrungen mit der zaristisch-russischen Grenze in seiner Kindheit gemacht. Er war klug. In meinem Leben bin ich keinem begegnet, der so klug war wie mein Freund

Morgenroth: Er wusste so gut wie ich, dass der Zar aller Russen ein Hort der Humanität sowohl als der Freiheit gewesen ist, verglichen mit Francisco Franco. Dennoch wagte er es, mit seinem klugen Kopf die Wand der Finsternis zu durchstossen. Er ist in die Nacht eines spanischen Konzentrationslagers gefallen ...

XLI

Auf dem französischen Schiff, das mich von Marseille nach Oran gebracht hat, machte ich die Bekanntschaft eines französischen Fliegeroffiziers. Er war von Afrika nach Marseille gereist, um seine Frau und seine kleine Tochter abzuholen und nach Dakar zu bringen. Die Frau und das Kind waren aus der besetzten Zone gekommen. Die Deutschen waren in jener Zeit über die Periode ihrer Korrektheit und ihrer Humanität längst hinaus, und die Dame hatte viel Arges zu erzählen. Der Leutnant, der auf dem Schiff noch sehr vorsichtig und zurückhaltend war, änderte seine Haltung, als wir dann wieder zusammen in einem Abteil der Eisenbahn saßen, die uns nach Casablanca führte. Er war gegen Vichy, er war für de Gaulle. Die Reise von Oran nach Casablanca ist eine lange, wir hatten Gelegenheit, uns ein wenig anzufreunden. Die ganze Familie besaß nicht ein Stückchen Seife, und wie das Töchterchen nach der Art der Kinder in der Eisenbahn ihre Händchen immer wieder verunreinigte, klagte die Mutter über den Mangel. Ich hatte ein gutes Stück echter englischer Seife vorrätig, die ich in Marseille erstanden und seit Monaten als einen Schatz gehütet hatte. Ich schenkte es der liebenswürdigen Familie. Der Leutnant schien mir das Opfer stark zu überschätzen. Er wusste gar nicht, wie er danken, wie er sich revanchieren sollte. Zum Abschied gab er mir eine Empfehlung an einen arabischen Kaufmann in Casablanca, mit dem er sehr gut stand.

Im Hotel in Casablanca sah ich nach ein paar Tagen schon, als ich mein letztes Stückchen Seife verbraucht hatte, dass der Leutnant mein Opfer nicht im Geringsten überschätzt hatte. In Casablanca, wie in ganz Marokko, war alles zu haben, aber wenig Zucker und gar keine Seife. Die Patronin meines Hotels lachte über meinen Leichtsinn – ein Stück Seife zu verschenken! –, dachte lange nach, wie mir geholfen werden könnte, dann sagte sie: «Sprechen Sie deutsch? Wenn Sie deutsch sprechen, wird man Sie im arabischen Viertel für einen Nazi halten, und auf diese Weise können Sie sich noch am leichtesten ein Stück Seife verschaffen.»

Ich zog es vor, in das jüdische Viertel zu gehen, wo ich hin und wieder ein winziges Schnittchen Seife erhielt, ohne einen deutschen Eindruck

machen zu müssen. Das Empfehlungsschreiben des Leutnants an den Araber liess ich nun in meiner Brieftasche verwelken. Nach einiger Zeit bin ich aber dahintergekommen, dass nur der verlotterte Pöbel im arabischen Viertel nazifreundlich gesinnt war. Den grössten politischen Erfolg hatte die Nazi-propaganda in dem berühmten Bordell von Casablanca erzielt. Das Bordell von Casablanca ist ein geschlossenes Stadtviertel für sich. Es hat zwei Abteilungen, eine grosse arabische und eine kleine jüdische Abteilung. In der arabischen hatten die Emissäre des Doktor Gobbels so manche Hure unheilbar und schwer angesteckt, politisch selbstverständlich, während sie selbst, die Emissäre, oft mit heilbarer Gonorrhö und billiger Syphilis leicht davongekommen sind.

Ausserhalb wie innerhalb des Bordells waren die anständigen Araber meistens pro-französisch und noch mehr pro-britisch. Das wurde mir nach einiger Zeit klar, und so entschloss ich mich, das Empfehlungsschreiben des Fliegerleutnants dem arabischen Kaufmann persönlich zu überreichen. Er empfing mich mit orientalischer Gastfreundlichkeit. Er ist ein gebildeter Mann, in marokkanischen Grenzen, wo selbst die Juden gewiss keine Leuchten in Israel hervorbringen werden. Er spricht ein besseres Französisch als ich und er liebt Frankreich mehr als so mancher Franzose hier in Marokko, wo die Franzosen im Allgemeinen wohl den Abschaum Frankreichs darstellen: Kolonialfranzosen. Der Araber hat einen kleinen Sohn, der ein richtiger Musiknarr ist. Den grössten Teil des Tages verbringt er vor dem Radio und vor seinem Grammophon; das ungewöhnlich musikalische Kind überfüttert sich mit billigen Musikkonserven. So bin ich aus Freundschaft für den Vater der Musiklehrer seines Sohnes geworden. Sein junger Lerneifer erfrischte mich so sehr, dass ich in Gesellschaft des kleinen Arabers zuweilen die liebeblickenden Augen meines eigenen Sohnes sehen kann. Sonst gelingt mir das nicht mehr; ich kann nur noch Trübes, Düsteres, Zerfallendes meinem trüben, düsteren, zerfallenden Gedächtnis entreissen.

Sooft ich dem blumenäugigen Knaben gegenüber sitze – muss ich auch an meinen Freund Morgenroth denken: er würde den richtigen Lehrer für dieses musikhungrige, begabte Kind abgeben. Meine Kenntnisse reichten gerade noch für das erste Jahr.

Im Laufe dieses Jahres war ich oft Gast im Hause des geselligen Arabers. Er liebt Frankreich, und ich muss ihm soviel von dem Fall und dem

Unglück seines Vaterlandes erzählen, als ich kann. Ich werde ihm mit der Zeit eine mündliche Überlieferung hinterlassen, die bei Weitem lebendiger und umfangreicher sein dürfte als die schriftlichen Aufzeichnungen auf diesen Blättern. Der gute Mann kennt sich in meinen traurigen Abenteuern bald besser aus als ich selber. Eines Tages – an diesem Tage war eine deutsche «Kommission» in Casablanca angekommen, Soldaten und Gestapo, man sprach von dreihundert Mann – fragte er mich: «Als die Deutschen in das Lager in Finistère einrückten, war die Angst der Gefangenen gross, gewiss. Aber wissen möchte ich, welcher Moment für Sie, Monsieur Petrykowsky, der schrecklichste gewesen ist?»

«Ich glaube ...», sagte ich zögernd, weil ich nicht sicher war, ob er mich verstehen würde, «jetzt glaube ich, es war der Moment, als der Leutnant seine korrekte, humane Rede hielt und Witze mit uns machte →»

«Oh! Das verstehe ich», sagte der Araber zu meiner höchsten Überraschung. «Ich habe vor nicht langer Zeit auf meinem Landgut einen Hund gehabt. Es war ein Wachhund. Er war ein starker und scharfer Wächter, aber sonst von mässiger Intelligenz. Meine Kinder liebten ihn sehr, und sie haben ihm zwei Tricks beigebracht. Eines Tages erkrankte der Hund. Ich sah gleich, dass er die Tollwut hatte. Wegen der Kinder hatte ich nicht das Herz, ihn gleich zu erschiessen. Da er ohnehin an der Kette lag, wartete ich, in der törichten Hoffnung, dass er, jung und kräftig wie er war, vielleicht genesen möchte. Folgenden Tags ging ich an seiner Bude vorbei, um nachzusehen, ob er von dem Stück Fleisch, das ich ihm habe zu werfen lassen, gegessen hatte. Da sah ich, wie der nun zweifellos tollwütige Hund seine armseligen zwei Tricks produzierte ... Ich bin sehr erschrocken in diesem Augenblick, und ich habe den Hund auf der Stelle erschossen.»

Marokko ist ein schönes, fruchtbares, grünes Land. An seinen stillen Wassern, da gibt es so viele Störche wie in meiner Heimat, in der Ukraine ... Ich habe in vielen Ländern gelebt. In so manchem Lande war ich fehl am Ort. Oft habe ich das falsche Land zum Leben gewählt. Zum Sterben aber, so scheint es mir, hab' ich mir ein gutes, ein schönes Land ausgewählt. Mehr kann ich nicht sagen. Das Schreiben fällt mir schon überaus schwer. Ich bin nicht krank. Erschöpft bin ich. Ich kann nicht mehr sitzend, ich muss liegend schreiben. Meine Feder funktioniert noch, so

schreib' ich hin und wieder eine Zeile. Zuweilen erscheint es mir, als entströmten lebendige Worte einer toten Feder, in einem absurden Wachstum, posthum und ohne Zweck, wie noch lebendige Nägel wachsen an den toten Fingern einer Leiche. Ich liege in meinem Hotelzimmerchen wie in einem Sarg. Indem ich nun das Heft, dessen letzte Seite ich also zum Abschied noch bekritzele, zuklappe und Ihnen, meine Freunde, Lebet wohl! sage, ist es mein letzter Wille, dass Sie mir diesen letzten Gruss ja mit Cukierskys Gegengruss erwidern!! In diesem Sinne reiche ich Ihnen dieses Heft aus meinem Sarge heraus, und ohne Bitterkeit, aber auch ohne Reue klappe ich den Sargdeckel über mir zu in der letzten Erschöpfung ...

Marseille – Casablanca
1940-1942

Anhang

Übersetzung fremdsprachiger Passagen

- Seite 17:* casier judiciaire – *hier:* polizeiliches Führungszeugnis
Seite 17: Un instant – einen Augenblick
Seite 17: Voilà, un étranger! – Da, ein Ausländer!
Seite 17: agent – Beamter
Seite 17: en règle – ordnungsgemäss; in Ordnung
Seite 30: un écrivain de renommé mondial – ein Schriftsteller von Weltruf
Seite 39: Qu'est-ce qu'il a dit? – Was hat er gesagt?
Seite 40: Mais c'est incroyable, ça. Je vais l'annoncer à Monsieur le Commandant. – Aber das ist unglaublich. Ich werde es dem Herrn Kommandanten melden.
Seite 62: Votre carte d'identité, Monsieur. – Ihren Personalausweis, mein Herr.
Seite 67: Merci, Monsieur, vous êtes parfaitement en règle. – Danke, mein Herr, vollkommen in Ordnung.
Seite 83: Oj kwity moji, kwity ... Naschtscho ja was hoduwaw? *Die – wie es heisst – falsch zitierte Stelle aus dem Gedicht «Dume moji» (Meine Gedanken), das Taras Schewtschenko 1839 verfasst und der Erstausgabe seines «Kobsar» (1840) vorangestellt hat, lautet richtig:* «Kwity moji, dity! / Naschtscho was kochaw ja, naschtscho dohljadaw?» (Meine Blumen, Kinder! / Wozu hab' ich euch gehegt, wozu über euch gewacht?)
Seite 141: Prenez! A bas les Juifs! – Nehmen Sie! Nieder mit den Juden!
Seite 149: Nous sommes emmerdés, vous et nous, tous. – Es kotzt uns an, euch und uns, alle.
Seite 153: an der tête – an der Spitze
Seite 167: levée en masse – Massenerhebung
Seite 171: Amis de la France! – Freunde Frankreichs!
Seite 174: «Ce n'est pas la Pologne, Mesdames et Messieurs, c'est la France qui se bat maintenant!» – «Es ist nicht Polen, meine Damen und Herren, es ist Frankreich, das jetzt kämpft!»
Seite 185: Filez! Reculez! – Verschwindet! Zurücktreten!
Seite 186: Oh, c'est toi – Oh, du bist es
Seite 187: Ça va ... – *hier etwa:* Also gut...
Seite 188: Alors, à demain! – Also bis morgen!
Seite 189: Voyons, un imbécile! – Na also, ein Dummkopf!
Seite 190: Garde à vous! – Achtung!
Seite 191: Rompez les rangs! – Wegtreten!
Seite 193: Halte-là! – Stehenbleiben!
Seite 193: Je vais pisser – Ich geh' pissen

Seite 193: Passez! – Passieren!

Seite 193: Vive la liberté! – Es lebe die Freiheit!

Seite 204: Passez, tous! – Passieren, alle!

Seite 208: C'est tout – Das ist alles

Seite 233: poilus – Landser

Seite 235: My slovaci! – Wir sind Slowaken!

Seite 235: Csuk be a szâdat! – Maul halten!

Seite 286: Un autre pour Monsieur, Madame, s'il vous plaît – Noch einen für den Herrn bitte, Madame

Seite 308: curfew – Ausgangssperre

Seite 309: oui, même humains – ja, sogar human

Seite 311: Venez! – Kommen Sie!

Seite 321: Verse aus Baudelaires Sonett «A une Dame créole» aus dem Jahre 1841, dem vielleicht ältesten Stück der «Fleurs du Mal»: Weiltet Ihr, Madame, in wahrem Ruhmeslande, / An den Ufern der Seine, an der Loire grünem Bande, / Schöne, würdig, die alten Schlösser zu ziem, / Ihr liesset, beschützt von schattigen Orten, geheimen, / Im Herzen der Dichter tausend Sonette keimen

Seite 326: Rien. Le pneu a oublié de résister, comme l'armée française. – Nichts. Der Reifen hat vergessen standzuhalten, wie die französische Armee.

Seite 334: Bonne chance! – Viel Glück!

Nachwort des Herausgebers

1

«Die von ihrer Wichtigkeit überzeugt sind, die, nur die werden durchkommen.»¹ Diesen Schluss zog der bald fünfzigjährige Soma Morgenstern nach seinem ersten Pariser Jahr aus der Misere des Massenexils. Das klassische Asylland Frankreich hatte seine Grenzen denen geöffnet, die nach der Übergabe der politischen Macht an die Hitlerpartei vor den sofort einsetzenden Verfolgungen aus Nazideutschland flüchteten. Frankreich war zum Hauptziel der deutschen, dann auch der österreichischen Massenflucht geworden. Tausende von Emigranten lebten bereits in Paris, als durch die Annexion Österreichs im März 1938 weitere Tausende dazukamen, unter ihnen auch Morgenstern. Nicht ganz unvorbereitet trat er sein Exil an; schon vor den Widerwärtigkeiten des Dollfuss-Regimes war er im Februar 1934 für drei Monate nach Paris ausgewichen, um dort seinen ersten Roman zu beenden. «Nebenbei hatte ich Gelegenheit, Einblick in das deutsche Emigrantenleben in Paris zu nehmen. Es deprimierte mich dermassen, dass ich anfang, an einen Rückzug nach Wien und an meinen Schreibtisch zu denken.»² Wohl auch eingedenk solcher Eindrücke hatte Morgenstern nach dem Berchtesgadener Abkommen, in den ungewissen Tagen des «deutschen Friedens», mit Frau und Kind vorerst nur hinter die Grenze nach Bratislava ausweichen wollen, um dort abzuwarten. Reisepässe waren beschafft, die Wohnung gekündigt. Aber dann erkrankte ihr achtjähriger Sohn an Scharlach, sie konnten nicht reisen. Die Lage im Lande wurde zusehends bedrohlicher, hör- und sichtbar trieben auf den Strassen Wiens die einheimischen Nazis ihr Unwesen. Am 13. März 1938

1 Morgenstern an Karol Rathaus, [Paris,] 2. April 1939 (Rathaus Archive, Benjamin S. Rosenthal Library, Queens College/CUNY, Flushing, N. Y., im folgenden: Rathaus Archive; Kopien von Briefen Morgensterns in diesem Archiv überliess Herr Dr. Martin Schüssler freundlicherweise dem Herausgeber).

2 Soma Morgenstern, *Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen*, Lüneburg 1994, S. 115 (seitenidentische, durchgesehene Taschenbuchausgabe Berlin 1998). Zu Leben und Werk Morgensterns siehe dort (S. 301 ff.) den Überblick des Herausgebers: *Soma Morgenstern – der Autor als Überlebender*.

– die deutschen Truppen hatten inzwischen das Land besetzt – entschloss sich Morgenstern nach langem Zögern und schweren Herzens, allein zu flüchten. Ausser Frau und Kind musste er seine alte Mutter, seine drei Geschwister und weitere Verwandte in Wien zurücklassen. Er löste eine Fahrkarte über die Schweiz nach London, wo sein alter Freund, der Komponist Karol Rathaus, bereits im Exil lebte. Von dort hoffte Morgenstern dann möglichst bald in die USA Weiterreisen zu können. Dabei versprach er sich Hilfe von einem der Brüder seiner Schwiegermutter, Kurt Simon, der ebenfalls nach London gegangen war. Doch zu diesem Zeitpunkt gab es für die meisten Flüchtenden kaum mehr eine Wahl des Asyllandes. Auf ein erstes Hindernis stiess Morgenstern bereits in Basel: die Visumspflicht, von Frankreich angeblich soeben für Österreicher eingeführt – eine für die Flüchtenden damals undurchschaubare bürokratische Finte. «Es war offenbar eine Schikane des französischen Konsulats in der Schweiz, eine Schikane, die nicht lange gebraucht hat, um Gesetz zu werden.»¹ Es war eine erste Kostprobe jener nicht eben seltenen Willkür französischer Beamter, von der so viele Exilberichte sprechen. Die Beschaffung der geforderten Einreiseerlaubnis brauchte Zeit, und am Ende gab man Morgenstern nur ein Transitvisum; er nahm es, weil er ja ohnehin nach London weiterwollte. Die erzwungene Wartezeit in Basel nutzte er dazu, sich von Freunden Geld schicken zu lassen; seine geringe Barschaft war beim Verlassen Österreichs fast gänzlich konfisziert worden – die bekannte Plünderungspraxis. Etwa zehn Tage später erreichte er Paris.

Bald wohnte er mit dem Freund Joseph Roth, der bereits seit 1933 im Pariser Exil lebte, in der Rue de Tournon beim Jardin du Luxembourg, in dem von Madame Alazard geführten kleinen Hôtel de la Poste. Im Bistro dieses Hotels, dem Café Toumon, bildete der Tisch, an dem Roth schrieb und trank, einen Treffpunkt des literarischen und intellektuellen Exils, und nicht nur des österreichischen, wo Vertreter der unterschiedlichsten politischen, weltanschaulichen und menschlichen Couleur bis in die Nacht hinein sich einfanden, Kommunisten, Sozialdemokraten und Monarchisten, Katholiken und Juden, überzeugte Parteigänger neben ausgemachten Einzelgängern. Nach der Beobachtung des jungen Zeichners und

¹ A.a.O., s. 187 f.

Karikaturisten Bil Spira aus Wien, der sich damals mit Roth anfreundete, zog dieser die exilierten Intellektuellen magnetisch an; das kleine Café war dank Joseph Roth ein stets beliebter und belebter Ort. «Diese Tatsache, und die Sympathie, die von ihm ausging, waren wohl der Grund dafür, dass Madame Alazard nie auf der Bezahlung der Getränke und Mietschulden – er wohnte im selben Haus – bestand.»¹ Morgenstern hat in den Erinnerungen an seine fast drei Jahrzehnte währende wechselvolle Beziehung zu Roth diesem letzten Jahr einen wesentlichen Teil gewidmet. Brüderlich wachte er über den von politischer Enttäuschung und Alkohol kranken Roth bis zum tristen Ende des noch nicht Fünfundvierzigjährigen am 27. Mai 1939 im Hôpital Necker.

Doch diese Freundschaft blieb nicht frei von Differenzen und zeitweiligen Distanzierungen. Die Koketterie des späteren Roth mit dem Katholizismus etwa und seine nostalgische Option für die legitimistischen Ziele des damaligen Thronprätendenten Otto von Habsburg waren Morgenstern fremd. Dass er die katholisch-monarchistischen Ambitionen des Freundes teilen könnte², dieser Gedanke wäre ihm absurd erschienen. Wahrscheinlich war er überhaupt unfähig, politische Projekte und Programme ganz ernst zu nehmen, zumal wenn sie von der Art der legitimistischen waren, und nie hatte er die Neigung verspürt, einer Partei beizutreten. Noch am erträglichsten war ihm wohl die österreichische Sozialdemokratie gewesen, freilich abgesehen von ihren antijüdischen Regungen und dem allzu spät widerrufenen Votum für den Anschluss ans Deutsche Reich. Hatte er zum tagespolitischen Geschehen gewöhnlich ein ironisch distanzierendes Verhältnis, so war er doch keineswegs ein apolitischer Mensch. Ihm galt im Gegenteil, wie schon die Romantrilogie zeigt, die ‚grosse Politik‘ mit ihren Resultaten als ein allgegenwärtiger Quell menschlichen Unglücks. Alte jüdische Erfahrung aus der europäischen Diaspora dürfte dabei mitgesprochen haben. Mit feinem Sensorium registrierte Morgenstern politi-

1 Bil Spira, *Die Legende vom Zeichner*, hg. von Konstantin Kaiser in Zusammenarbeit mit Vladimir Vertlib, Wien 1997, S. 74.

2 So Joseph Rovani, *L'émigration monarchiste autrichienne en France (1938-1940)*, in: Gilbert Badia u. a., *Les barbelés de l'exil. Études sur l'émigration allemande et autrichienne (1938-1940)*, Grenoble 1979, S. 144. Hier wird, neben Werfel, Polgar und anderen, auch Morgenstern fälschlich zu Roths legitimistischem Freundeskreis gezählt, offenbar, weil die ‚Österreichische Post‘, das Organ der Exil-Legitimisten, einen Auszug aus seinem Roman *Der Sohn des verlorenen Sohnes* nachdruckte («Das erzbischöfliche Palais», Heft 2, 1. Januar 1939, S. 2-3).

sche Bedrohung. Lange vor der Ermächtigung des Nationalsozialismus beobachtete er die um sich greifende Judenfeindlichkeit, früh und mit wachsender Beklemmung beobachtete er das braune Treiben diesseits und jenseits der deutschösterreichischen Staatsgrenze. Schon im Oktober 1930 beschrieb er in der *Frankfurter Zeitung* einen uniformierten Hitlerjungen in Wien mit den Worten: «Das grosse Hakenkreuz blühte ihm wie die Blume einer exotischen Krankheit am Arm. Als sei er für die Politik schwer geimpft worden, ein Pockenträger des Hitlerheils.»¹ Worte, die ihm alsbald einen Platz auf der Schwarzen Liste jener Partei verschafften. Immer mehr wurde ihm Politik ein Übel, welches einem, wenn es böse kam, auf den Leib rücken konnte. Und es kam ja seit einiger Zeit immer böser. Nun starrte die vertriebene deutsche und österreichische Intelligenz aus ungewisser Zuflucht ohnmächtig auf eine deprimierende europäische Szenerie, wo politische Erpressung triumphierte. Mit einer Diplomatie der Zugeständnisse reagierten England und Frankreich auf die Annexion Österreichs, mit Nichtangriffserklärungen, als der Aggressor auch auf tschechisches Territorium Anspruch erhob, den er denn auch prompt realisierte. Den fatalen Konsequenzen dieser Appeasement-Politik widmete Morgenstern seine politisch-literarische Glosse *Die Boa Constrictor und die Ziege*, nachdem der katholische Geistliche Josef Tiso eine unabhängige Slowakei – mit deutscher Lizenz – ausgerufen hatte. Auf der ersten Seite der *Pariser Tageszeitung* las man Morgensterns spöttischen Kommentar: «Die unabhängige Slowakei, morgens proklamiert, mittags garantiert, abends inhibiert, gehört nicht einmal mehr der Geschichte, sondern der Anekdote. Einer peinlichen Anekdote von einigen erbärmlichen Pfaffen.» Seine politische Fabel endet mit der Prognose, dass nach Österreich, Tschechoslowakei, Slowakei und ähnlich kleinen Ziegen schliesslich die Ochsen Frankreich und England an der Reihe seien, gefressen zu werden: «Die grossen, fetten Mast-Ochsen, die der Boa Constrictor die armen Ziegen in den Rachen geschoben haben und am Ende sogar noch heimlich froh darüber, dass ein mächtiges Nibelungenmonster sich regte, das allfressend, die Ordnung ihrer Welt zu schützen vorgab.»² Später wird

1 Soma Morgenstern, *Worte fallen in den Herbst der Wahlen*, in: *Frankfurter Zeitung*, Nr. 798, 25. Oktober 1930. Siehe dazu *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 120 f.

2 Soma Morgenstern, *Die Boa Constrictor und die Ziege*, in: *Pariser Tageszeitung*, 18. März 1939.

er über das Fiasko von München sagen: «Wie immer die zukünftigen Historiker die Niederlage Frankreichs erklären werden, kein politisches und kein militärisches Argument wird je meine Überzeugung erschüttern, dass Frankreich den Krieg schon in München verloren hat. [...] Obwohl das dumme und hundsföttische Spiel in München von Chamberlain inszeniert und durchgepeitscht wurde, ist das Brandmal des Verrats von München auf Frankreich gefallen; denn England war nicht mit der Tschechoslowakei verbündet. Nicht Hitler – Chamberlain hat Frankreich in die Niederlage geführt [...].»¹

Zum letztenmal für den Rest seines langen Lebens ging Morgenstern hier, im März 1939, in einer Zeitung auf die aktuelle politische Situation ein, und nur einen einzigen Feuilletontext schrieb er noch, eine witzig-wehmütige Erinnerung an den Wiener Vorort Alt-Hietzing, wo er ein Jahrzehnt lang in der Nachbarschaft Alban Bergs gelebt hatte, seines wohl engsten Freundes.² Die Arbeit an der Romantrilogie *Funken im Abgrund* hatte schon den Wiener Kulturkorrespondenten der *Frankfurter Zeitung* innerlich immer mehr vom journalistischen Schreiben entfernt. Nun bat er von Paris aus seine Schwiegermutter, bei ihrer geplanten Reise nach Kopenhagen, wohin seine Frau Ingeborg mit dem Sohn Dan inzwischen emigriert war, aus Bayern seine «gesammelten Aufsätze» mitzunehmen: «ich kann viele davon hier verwerten und ich brauche das bisschen Honorar»³. Er dachte also daran, ältere Arbeiten nun für die Exilpresse zu verwerten – wozu es aus unbekanntem Gründen nicht kam –, keineswegs hatte er jedoch die Absicht, zur Zeitungsschreiberei zurückzukehren. Sein erster Roman war gedruckt⁴, der zweite in einer vorläufigen Manuskriptfassung abgeschlossen. In Paris angekommen, begann Morgenstern sogleich mit der Niederschrift des dritten I Romans. Wohl wusste er, dass es kaum mehr eine Chance gab, ein Werk dieser Art und dieses Umfangs irgendwo in Europa zu veröffentlichen, je-

1 Soma Morgenstern, *Flucht in Frankreich*, oben S. 123 u. 124.

2 Soma Morgenstern, *Alt-Hietzing*. (In memoriam Katharina Schratt), in: Freies Oesterreich/La Libre Autriche (Paris), Jg. 1, Heft 1 (Mai 1940), S. 24-25; s. a. Soma Morgenstern, *Alban Berg und seine Idole. Erinnerungen und Briefe*, Lüneburg 1995. – Die Burg-Schauspielerin Katharina Schratt, eine Geliebte des Kaisers Franz Joseph I., war am 17. April 1940 in Alt-Hietzing gestorben.

3 Morgenstern an Annemarie v. Klenau, Paris, 28. Dezember 1938 (Kopie im Besitz des Hg.).

4 Soma Morgenstern, *Der Sohn des verlorenen Sohnes*, Berlin 1935.

doch die Arbeit am Roman war das einzige, was seinem Exildasein ein wenig Sinn und Inhalt zu geben vermochte.

Doch die Lebensbedingungen dessen, der nicht, wie Stefan Zweig oder Thomas Mann, den Vorzug internationaler Bekanntheit besass, waren literarischer Produktion nicht eben förderlich. Morgenstern war völlig mittellos. Schon im Frühjahr 1934 hatte er als Jude seine Stelle bei der *Frankfurter Zeitung* verloren. Sein im Jahr darauf in Berlin erschienener Roman war inzwischen vergriffen, doch die Tantiemen lagen auf einem deutschen Sperrkonto und durften bis zum «Anschluss» Österreichs nicht ins Ausland transferiert werden. Und als sie in Österreich verfügbar gewesen wären, war Morgenstern bereits im Pariser Exil. Er liess das Geld an seine Schwiegermutter in Bayern, die dänische Staatsbürgerin war, überweisen. Die Aufenthaltserlaubnis für Frankreich wiederum war mit striktem Arbeitsverbot verknüpft. So war er, wie die meisten seiner Schicksalsgenossen, auf Unterstützung durch andere angewiesen. Materiell Bessergestellte halfen ihm in diesen Jahren, so der Wiener Industrielle Kurt Heinz Lichtenstern (der spätere Conrad H. Lester) und Stefan Heller, ein nobler Schokoladenfabrikant aus Wien¹. Später in Marseille erreichte auch Morgenstern eine Zuwendung des Verlegers Emil Oprecht und seiner Frau, die von der Schweiz aus eine grossangelegte Hilfsaktion für Emigranten in Frankreich unternahm.² Und immer wieder kam Hilfe von zwei Freunden, die Österreich schon einige Jahre zuvor verlassen hatten, von dem Architekten Josef Frank aus Stockholm und dem Maler, Designer und Architekten László Gabor aus USA. Letzterer war es wahrscheinlich auch, der einen ungewöhnlichen Weg fand. Morgenstern hat darüber später berichtet: «Einer meiner Freunde, der schon im Jahre 1934 nach dem Heimwehrputsch nach USA ausgewandert war, hatte eine gute Idee. In Wien war seine nichtjüdische Frau zurückgeblieben, von der er geschieden war und der er Alimente zu zahlen hatte. Er erklärte sich bereit, den monatlichen Betrag an mich nach Paris zu schicken. Ich schrieb meiner Schwiegermutter, dass ich der geschiedenen Frau in Wien einen Betrag schulde,

1 Vgl. *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 207 f.; zur Person Stefan Hellers siehe André Heller, *Joseph Roth*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3. September 1994, Beilage ‚Bilder und Zeiten‘.

2 Eine Liste im Archiv des Europa Verlags/Verlag Oprecht, Zürich, führt Morgensterns Namen mit einer einmaligen Überweisung von 1'000 ffrs. im August 1940 (briefliche Mitteilung des Verlags vom 7. Dezember 1990 an den Hg.).

den sie in monatlichen Raten von meinem Geld auszahlen solle. Das hielt mich in Paris über Wasser fast bis zum Ausbruch des Krieges.»¹ Wann genau diese Transaktion damals begonnen hat, ist nicht auszumachen. Noch Ende August 1938 jedenfalls beantragte Morgenstern die Verlängerung eines dreimonatigen Arbeitsstipendiums, das ihm die ‚American Guild for German Cultural Freedom‘ auf Empfehlung Joseph Roths, Stefan Zweigs und Otto Klemperers sowie auf besondere Fürsprache Thomas Manns hin seit Mai gewährt hatte. Seine Bitte um Verlängerung wurde von Joseph Roth unterstützt, der an die ‚American Guild‘ schrieb: «Ich lebe zusammen, in kameradschaftlicher Liebe mit dem österreichischen Schriftsteller *Soma Morgenstern*. Ich bitte, ihn, den ich litterarisch hoch schätze, ohne durch meine private Beziehung zu ihm beeinflusst zu sein, die ihm vom Prinzen Loewenstein zugesagte Beihilfe zukommen zu lassen.»² Dieses Stipendium betrug monatlich 30 Dollar, etwa 1200 Francs, mit denen man sich schlecht und recht durchbringen konnte. Und so beschloss Morgenstern bald, dem Rat eines englischen Journalisten zu folgen, mit dem er sich in Paris angefreundet hatte, nicht ins kostspieligere London weiterzureisen, sondern seine Überfahrt nach Amerika von Frankreich aus zu betreiben.

2

Aber von den französischen Behörden die Aufenthaltsbewilligung zu erlangen, dies sollte bald für Morgenstern fast so schwierig werden, wie die Voraussetzungen einer Emigration in die USA zu erfüllen. Denn im Laufe des Jahres 1938, nach dem Ende des Front populaire Léon Blums, der um eine emigrantenfreundliche Politik bemüht war, wurden die Bestimmungen für Ausländer in Frankreich von neuem verschärft. Morgenstern erhielt am 1. April 1938, also eine Woche nach seiner Ankunft, von der Pariser Polizeipräfektur ein ‚Récépissé de demande de carte d’identité‘, die Empfangsbe-

1 *Joseph Roths Flucht und Ende*. a.a.O., S. 132.

2 Joseph Roth an American Guild, Paris, 25. August 1938 (Die Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M., Deutsches Exilarchiv 1933-1945: American Guild – EB 70/117; im folgenden: American Guild).

stätigung über seinen Antrag auf eine Carte d'identité. Dieses Papier kam einer vorläufigen und befristeten Aufenthaltserlaubnis gleich, die erneuert, aber auch entzogen werden konnte. Es sollte Morgensterns einziges französisches Ausweispapier bleiben. Die Carte d'identité selbst wurde zu dieser Zeit einem Exilierten nur noch ausnahmsweise zuteil, auch Morgenstern hat sie bis zuletzt nicht bekommen. Im Laufe seiner nahezu dreijährigen Anwesenheit im Lande ist sein Récépissé – es befindet sich im Nachlass – wenigstens fünfzehnmal verlängert worden, oft von Monat zu Monat, eine Zeitlang vierteljährlich, schliesslich nur noch halbmonatlich.

Mit der Vorbereitung seiner Weiterreise in die USA begann Morgenstern bald nach seiner Ankunft in Paris. Im Mai 1938 beantragte er beim amerikanischen Konsulat in Paris das Einreise-Visum, doch erst mehrere Monate später hatte er alle dafür geforderten Papiere beisammen. Die Affidavits kamen vermutlich von Morgensterns Cousine Hannah Awerman in New York und von dem Freund László Gabor, der seit 1935 in Pittsburgh, Pennsylvania, als Art Director bei ‚Kaufmann's Department Store‘ tätig war. Das Konsulat indes zeigte sich mit Morgensterns finanziellen Verhältnissen unzufrieden. In seinen Briefen an den ostgalizischen Freund Karol Rathaus hat Morgenstern seine Exilerfahrungen immer wieder kommentiert. Jetzt schrieb er dem inzwischen in die USA Emigrierten: «Trotz 2 Affidavits soll man auch noch möglichst viel Geld haben – nun wir werden sehen, ob ich zu den Begnadigten gehören werde oder zu den Verurteilten. Was ich machen werde, wenn ich kein Visum bekomme, kann ich mir selbst nur nebelhaft vorstellen – die Kraft, das Ganze von vorne anzufangen, werde ich kaum aufbringen. – Meine Nerven sind bald hin.»¹ Im September wurde das Visum schliesslich bewilligt.

Doch nun musste Morgenstern auf seine polnische Quota-Nummer warten, ungewiss wie lange. Ostgalizien, zur Zeit seiner Geburt noch Teil der österreichischen Monarchie, war nach dem Ersten Weltkrieg an Polen gegangen, und so galt Morgenstern den Amerikanern als Pole und unterlag der Quotierung der polnischen Einwanderer, womit die USA deren Zahl kontrollierte und begrenzte. Anfangs hoffte Morgenstern noch auf eine absehbare Wartezeit. «Ich nehme an, dass es nicht ein Jahr dauern wird,

¹ Morgenstern an Karol Rathaus, Paris, 8. August 1938 (Rathaus Archive).

sonst würde ich hier ein Ende mit mir machen, denn mein Leben hier ist nicht auf die Dauer erträglich», gestand er Karol Rathaus in dieser Zeit.¹ Gerade war ihm ein Visum für Dänemark, das er beantragt hatte, um seine Frau und seinen Sohn wenigstens besuchen zu können, abgelehnt worden.² Einen Monat später klagte er dem Freund: «Meine Quoten-Nummer ist noch immer nicht da, ich warte und kämpfe um meinen Aufenthalt hier – alle zwei Wochen muss man zur Präfektur. Das ist eine besondere Spezialität für Österreicher. Wenn man nur diesen Pass schon los wäre!»³ Den Franzosen galt Morgenstern also, entgegen der Eintragung «Né Polonais» im Récépissé, als Österreicher – ein Faktum, das etwas später noch eine andere Konsequenz haben sollte. Zunächst aber wurde die allgemeine Lage in Europa immer bedrohlicher, und besonders die seit der Nacht zum 10. November im Nazireich inszenierten Judenpogrome entsetzten Morgenstern: «Mich machen diese neuen Greuel vollends kaputt, ich kann nicht schlafen und nicht einmal den kargen Frass sehen, den ich mir noch leisten kann.»⁴ Angesichts der systematisch betriebenen Judenverfolgung stieg die quälende Sorge um seine in Wien zurückgelassene Mutter und seine drei Geschwister, deren sich seine Schwiegermutter von Bayern aus annahm. «Meine Schwester schreibt mir, wie lieb Du Dich um die Verlassenen sorgst – ich danke Dir von Herzen, Liebste, und bitte Dich, es weiter so zu halten: die Situation dort raubt mir den Schlaf, der mich auch sonst meistens ungeschoren lässt.»⁵ Zu alledem sah er sich nun mit dem entnervenden Zweifel konfrontiert, ob ihm überhaupt noch genügend Zeit bleibe, ob nicht der näherrückende Krieg oder schon vorher seine Ausweisung aus Frankreich das Amerika-Visum für ihn am Ende wertlos machen werde. Denn nicht nur schien seine Quota-Nummer kaum näherzurücken, eine neue fremdenpolizeiliche Regelung sprach Ausländern nun gar das Wohn- und Aufenthaltsrecht in Frankreich ab, wenn sie am 12. November 1938 keine reguläre Aufenthaltsgenehmigung be-

1 Morgenstern an Karol Rathaus, [Paris,] 17. Oktober 1938 (Rathaus Archive).

2 Schreiben der Légation de Danemark an Morgenstern, Paris, 13. Oktober 1938 (Nachlass Soma Morgenstern, Die Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M., Deutsches Exilarchiv 1933-1945: EB 96/242, im folgenden: Nachlass).

3 Morgenstern an Karol Rathaus, [Paris,] 18. November 1938 (Rathaus Archive).

4 A.a.O.

5 Morgenstern an Annemarie v. Klenau, Paris, 28. Dezember 1938 (Kopie im Besitz des Hg.).

sassen, die bereits länger als ein Jahr gültig war.¹ Morgenstern war aber Jahr gültig war.¹ Morgenstern war aber an diesem Stichtag noch nicht einmal acht Monate im Lande und zudem mit einem Transitvisum eingereist, das ihm ohnehin Schwierigkeiten machte, sooft er mit der Polizeipräfektur in Berührung kam. «Und meine Schwierigkeiten werden in der letzten Zeit geradezu: erdrückend!» berichtete er Rathaus. «Ich bin in der Gefahr, aus Frankreich ausgewiesen zu werden – hier herrs[ch]t die Laune – und auf dem amerik. Consulat sagt man mir, dass ich auf das Visum noch *mindestens* bis *Juli* warten muss, wahrscheinlich aber noch ein ganzes Jahr! Du kannst Dir denken, in was für einer Verfassung ich mich befinde. [...] Ich fürchte aber abgesehen von allem, es kommt bald Krieg.»²

In seiner Not wandte sich Morgenstern nun an Heinrich Simon, den anderen Bruder seiner Schwiegermutter. Er war Mitinhaber und Herausgeber der *Frankfurter Zeitung* gewesen und nach seiner Zwangsenteignung durchs Naziregime im Jahre 1934 nach Palästina emigriert. Durch ihn hoffte Morgenstern möglichst rasch ein Visum für Palästina zu erlangen.³ Und tatsächlich autorisierte die Einwanderungsbehörde in Jerusalem Ende Januar 1939 das britische Passamt in Paris, ihm ein *traveller visa* auszustellen, sofern er gültige Reisepapiere besitze und die nötigen Visa, die ihm nach sechs Monaten ermöglichen würden, Palästina wieder zu verlassen.⁴ Morgenstern erhielt das Visum, konnte jedoch nur mit schriftlicher Erlaubnis der französischen Behörden aus Frankreich ausreisen, da sein österreichischer Pass mittlerweile abgelaufen war, und diese Erlaubnis war immer schwerer zu bekommen, wie sich zeigen sollte. So scheint Morgenstern vorübergehend vor der paradoxen Tatsache gestanden zu haben, mit Ausweisung aus Frankreich bedroht zu sein, freiwillig aber das Land nicht verlassen zu dürfen.

1 So eine Bestimmung des Dekret-Gesetzes vom 12. November 1938; vgl. dazu Barbara Vormeier, *Dokumentation zur französischen Emigrantenpolitik (1933-1944)*, in: Hanna Schramm, *Menschen in Gurs*, Worms 1977, S. 213.

2 Morgenstern an Karol Rathaus, Paris, 24. Dezember 1938 (Rathaus Archive). Von der ihm drohenden Ausweisung sprach Morgenstern auch in einem Brief vom 1. Januar 1939 an eine Helferin in Amerika, Nance Merowit, und rückblickend nochmals am 10. Februar 1939 (Die Deutsche Bibliothek, Frankfurt a.M., Deutsches Exilarchiv 1933-1945: Archivalien).

3 In seinem schon zitierten Brief vom 28. Dezember 1938 an Annemarie v. Klenau berichtete Morgenstern seiner Schwiegermutter, er habe Post von Heinrich Simon.

4 Im Nachlass Morgensterns fand sich eine entsprechende Mitteilung des Office of Commissioner, Migration and Statistics, Jerusalem, an Heinrich Simon vom 27. Januar 1939.

Anfang Dezember hatte Hermann Kesten den deutschen Germanisten Walter A. Berendsohn, der in seinem Kopenhagener Asyl an einer ersten Dokumentation des literarischen Exils arbeitete, eindringlich gebeten, behilflich zu sein bei der Beschaffung eines dänischen Visums für Morgenstern, der «infolge der neuerlich sehr strengen Bestimmungen nur begrenzten Aufenthalt in Paris hat und danach Frankreich verlassen muss, ohne eine bessere Ausreise als ins KZ von Dachau zu haben»¹. Doch auch dieser Versuch sollte erfolglos bleiben. «Ich kann das Visum nach Dänemark nicht bekommen», schrieb Morgenstern seiner Schwiegermutter Ende des Jahres. «Könnte ich wenigstens eine Zeit mit Inge und Dan zusammen sein – vielleicht würde ich meine Nerven soweit instandbringen, dass ich wieder arbeiten kann – so allein wie ich hier ein Hundeleben führe, geht man langsam zu Grunde.»² Sein Wunsch erfüllte sich Anfang Mai 1939 mit einem Besuch der beiden in Paris.³ Erst acht Jahre später, in New York, sollte Morgenstern sie wiedersehen.

Inzwischen war die Gefahr einer Ausweisung fürs erste abgewendet. Man hatte Morgensterns Aufenthaltsbewilligung bis Anfang März verlängert, und im Monat darauf entschied der französische Innenminister, dass ihm die vierteljährlich erneuerbare Aufenthaltserlaubnis zu erteilen sei, bis er nach USA abreisen könne⁴, eine Entscheidung, die er sicherlich dem ihm befreundeten Baron Olivier de Pierrebouurg verdankte, welcher damals Sekretär des sozialistischen Kammerabgeordneten André Philip war und den Exilierten in Frankreich auf vielfältige Weise immer wieder geholfen hat. Nach der Besetzung Frankreichs arbeitete er, wie Philip, in der Résistance.

Dieser Entscheid, so beruhigend er für Morgenstern auch war, änderte freilich nichts an der Unerreichbarkeit seines schon bewilligten Amerika-Visums. Die Quota-Wartezeit schien sich ins Unabsehbare zu dehnen. «Nun heisst es, sooft ich anfrage, wie lange ich warten muss: „Mindestens

1 Hermann Kesten an Walter A. Berendsohn, Paris, 1. Dezember 1938, in: *Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933-1949*, hg. von Hermann Kesten, Frankfurt a. M. 1973, S. 66.

2 Morgenstern an Annemarie v. Klenau, Paris, 28. Dezember 1938 (Kopie im Besitz des Hg.).

3 Morgenstern schrieb seiner Schwiegermutter nach der Abreise ihrer Tochter und ihres Enkelsohns aus Paris: «Seit einer Woche sind nun die Kinder fort und ich gewöhne mich sehr schwer an die Einsamkeit, in der ich bei all dem Wirbel lebe. Aber man muss hoffen und warten.» (Morgenstern an Annemarie v. Klenau, [Poststempel: Paris, 15. Mai 1939], Kopie im Besitz des Hg.).

4 Im Nachlass fand sich ein entsprechendes Schreiben des Ministère de l'Intérieur vom 24. April 1939, vermutlich an den Député André Philip.

ein Jahr.' Es ist schon ein halbes vergangen und immer heisst es: ‚Mindestens ein Jahr.›? Morgenstern wandte sich an einflussreiche Personen, an Stefan Zweig, an den Generalsekretär der ‚American Guild‘, Hubertus Prinz zu Löwenstein, und andere, die ihm vielleicht einen Weg zu öffnen vermochten. «Bitte, sprich mit Dorothy Thompson. Es wäre gut, vom P.E.N.-Klub aus beim hiesigen Konsulat zu intervenieren: wenn man schon die Quote nicht beschleunigen kann, so kann man doch hier erwirken, dass mein Fall wichtig gemacht wird», drängte er, der nicht zu denen gehört hat, die von ihrer «Wichtigkeit» überzeugt sind, und auch nicht PEN-Mitglied war, seinen Freund Rathaus, um nur endlich aus «dem barbarischen und idiotischen Europa» hinauszukommen.² Doch nichts half. Morgenstern wurde zusehends mutlos, zumal nach Joseph Roths Tod Ende Mai. Einen Monat danach schrieb er Rathaus: «Das schlimmste, Karol, ich komme nicht zur Arbeit und fange an zu resignieren. Mir ist zumute, als läge ich schon im Grabe, aber lebendig, und ich frage mich, ob es einen Sinn hat, Rettungsrufe auszustossen.»³ Hinzu kam, dass ihm eines Tages ein Österreicher, der in der Polizeipräfektur arbeitete, widerrechtlich, offenbar auf Grund einer Intrige, das *Récépissé* abnahm. «Man kann sich vorstellen, wie ich wochenlang ohne Legitimationspapiere in Paris herumging, ich, der vor dem Teufel im Leben nicht solche Angst hatte wie vor der Pariser Polizei-Préfecture. Zu meinem Glück hat man mich nie nach einem Legitimationspapier gefragt.»⁴ Wiederum war es Olivier de Pierrebouurg, der ihm das unersetzliche Papier zurückholte und zugleich dafür sorgte, dass seinem Schützling die Ausreisegenehmigung nach Palästina schliesslich doch zugesprochen wurde.⁵ Bevor jedoch Morgenstern das Ausreise-Visum noch in Empfang nehmen konnte, machte der Kriegsbeginn alle Fluchtpläne zunichte.

1 Morgenstern an Volker v. Zühlsdorff, Paris, 10. März 1939 (American Guild).

2 Morgenstern an Karol Rathaus, Paris, 8. März 1939 (Rathaus Archive).

3 Morgenstern an Karol Rathaus, Paris, 30. Juni 1939 (Rathaus Archive).

4 *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 231.

5 Vgl. a.a.O., S.232L

Nahezu anderthalb Jahre Pariser Exil lagen hinter Morgenstern, als der Schock eines weltpolitischen Ereignisses innerhalb kürzester Frist in der Emigrantenpolitik der konservativen Regierung Daladier einen Wandel verursachte, der dem Massenexil neuen und sinnfälligen Ausdruck schaffen sollte: die Masseninternierung. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es ohne den deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag, mit dem Hitler und Stalin am 23. August 1939 die Welt überraschten, nicht zu jener ersten Internierungswelle in Frankreich gekommen.¹

Will man von der Zeit der Internierungen im damaligen Frankreich ein genaueres Bild gewinnen, so ist man auf Berichte ehemaliger Bewohner des Exils angewiesen, welche in nicht geringer Zahl publiziert worden sind. Unter ihnen ist Morgensterns Romanbericht *Flucht in Frankreich* zweifellos eines der facettenreichsten und detailliertesten Zeugnisse. Sie bieten allerdings auch eine spezifische Schwierigkeit. Denn solche Zeugnisse eines nervenaufreibend gefährlichen, oft an den Rand der Verzweiflung führenden Daseins, Zeugnisse also, die einer schwierigen Erinnerung entsprungen, dazu meist auch unter wenig günstigen Lebensumständen niedergeschrieben, weisen begreiflicherweise nicht selten Irrtümer in der Wiedergabe des Faktischen auf, die zuweilen gravierend sein können. Das gilt auch von Morgensterns Text, und zwar mit der zusätzlichen Schwierigkeit, dass sein fiktionaler Gestus ihn der reinlichen Scheidung in literarische Absicht und Irrtum nicht selten entzieht. Doch ohne Zweifel ist das Werk, unbeschadet seiner fiktionalen Einkleidung, auch als ein Zeitzeugnis intendiert.² Um für die Sammel- und Internierungslager, in denen Morgenstern gewesen ist, Material heranzuziehen, das bei ihm nicht oder nicht so zu finden ist, werden im folgenden Berichte anderer Zeitzeugen herangezogen.

Die erste Internierungswelle setzte Ende August zunächst mit individuellen Verhaftungen politisch «Verdächtiger» ein – der «personnes sus-

1 Über die politischen und rechtlichen Voraussetzungen siehe Hans-Albert Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933-1950, Bd. 3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1988, S.7-41.

2 Es schien daher geboten, irrige Datierungen für die vorliegende Erstaussage, soweit möglich, anhand anderweitiger Quellen zu revidieren. Selbstverständlich wird jede dieser Korrekturen in den «Editorischen Anmerkungen» dokumentiert.

pectes», grossenteils Kommunisten und Sozialisten –, um nach der am 3. September erfolgten Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland in die allgemeine Internierung der «ressortissants du sexe masculin de l'Empire allemand» überzugehen. In ganz Frankreich wurden jene Männer im Alter zwischen 17 und 50, bald darauf 55 Jahren, deren Herkunftsland das Deutsche Reich war, als «feindliche Ausländer» inhaftiert und interniert, zunächst in Sammelstellen, sogenannten Centres de rassemblement. Auf die Implikationen dieser Massnahme war die französische Administration indes kaum vorbereitet, obwohl sie doch einschlägige Erfahrungen besass: schon seit Frühjahr 1939 setzte man die vor Francos Truppen nach Frankreich geflüchteten Spanienkämpfer kurzerhand in Lagern fest. Die Unterbringung und Versorgung der Hitlerflüchtlinge nun sollte so unwürdig sein und bleiben, wie es die der Spanienflüchtlinge war. In der Sammelstelle Stade de Colombes etwa – mit offiziellem Namen Camp des Étrangers au stade Olympique Yves-du-Manoir, Colombes (Seine) –, dem Sportstadion eines nordwestlichen Vorortes von Paris, wurden mehrere tausend Personen unter freiem Himmel wochenlang zusammengepfercht, «ohne dass Vorkehrungen getroffen worden waren zur halbwegs menschenwürdigen Unterkunft auch nur für ein paar Hundert Gefangener»¹. Bereits vor dem Stadion zeigte sich, dass man auf die Masse der pflichtbewusst anstehenden Emigranten nicht eingerichtet war. Hermann Kesten, der es nach vergeblichem Warten vorzog, die Nacht in seinem Hotelbett zu verbringen, mokierte sich damals: «Tausende stehn zwölf Stunden am Tag Schlange und übernachten darnach auf der Wiese daneben, vor lauter Ungeduld, ihre Freiheit aufzugeben.»² Über die Verhältnisse im Innern des Stadions urteilte, ähnlich zahlreichen anderen ehemaligen Insassen, Alexander Abusch: «Nichts war für unsere Unterbringung vorbereitet. Wir kampierten auf den Sitzstufen der Ränge, Tag und Nacht, bei Wind und Wetter. Ob es warm war oder kühler wurde, ob es – glücklicherweise selten – regnete, lagen wir Massen von Menschen zu beiden Seiten des grünen Rasens auf den Rängen des Stadions, von Militärposten beherrscht.»³ Das Stadion war mit Stacheldraht der Länge nach in zwei

1 *Flucht in Frankreich*, oben S. 26.

2 Hermann Kesten an René Schickele, Paris, 7. September 1939, abgedruckt in: *Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933-1949*, a.a.O., S. 84.

3 Alexander Abusch, *Der Deckname. Memoiren*, Berlin 1981, S. 493.

Hälften geteilt, auf der einen Seite die Österreicher und Saarländer, auf der anderen die Deutschen.¹ Die «Suspekten» wurden in einem durch Stacheldrahtverhaue vom übrigen Stadion separierten Bereich zusammengespart und von Kolonialsoldaten mit aufgepflanztem Bajonett besonders bewacht.² Weiter differenzierte man nicht; nicht einmal jene etwa fünfzig reichsdeutschen Nazis, die es im Stade de Colombes auch gegeben haben soll, wurden von den Exilierten getrennt.³ Gefangen setzte man Hitlerflüchtlinge wie Hitleranhänger, und beide ungeschieden an einem und demselben Ort: Kriterium der Masseninternierung war eben nicht die individuelle politische Gesinnung, sondern einzig die Herkunft aus demselben nationalen Kollektiv. Ironisch merkt Morgenstern zu solch militärischer Geistesart an: «Die an der Macht waren, sagten nach altem Generalsbrauch: Ausländer? Einsperren! – Sie erwiesen uns aber militärische Ehren, indem sie uns in den Konzentrationslagern nicht von Zivilpolizei, sondern von Soldaten bewachen liessen.»⁴

Auf der Flucht vor den Nazis fürs erste Schutz in Frankreich gefunden zu haben, wenngleich unter bedrückenden, nicht selten erniedrigenden Bedingungen, dieser bescheidene Trost zerging den Flüchtlingen am blossen Faktum ihrer Internierung. Denn diese Gefangenen waren ja in ihrer grossen Mehrheit entschiedene Gegner des Naziregimes, in ihren Augen musste die Masseninhaftierung in einem Land, das den Anspruch erhob, eine Demokratie zu sein, einem politischen Skandal gleichkommen. Dieser Enttäuschung gab Hermann Kesten in einem Brief an René Schickele Ausdruck, als er schrieb: «Frankreich beginnt also seinen Krieg gegen Hitler mit dem Krieg gegen die Feinde Hitlers, die nach Frankreich geflüchtet sind. Solche Siege über die Opfer des Tyrannen macht diese Art Sieger zum nächsten Opfer des Tyrannen. [...] Aber Frankreich hat unrecht, wie Deutschland unrecht tut.»⁵ Was die Behandlung der exilierten Schriftsteller betraf, so erinnerte sich der alte Morgenstern an ein pikantes

1 Leo Lania, *The Darkest Hour. Adventures and Escapes*, Boston 1941, S. 35.

2 Vgl. Hans-Albert Walter, a.a.O., S. 52 u. 44.

3 Vgl. Gilbert Badia u. a., *Les barbelés de l'exil*, a.a.O., S. 198, Anm. 56; s. a. Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 41.

4 *Flucht in Frankreich*, oben S. 102.

5 Hermann Kesten an René Schickele, Paris, 7. September 1939, in: *Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933-1949*, a.a.O., S. 85 u. 86.

Detail. «Der Innenminister hatte in einem Anfall von Gewissensbissen den Präsidenten des P.E.N.-Clubs gefragt, ob man auch die Schriftsteller internieren sollte. Der französische Präsident war damals M. Jules Romains. Dieser Herr [...] riet dem Innenminister, auch die Schriftsteller einzusperren. Aber die Präsidentin des amerikanischen P.E.N.-Clubs, Mrs. Dorothy Thompson, hat nach einigen Monaten einen solchen Skandal gemacht, dass M. Romains sich genötigt fühlte, die Schriftsteller aus dem Lager heraus zu holen.»¹

Auch Morgenstern wurde im Stade de Colombes festgesetzt. Folgt man den Hinweisen in seinem Romanbericht – Morgensterns Zeitangaben sind nicht selten unzuverlässig, doch in diesem Falle sind sie die einzig überlieferten –, so meldete er sich am 8. September im Stadion, wurde aber nach Prüfung seiner Papiere, die ihn ja als gebürtigen Polen und damit als «nichtfeindlichen Ausländer» auswiesen, sofort freigelassen; weil er jedoch nicht im Besitz eines polnischen Passes war, brachte man ihn nach einer Hotelkontrolle am 22. September dann doch ins Lager.² Etwas detaillierter berichtet Morgenstern an anderer Stelle: «Als nach dem Ausbruch des Krieges der General, der Stadtkommandant von Paris war, die *ressortissants du Reich* aufforderte, sich in die Konzentrationslager zu melden, war ich, geboren in Polen, eigentlich nicht damit gemeint. Aber der Beamte, der im Hotel sich informierte, fand dort im Buch, dass ich ein *Autrichien* war, wie Roth mich angemeldet hatte. Ich zeigte mein *Récépissé*, auf dem stand: ‚*Né Polonais*‘. Das nützte mir aber nichts.»³ Geholfen hätte ihm möglicherweise ein gültiger polnischer Pass; den aber beschaffte er sich erst im Jahr darauf, nachdem es ihm gelungen war, sich von der Bretagne nach Südfrankreich durchzuschlagen.

Im Stade de Colombes waren, wie gesagt, Tausende von Ausländern eingelagert; die Angaben in der Literatur gehen weit auseinander, bis hin zu mehreren Zehntausend. Morgenstern zufolge waren es «etwa sechs- bis sieben-, dann einige Wochen etwa dreitausend»⁴. Die materiellen Bedingungen im Stade de Colombes waren erbärmlich. In diesem Urteil

1 Morgenstern an Gershom Scholem, 12. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

2 Vgl. *Flucht in Frankreich*, oben S. 26 f.

3 *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 194 f.

4 *Flucht in Frankreich*, oben S. 26.

stimmen, trotz mancher Abweichung im Faktischen, alle Zeitzeugen überein. Von ihnen seien einige wenige zitiert. Der Tänzer und Choreograph Jean Weidt: «Das Sportstadion war mit Menschen vollgepfertcht, die ringsum auf den Bänken lagen, sassen und standen. Das Fussballfeld in der Mitte, ein gepflegter Rasen, durfte nicht betreten werden. Die Plätze auf den überdachten Tribünen waren am begehrtesten. Aber auch auf der freien Seite war kaum ein Platz zu finden. [...] Zur Erledigung der Notdurft standen offene Kübel herum, die überliefen. Der Rundgang um das Spielfeld auf der Aschenbahn war eine Promenade der Verzweiflung. [...] Mich störte nicht so sehr das wenige Essen, das Schlafen auf der harten Bank, all das war ich gewöhnt. Aber die Apathie der vielen, vielen Menschen [...] war mir unerträglich. Es war ein Inferno.»¹ Der Publizist Leo Lania: «Für Wasser mussten wir eine halbe Stunde Schlange stehen – es gab bloss zwei Hähne [...]. Jedem von uns war ein viertel Liter Wasser erlaubt, und das musste bis Mittag reichen. Ein paar Tropfen taten wir auf die Hände und ‚wuschen‘ damit das Gesicht. Ein halbes Glas ging beim Zähneputzen drauf. Den Rest bewahrten wir zum Trinken. Jeder Tropfen war kostbar. Nach einer Woche waren wir ungewaschen und unrasiert, unsere Kleidung war zerknittert und dreckig. Wir sahen aus wie schwere Kriminelle.»² Hans Sahl: «Es waren etwa sechstausend Gefangene in der Fussball-Arena. Ein Tag verging, und dann noch einer, und die Männer, die in das Stade Colombes gekommen waren, um dort nicht länger als 48 Stunden zu bleiben, wurden zusehends stiller. Als die Nacht hereinbrach, brachte man Stroh und schüttete es zwischen den Tribünen auf. Es war nicht sehr bequem, auf den Steinbänken zu schlafen [...]. Am vierten Tag wussten wir, dass wir hier nicht so bald wieder herauskommen würden und dass dies ein Krieg war, der vor allem gegen uns geführt wurde. Wir assen von der Leberpastete, die täglich dreimal in ungeheuren Mengen verteilt wurde, in alle Poren der Haut eindrang und das Stroh verklebte, auf dem wir schliefen, und benutzten die leeren Konservenbüchsen als

1 Jean Weidt, *Der Rote Tänzer. Ein Lebensbericht*, Berlin 1968, S. 46.

2 «For water we had to wait in line for half an hour – there were only two faucets [...]. Each of us was allowed a quart of water and that had to last until noon. We poured a few drops of it on our hands and ‚washed‘ our faces. Half a glass went for tooth-brushing. The rest we saved for drinking. Every drop was precious. At the end of a week we were unwashed and unshaved, our clothes were rumpled and filthy. We looked like hardened criminals.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 36 u. 37; Rückübersetzung vom Hg.)

Waschbecken und Trinkgefäße. Um unsere Notdurft zu verrichten, bestiegen wir eines jener Fässer, die in den Seitengängen aufgestellt waren, durch die einst die Gladiatoren triumphierend einzumarschieren pflegten. Es war nicht leicht, sich auf dem mannshohen, mit Kot bedeckten Fass im Gleichgewicht zu halten, und einmal geschah es, dass ein Priester mitsamt seiner Soutane in das Fass fiel und von unerschrockenen Händen herausgezogen werden musste. Am achten Tag kamen die Reporter und stellten fest, dass wir das Aussehen von Verbrechern hätten, was indessen nicht weiter verwunderlich wäre, da wir einer Nation angehörten, die das Verbrechen zur Staatsräson erklärt habe.»¹ Neben der fehlenden sanitären Einrichtung ist es immer wieder das Problem der Ernährung, das in den Berichten erscheint; denn «die Verpflegung bestand aus Brot und Paté (Büchsenleberwurst), von warmem Essen war keine Rede.»² Besonders deutlich wird Leo Lania: «Täglich gegen Mittag gaben sie uns Brot und Leberpastete. Nach einer Woche fingen unsere Mägen an zu rebellieren; beim blossen Geruch der Pastete fühlten wir uns krank. In der ganzen Zeit hatten wir nichts Warmes zu essen oder zu trinken bekommen. Das ganze Lager litt unter Krämpfen. Toiletten gab es nicht (ausser für unsere Bewacher). In einer Ecke des Stadions waren für uns grosse Eimer aufgestellt worden. Der Dreck und der Gestank waren überwältigend.»³ Sehr bald hatte das Lager unter Emigranten den Namen ‚Patéologie‘⁴ – morgens, mittags und abends, tagaus tagein, Brot und Paté aus Militärbeständen. Morgenstern nennt den Grund dafür: der Lagerkommandant. Als einen «etwas hilflosen alten Oberst» sah ihn ein Exilierter, der zwar nicht interniert wurde, dem Lagerkommandanten damals aber begegnet ist.⁵ Diese Begegnung war kurz, und Prinz zu Löwenstein hat den Oberst offenbar verkannt. Der war, glaubt man Morgenstern, alles andere als hilf-

1 Hans Sahl, *Die Wenigen und die Vielen. Roman einer Zeit*, o. O. 1977, S. 203.

2 Walther Victor, *Kehre wieder über die Berge. Eine Autobiographie*, Berlin/Weimar 1982, S. 317.

3 «Toward noon each day they gave us bread and liver paste. At the end of a week, our stomachs began to rebel; the very smell of the paste made us feel sick. In all that time we had had nothing warm to eat or drink. The entire camp was suffering from cramps. There were no toilets (except for our guards). For us large pails had been set up in a corner of the stadium. The filth and stench were overpowering.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 37; Rückübersetzung vom Hg.)

4 Nach dem Bericht eines unbekanntenen Autors, Auszug in: *Für Walter Benjamin*, hg. von Ingrid u. Konrad Scheurmann, Frankfurt a. M. 1992, S. 115.

5 Hubertus Prinz zu Löwenstein, *Botschafter ohne Auftrag. Lebensbericht*, Düsseldorf 1972, S. 183.

los: «Der Kommandant dieses Lagers würde eine sehr gute Figur sogar in einem deutschen Konzentrationslager gemacht haben; als Kommandant auch hier, selbstverständlich. Er soll ein paar Monate später von einem Militärgericht verurteilt und degradiert worden sein: er hatte das Menagegeld zur Gänze unterschlagen und den vielen Tausenden Internierten keine Verpflegung gegeben. Doch hatte er den Grossmut aufgebracht und uns erlaubt, unter einem Kessel Feuer zu machen und Kaffee und Gemüse zu kochen, milde Gaben französischer Juden! Es verging aber kein Tag ohne Drohung, dass der Kommandant diese Erlaubnis zurücknehmen werde, wenn die Internierten beim Reinigen der Soldatenlatrinen etwa passive Resistenz leisten sollten; für die Internierten gab es da keine Latrinen.»¹

In diesem Lager blieb Morgenstern wahrscheinlich bis in den Oktober hinein, er erwähnt «die Kälte der Oktobernächte» zur Zeit seines Abtransport²; genauere Daten sind nicht bekannt. Ernst Josef Aufricht, der Theatermann, erinnert sich: «Als [...] die Toiletten und herbeigeschafften Kübel überliefen, als der Gestank der Fäkalien der Nachbarschaft unerträglich wurde, beschloss man, uns in kleinen Gruppen in das Innere von Frankreich zu transportieren.»³ Ob nun aus diesem Grunde, jedenfalls wurde, wie Leonhard Frank sagt, der ebenfalls in Colombes war, «das Emigrantenvieh nach einem Dutzend ständiger Lager verfrachtet»⁴. Morgenstern kam mit etwa sechshundert anderen Österreichern und Saarländern per Zug in eine verrottete, nun aber zum Internierungslager erklärte Möbelfabrik am Rande der kleinen Stadt Montargis im Département Loiret, 120 Kilometer südlich von Paris. Hier waren die materiellen Umstände eher noch bedrückender als im Stade de Colombes. Der österreichische Arzt Richard Berczeller hat das Ambiente – «aus Höflichkeit , Lager’ genannt» –, die «traurigen Quartiere [...] mit dem alles durchdringenden Fäulnisgeruch», beschrieben: «Unsere Unterkünfte waren zwei ehemalige, seit Langem leere Fabrikgebäude in einem trostlos baufälligen Zugstand, mit halb eingefallenen Dächern und zerbrochenen Fensterscheiben. Keine oder jedenfalls kaum irgendwelche Vorsorge war für uns ge-

¹ *Flucht in Frankreich*, oben S. 26.

² A.a.O., S. 27. Zur Frage des Transportdatums siehe auch Hans-Albert Walter, a.a.O., S. 69.

³ Ernst Josef Aufricht, *Erzähle damit du dein Recht erweist*, Berlin 1966, S. 166.

⁴ Leonhard Frank, *Links wo das Herz ist. Roman*, Gesammelte Werke, Bd. 5, Berlin 1957, S. 579.

troffen worden. Es gab drei Latrinen für sechshundert Menschen, keine Decken, nicht einmal Stroh zum Hinlegen.»¹ Die sechshundert Internierten von Montargis schildert Berczeller als eine gemischte Gesellschaft: «Zum Beispiel gab es da den ehemaligen Chefredakteur der Wiener *Neuen Freien Presse*, ein halbes Dutzend Mitglieder der Wiener Philharmonie, einen weltberühmten Architekten; Künstler, Schriftsteller, Bäcker, Klempner, Zimmerleute, Rechtsanwälte – einen Querschnitt. Der jüngste von uns war Ende dreissig [...].»² Auch in diesem Lager, wie in allen anderen, wurde das Leben der Insassen allein durch Selbsthilfe erleichtert. Sie scheint in Montargis aber durch eine bessere Behandlung der Internierten, als sie in manch anderem Camp üblich war³, begünstigt worden zu sein. Überdies half ein seltener Zufall, von dem Berczeller berichtet. «Der Lagerkommandant, ein grosser, düster aussehender Major, erwies sich als Musikliebhaber. Als er uns eines Tages inspizierte, erkannte er in einer zerlumpten Vogelscheuche den ersten Violinisten der Wiener Philharmonie. Unsere Kost wurde nahrhafter, und allmählich fühlten der erste Violinist und seine Kollegen sich kräftig genug, zu spielen – wenn sie etwas, um darauf zu spielen, bekommen könnten. Von irgendwoher tauchten Violinen, Bratschen und ein Cello auf, und uns wurde Musik geboten. Dadurch inspiriert machten sich der Architekt, die Zimmerleute und Installateure ans Werk. Zuerst bauten sie eine Latrine, dann ein Krankenzimmer. Ein paar Wochen später legten sie an die alten Gebäude selbst Hand an, und im Vergleich mit unserm früheren Elend bekamen wir es beinahe komfortabel.»⁴ Ob aber Morgenstern diese besseren Tage von Montargis noch erlebt hat, scheint fraglich. Er wurde Mitte Dezember freigelassen, wie eine vorläufige Aufenthaltserlaubnis vom 14. Dezember 1939 für seinen Pariser Wohnsitz in seinem *Récépissé* zeigt. Der Generalsekretär des französischen PEN-Clubs, Henri Membéré, hatte auf Stefan Zweigs eindringliche Bitte hin, sich für Morgenstern einzusetzen, am 6. November eine offenbar erfolgreiche Demarche beim In-

1 Richard Berczeller, *Die sieben Leben des Dr. B. Odyssee eines Arztes*, München 1965, S. 94.

2 A.a.O., S. 97.

3 Vgl. Gilbert Badia u. a., *Les barbelés de Vexil*, a.a.O., S. 198.

4 A.a.O., S. 98.

nenministerium unternommen.¹ Noch im Lager von Montargis, so scheint der Romanbericht anzudeuten, hat Morgenstern die Nachricht von dem grauenvollen Tod seines Bruders Moses erreicht²; der Vierundfünfzigjährige war am 26. Oktober 1939 im KZ Buchenwald zugrunde gegangen, kurz darauf auch ihrer beider Schwager Chaim Schwarz.³

Das Leben in Paris war verändert. Die sonderbare Ruhe der «*drôle de guerre*», dieses «komischen Krieges», wirkte auf die Franzosen irritierend. Der Kriegserklärung an Deutschland hatte die französische Armee keinen Krieg folgen lassen; nahezu bewegungslos lagen sich französische und deutsche Truppen seither gegenüber. Wohl war der Pariser Alltag mit – meist überflüssigem – Sirenenalarm, Fensterverdunkelung, militärischer Präsenz deutlich vom Krieg bestimmt, doch zugleich bemühten sich die Pariser angestrengt, den Krieg zu vergessen. Die Atmosphäre jener Monate hat Aufricht beschrieben, der Weihnachten 1939 aus einem Lager zurückgekehrt war. «Paris war wegen der zu erwartenden Fliegerangriffe verdunkelt. Einzelne Laternen brannten der Orientierung wegen und hatten kleine dunkellila Birnen, ‚Les Violets‘ – die Veilchen – wurden sie von der Colette genannt. Viele der Passanten hatten Gasmasken umgehängt, die Zahl der Fussgänger hatte zugenommen, während die Verkehrsmittel durch die Benzinrationierung sich ständig verminderten. Im Schatten der Verdunkelung war das Leben hektisch. Die Ess- und Amüsierlust war noch nie so gross. Den sparsamen Franzosen sass das Geld locker, Theater, Kinos und Restaurants waren überfüllt. Gleichzeitig breitete sich über das Land eine geistige Lähmung aus. Die beiden Heere lagen sich verschanzt gegenüber. In diesem ‚*Drôle de guerres* wie ihn die Bevölkerung nannte, wurde nicht gekämpft. Man wollte glauben, dass es so bleiben würde und wusste, dass es nicht so bleiben konnte. Wir aus den Lagern Freigelassenen waren misstrauisch.»⁴ Unter dem Eindruck dieser

1 Eine entsprechende Mitteilung Henri Membres an Morgenstern vom 6. November 1939 fand sich im Nachlass.

2 Vgl. *Flucht in Frankreich*, oben S. 117 (wie auch hier hat Morgenstern als Todesort seines Bruders stets Dachau genannt).

3 Als Todesursache gab die Lagerleitung «Herzschwäche bei Ruhr» an, «was das elende Zugrundegehen in einem Sonderlager am Appellplatz umschreibt, das die SS Ende September 1939 für Polen und Wiener Juden polnischer Herkunft errichten liess», so Dr. Harry Stein, Kustos der Gedenkstätte Buchenwald, in einer brieflichen Mitteilung vom 25. November 1997 an den Hg.

4 Ernst Josef Aufricht, a.a.O., S. 179.

Situation und eingedenk seiner Lagererfahrungen dürfte Morgenstern seine Bemühungen um das USA-Visum entschlossen wieder aufgenommen haben. Anfang des Jahres scheint er auf seine baldige Abreise nach Amerika gesetzt zu haben – das Visum war ihm ja für Januar¹, wenn auch vage, in Aussicht gestellt worden. Walter Benjamin jedenfalls, der nach seiner Lagerzeit nun seinerseits eine – vorübergehende – Übersiedelung in die USA erstmals ins Auge fasste, kündigte Freunden in New York an, Morgenstern werde ihnen binnen Kurzem, wohl noch vor dem Frühjahr, mündlich von ihm berichten.² Benjamin und Morgenstern waren seit der Jahreswende 1926/27 miteinander bekannt und trafen sich nun im Pariser Exil des Öfteren, besonders nach dem Ende ihrer ersten Internierung. Sie redeten über literarische und politische Themen, vor allem aber über das Verhängnis des Hitler-Stalin-Paktes, der Benjamin dazu veranlasste, seine heute berühmten Thesen «Über den Begriff der Geschichte» niederzuschreiben.³ Angesichts der sich verschärfenden Exilbedingungen beriet sich Benjamin mit Morgenstern nun auch über das Für und Wider eines Beitritts zum PEN-Club, dem beide, der Betriebsamkeit von Vereinen misstrauend, bis dahin nicht angehörten. Immerhin war es dem PEN-Club gelungen, eine beträchtliche Zahl von Schriftstellern aus den Lagern zu befreien. Morgenstern erinnert sich: «Für Benjamin war es ein Problem, ob man dem P.E.N.-Club nun beitreten sollte. Ich antwortete ihm: ,Wenn man vor der Wahl steht, Mitglied des P.E.N.-Clubs zu werden, oder in einem Konzentrationslager zu sitzen, finde ich, dass die Wahl nicht schwer sein sollten [...] Ich vermute, dass kein Anderer dieses Problem hatte.»⁴ Beide stellten schliesslich ihren Antrag und wurden gleichzeitig, Ende Januar 1940, von der deutschen Gruppe des Exil-PEN als Mitglieder aufgenommen.⁵ Nicht so gut, wie er gehofft hatte, stand es indes um Mor-

1 Morgenstern an Karol Rathaus, Paris, 30. Juni 1939 (Rathaus Archive).

2 «Quelqu'un qui vous dira oralement de mes nouvelles, et sous peut, est Soma Morgenstern. Il parait qu'il va partir pour New York avant le printemps.» (Walter Benjamin an Gretel Adorno, Paris, 17. Januar 1940, in: Ders., *Briefe*, hg. und mit Anmerkungen versehen von Gershom Scholem u. Theodor W. Adorno, Frankfurt a. M. 1966, Bd. 2, S. 845)

3 Morgenstern hat über diese Gespräche Gershom Scholem 1972/73 in einigen Briefen berichtet.

4 Morgenstern an Gershom Scholem, New York, 12. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

5 Dies belegt ein Schreiben Heinrich Manns an Rudolf Olden vom 29. Januar 1940 (Die Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M., Deutsches Exilarchiv 1933-1945: Exil-PEN – EB 75/175:1604).

gensterns USA-Visum; Anfang Mai noch erhielt er die Nachricht, dass seine polnische Quota-Nummer wahrscheinlich nicht vor Juli verfügbar sein werde.¹ Bis dahin sollte sich allerdings noch einiges ereignen.

4

Der «Sitzkrieg»² fand ein plötzliches Ende. Der deutsche Vorstoss über die Niederlande, Belgien und Luxemburg traf Frankreich völlig unvorbereitet. Der französische Historiker Marc Bloch, damals an der belgischen Grenze stationiert, schreibt: «Die Langeweile dieser endlosen Winter- und Frühlingsmonate 1939-1940, die so viele Köpfe zermürbt hat, lastete schwer [...] – da traf uns aus heiterem Himmel der Blitzschlag des 10. Mai.»³ Der daraufhin in der Bevölkerung ausbrechenden Panik suchte die französische Regierung beschwichtigend zu begegnen. Jean Giraudoux, Schriftsteller und Diplomat, damals Chef des Service d'Information im Amt des Ministerpräsidenten Daladier, war es wohl, der in einer Radio- rede das von Morgenstern zitierte Wort der Ermutigung an seine Landsleute richtete: «Ce n'est pas la Pologne qui se bat, Mesdames et Messieurs, c'est la France qui se bat maintenant!» Doch das zur Schau getragene nationale Selbstvertrauen kaschierte nur politische und militärische Defizite der im Lande Verantwortlichen, ganz ebenso wie die fremdenfeindliche Doktrin von einer «fünften Kolonne» der Deutschen es tat, die von der konservativen Presse seit Monaten weltweit kolportiert wurde.⁴ Die Kette der deutschen «Blitzsieg» über Polen, Dänemark, Norwegen und nun auch über die Niederlande, Belgien, Luxemburg, diese offenbar nicht mehr abreisende Erfolgskette schien rein militärisch unerklärlich; nicht anders als durch mächtige Verbündete war sie zu erklären, durch ein Heer von Agenten und Parachutisten, die mit Sabotage, Spionage und Verrat im Innern der angegriffenen Staaten den Siegeszug der Hitlerarmee heimlich vorbereitet hatten. Diese Fünfte Kolonne grasierte als Le-

1 Embassy of the United States of America an Morgenstern, Paris, 7. Mai 1940 (Nachlass).

2 *Flucht in Frankreich*, oben S. 15.

3 Marc Bloch, *Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940. Der Historiker als Zeuge*, Frankfurt a.M. 1992, S. 51.

4 Vgl. Hans-Albert Walter, a.a.O., S. 139 ff.

gende in den Köpfen derer, die, aus welchen Gründen immer, es vorzogen, einen Scheinkrieg an einer Scheinfront zu führen.

Dieser Krieg der französischen Regierung richtete sich gegen die Emigranten aus Hitlers Machtbereich; während Tausende von ihnen noch immer in den Lagern sassen, begann die zweite Internierungswelle. Eine von General Hering, dem damaligen Pariser Militärgouverneur, am Pfingstmontag, dem 13. Mai 1940 für Paris erlassene, am folgenden Tag bekanntgemachte Anordnung forderte alle Personen deutscher Abstammung im Alter zwischen 17 und 55 Jahren auf, sich zur Internierung zu melden, versehen mit Nahrung für zwei Tage, dem nötigen Essgeschirr und Decken. Männer hatten sich noch am 14. Mai im Stade Buffalo einzufinden, ledige Frauen sowie verheiratete Frauen ohne minderjährige Kinder am Tag darauf im Velodrome d'Hiver. Nicht eigens genannt waren die Österreicher. Sie blieben, wie Morgenstern sagt, diesmal verschont¹, wenn auch nur so lange, bis nach einer Umbildung der Regierung Reynaud der neue Innenminister Georges Mandel hiess. Am vierten Tag nach Mandels Amtsantritt, am 22. Mai, folgt man dem Romanbericht, wurde Morgenstern in seinem Hotel von einem Zivilbeamten aufgesucht, verhaftet und ins Stade Buffalo gebracht. «Dieser Tag», so lässt Morgenstern den Erzähler seines Buches sagen, «blieb mir so frisch in der Erinnerung, weil es der erste gewesen, der in einem Konzentrationslager ohne Humor und ohne Witz zu Ende gegangen war. Allen war es klar, schon an diesem Tag, dass Paris verloren sei, und das Unglück Frankreichs, das grosse Debakel eines grossen Volkes überschattete unser kleines persönliches Missgeschick.»² Wenigstens scheint diese Sammelstelle im südlichen Pariser Industrievorort Montrouge unweit der Porte d'Orléans den Internierten im ganzen bessere Verhältnisse geboten zu haben als das Stade de Colombes im Jahr zuvor.³

Offenbar in mehreren Transporten wurden die Internierten auf verschiedene Lager im Süden und Westen Frankreichs verteilt. Der Transport, mit dem Morgenstern am Abend des 3. Juni, dem Tag des ersten

1 Vgl. *Flucht in Frankreich*, oben S. 15, ebenso Barbara Vormeier (a.a.O., S. 228). Hingegen vermutet Hans-Albert Walter (a.a.O., S. 146), dass die Österreicher wohl als Deutsche betrachtet worden seien, was jedenfalls wenig später die Praxis auch gezeigt hat.

2 *Flucht in Frankreich*, oben S. 23.

3 Vgl. *Flucht in Frankreich*, oben S. 27, anders als Hans-Albert Walter, der meint, in beiden Sammelstellen hätten «im Wesentlichen ähnliche Bedingungen» geherrscht (a.a.O., S. 147).

Grossbombardements, Paris verliess, scheint einer der letzten, wenn nicht überhaupt der letzte Transport aus diesem Stadion gewesen zu sein. Der zunehmend bedrohliche Vormarsch der deutschen Armee im Norden Frankreichs – ab 26. Mai zogen sich die britischen Truppen nach Dunkerque zurück – hatte unter den festgehaltenen Emigranten begriffliche Ängste ausgelöst. Morgenstern spricht von der «hysterischen Atmosphäre», die sich in den letzten Tagen im Stade Buffalo ausbreitete: «Unsere Herzen waren seit Tagen von der Furcht vor der Gestapo erfüllt.»¹ Was Wunder, wenn man die Verlegung in eine andere Gegend Frankreichs mit grösster Erleichterung aufnahm: «Befürchtet haben wir damals, in der Nacht der Abfahrt von Paris, alle nichts Schlimmes. Wir waren so froh, vom Stade Buffalo wegzukommen, dass wir vor allem dieser Reise freude recht froh werden wollten.»² Doch der Transport im Personenzug vom Güterbahnhof Montparnasse ging, was niemand ahnte, nicht in den vermeintlich sicheren Süden, sondern westwärts in die Bretagne, noch dazu an deren äusserstes Ende, ins Département Finistère. In diesem Zug sassen auch der Erzähler Leonhard Frank sowie der Journalist und nachmalige Ministerpräsident des Saarlandes Johannes Hoffmann, der sich einige Monate später erinnern wird: «Als wir die Banne von Paris verlassen, sehen wir im nächtlichen Dunkel eine riesige Feuersäule zum Himmel lodern: Ergebnis des deutschen Fliegerangriffs am Nachmittag.»³ Anderntags am späten Nachmittag erreichte der Zug die Stadt Quimper im südlichen Finistère. Hier hatten die Internierten in Autobusse umzusteigen, die sie ins 35 km entfernte Audierne bringen sollten. Die auch in Quimper durch Politik und Presse aufgehetzte Bevölkerung traktierte die Gefangenen offen als Mitglieder der Fünften Kolonne. Gleich Morgenstern und anderen berichtet auch Hoffmann: «Die Menschen halten uns alle für ‚Boches‘ – sie wissen nicht, dass hier fast ausnahmslos *Freunde* Frankreichs in Gefangenschaft geführt werden. Und Böswillige gibt es dazu überall in der Welt. Sie schüren das schwelende Feuer, wie z. B. jener satte Unteroffizier dort, dem bestimmt noch keine Kugel an der Front um die dicke Nase gepfiffen, der sich aber nicht genug tun kann,

1 *Flucht in Frankreich*, oben S. 141 u. 114.

2 *Flucht in Frankreich*, oben S. 130.

3 Johannes Hoffmann, *Am Rande des Hitlerkrieges. Tagebuchblätter*, Saarbrücken 1948, S. 20.

die herumstehende, unerfahrene Jugend gegen die ‚Boches‘ aufzuput-
schen. Noch halten die Massen an sich. Als aber die Autocars sich in Be-
wegung setzen, bricht es los: pfeifende, johlende, Steine werfende Ju-
gend, kreischende Weiber, Fäuste ballende Männer! Einige speien gar
ihre Wut gegen die Fenster der Autocars.»¹

Die Zeit ihrer Internierung im Lager von Audierne und ihre Flucht von dort haben, soweit bisher bekannt, sieben Überlebende im Rückblick be-
schrieben, davon fünf unmittelbar berichtend, zwei in fiktiver Form. Teils
knappe, teils ausführliche Berichte verfassten ausser dem schon genann-
ten Journalisten Johannes Hoffmann (1890-1967) auch der Publizist Leo
Lania (1896-1961), der Schriftsteller Balder Olden (1882-1949), der seit
1926 in Paris lebende österreichische Journalist und Übersetzer Artur Ro-
senberg (1887 geboren, vermutlich um 1970 gestorben), der allerdings
nicht über das Lager, sondern allein von seiner Flucht berichtet, schliess-
lich der Anarchist und Pazifist Augustin Souchy (1892-1984); eine fiktive
Einkleidung wählte ausser dem Erzähler Leonhard Frank (1882-1961)
nur Morgenstern. Zusammengenommen geben die Zeugnisse ein recht
deutliches Bild vom Leben in diesem Lager und von den Umständen der
Flucht in die sogenannte ‚Zone libre‘ Frankreichs, wenn sie von wider-
sprüchlichen Angaben auch keineswegs frei sind, etwa die in ihnen ge-
nannten Interniertenzahlen beträchtlich variieren. Auch in der Datierung
einzelner Ereignisse weisen sie allesamt Irrtümer auf, selbst Leo Lania's
grosser Bericht *The Darkest Hour*, obwohl Lania bei der Niederschrift
auf ein Tagebuch zurückgreifen konnte, das er zur Zeit seiner Internie-
rungen und seiner Flucht nach New York regelmässig geführt hatte. Wohl
ist es stichwortartig knapp gehalten, ein in einem französischen Taschen-
kalender für 1940 notiertes *Aidémémoire*, also inhaltlich nicht sonderlich
ergiebig, aber es gestattet eine zweifelsfreie Datierung der darin von La-
nia vermerkten wesentlichen Ereignisse.² Ein kritischer Vergleich der Be-

1 A.a.O., S. 21. Leonhard Frank gestattet sich in seinem autobiographischen Roman *Links wo das Herz ist* bei einer sonst ganz ähnlichen Schilderung eine kleine *licentia poetica*: hier werden die Gefangenen auf «dem Marsch nach Audierne» angefeindet (a.a.O., S. 583), Morgenstern dagegen erwähnt nur einen Marsch vom Bahnhof zum Platz der Präfektur in Ouimber (vgl. oben S. 138).

2 Den Hinweis auf dieses Dokument und die Erlaubnis, daraus zu zitieren, dankt der Hg. dem Sohn Leo Lania's, Herrn Frederick Herman (USA). Das Tagebuch ist heute im Besitz der State Historical Society of Wisconsin, Madison, USA (Leo Lania Papers M92-228 Box 1 Folder 8), die freundlicherweise Kopien zur Verfügung stellte. Seinen Bericht *Die dunkelste Stunde* begann Lania im Oktober 1940 zu schreiben, kurz nach seiner Ankunft in New York; im Jahr darauf erschien das Buch in amerikanischer

richte brächte schliesslich wohl auch etwas mehr Licht in die Frage, ob das Lager von Audierne mitsamt dem Grossteil seiner Insassen als einziges von seinem Kommandanten tatsächlich an die deutsche Wehrmacht ausgeliefert worden ist. Nicht zuletzt in dieser Frage, bei der die Berichte besonders widersprüchlich sind, kommt Morgensterns Werk, wie man sehen wird, eine besondere sachliche Bedeutung zu.

Der nahe dem Atlantischen Ozean gelegene kleine Hafenort Audierne war mit seinen damals rund 4'000 Einwohnern ein Zentrum der Sardinenfischerei. Eine leerstehende, wie ein Gefängnis von hohen Mauern eingefasste Fischkonservenfabrik, in deren Gebäuden zuvor republikanische Spanier interniert waren, diente nun als Lager für die aus Paris hierhergeschafften Ausländer. Die Verhältnisse auch dieses Lagers waren offenbar bedrückend. Augustin Souchy schreibt: «Einzelzellen gab es nicht, dennoch glich das Ganze einem Gefängnis. Auf dem kalten Zementfussboden, auf dem wir die ersten Nächte schlafen mussten, zog ich mir einen Blasenkatarrh zu. Ein freudloses, monotones Lagerleben stand uns bevor.»¹ Johannes Hoffmann: «Wir sind verhältnismässig gut untergebracht, wenigstens solange wir nur mit dreihundert Mann hier sind. Als später noch dreihundert aus einem anderen Pariser Lager hinzukommen, wird es etwas eng, vor allem der Hofraum ist für so viele Menschen unzureichend. Ebenso die Toiletten, die zudem meist verstopft sind, da die Anlage verpfuscht ist und erheblicher Wassermangel herrscht.»² Der Lagerkommandant allerdings, im militärischen Rang eines Capitaine stehend, was dem deutschen Hauptmann entspricht, muss ein im Grunde freundlicher und wohlmeinender Mensch gewesen sein, denn Hoffmann fährt fort: «Unser Kommandant gibt sich aber alle erdenkliche Mühe, die sanitären und sonstigen Mängel abzustellen und unsere Lage so erträglich wie möglich zu gestalten. Wir alle unterstützen ihn freudig, so dass nach

Übersetzung (*The Darkest Hour. Adventures and Escapes*, Boston 1941), bald folgten Ausgaben in Grossbritannien, Schweden und Argentinien. In seiner Originalsprache wurde der Bericht nie publiziert. Das deutschsprachige Manuskript scheint inzwischen unauffindbar zu sein; Nachforschungen des Herausgebers in USA und Deutschland blieben ergebnislos. Die Zitate aus der amerikanischen Ausgabe erscheinen daher hier in Rückübersetzung vom Hg.

1 Augustin Souchy, «Vorsicht: Anarchist!» *Ein Leben für die Freiheit. Politische Erinnerungen*, Darmstadt/Neuwied 1977, S. 126.

2 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 23.

wenigen Tagen eine wohltuende Stimmung der Zufriedenheit Platz greift.»¹ Als Leo Lania im Lager eintraf, hörte er von seinem Freund Leonhard Frank über diesen Kommandanten nur Gutes: «,Es ist wirklich ausgezeichnet hier’, versicherte mir Frank. ‚Der Kommandant ist ein Gentleman, sehr freundlich und zuvorkommend. Er weiss, dass wir Freunde Frankreichs sind, und er versteht unsere Situation wirkliche Dieser Meinung waren alle , Alteingesessenenem. [...] nach den Begrüssungsworten des Kommandanten musste ich ihnen beipflichten, dass wir mit ihm Glück hatten.»² Dieser Lagerkommendant hatte bewiesen, dass er sogar imstande und bereit war, Vorurteile abzulegen. Wie schon die Bevölkerung von Quimper war die von Audierne und auch die Wachmannschaft im Lager gegen die eintreffenden Emigranten zunächst entschieden feindlich gesonnen, und erst, als der Kommandant sich durch eine Liste der Lagerinsassen eines Besseren belehren liess, veränderte sich jedenfalls wohl seine eigene Einstellung zu den Internierten etwas. Denn die Liste machte klar, dass es auch in diesem Lager eine beträchtliche Zahl von Emigranten gab, deren Söhne in der französischen Armee Dienst taten, und andere, die in französischen Behörden arbeiteten, und manchmal schon seit Jahren. Also hatte man es hier offenbar doch nicht mit Angehörigen der berüchtigten Fünften Kolonne zu tun, sondern ganz im Gegenteil mit wirklichen «amis de la France». Hoffmann schreibt: «Als der Kommandant diese Liste sieht, ist er entwaffnet. Sofort zeigt sich der *Mensch* in ihm: sein erster Tagesbefehl wendet sich an die ‚Freunde Frankreichs’, denen er Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Auf seine Veranlassung verliest am nächsten Sonntag der zuvorkommende alte Ortspfarrer von vier Kanzeln seiner Pfarrei eine Bekanntmachung, die die Bevölkerung im gleichen Sinne unterrichtet.»³ Verhaltener klingt demgegenüber Morgensterns Urteil über den Kommandanten: «Der Capitaine übertrieb zwar im Verkehr mit uns, beim Appell und auch sonst, seine soldatische Schneidigkeit, war aber im Grunde ein gutmütiger Mann, leider auch – wie es sich in entscheidenden Stunden herausstellen sollte –

1 Ebd.

2 «,It’s really splendid here,’ Frank assured me. ‚The commandant is a gentleman, most amiable and obliging. He knows we are friends of France and really understands our situations The ‚old-timers’ were all of the same opinion. [...] after the commandant’s words of welcome to us, I had to agree that in him we were fortunate.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 130 u. 131)

3 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 22.

ein schwacher, recht wankelmütiger Charakter. So brachte er es nicht einmal zuwege, der Bevölkerung von Audierne beizubringen, dass wir keine Fünfte Kolonne waren.»¹

Über die Zahl der Internierten von Audierne lässt sich Genaueres nicht sagen. Die am 4. Juni 1940 aus dem Stade Buffalo Eintreffenden gibt Morgenstern mit 600 an, Hoffmann mit nur 300, die fünf Tage danach aus dem Stade Roland-Garros Hinzukommenden zählt Morgenstern mit 50, Hoffmann aber mit 300. Demnach also wären es insgesamt etwa 600 Internierte gewesen; die Angaben anderer variieren jedoch von 500 bis hin zu 2'000 Internierten – eine zuverlässige Zahl lässt sich aus alledem nicht herleiten.² Dem Bild einer gemischten Gesellschaft, das Morgenstern von den in Audierne versammelten Internierten detailliert zeichnet, entspricht Augustin Souchy mit seiner lapidaren Bemerkung: «Unsere Gruppe war in ihrer Zusammensetzung ein Spiegelbild der Gesellschaft draussen mit ihren ökonomischen und kulturellen Unterschieden. Einige spielten Poker mit hohem Einsatz. Geldleute liessen sich von den Parias ihre Leibwäsche waschen.»³ Offenbar spricht Souchy von der deutschen Gruppe, der er wohl zugehörte. Sehr bald nach ihrer Ankunft scheinen die österreichischen Internierten sich von den deutschen Leidensgefährten deutlich abgegrenzt zu haben. Aufgrund des deutschen Einmarsches in Österreich, der das Land, ungeachtet des Massenjubels auf dem Wiener Heldenplatz und anderswo, zum «ersten Opfer Hitlers» erhob, machten diese Exilierten für sich vielfach Anspruch auf ihren besonderen Status – eine Absurdität, waren doch die deutschen Exilierten um keinen Deut weniger Hitlerflüchtlinge und Hitlergegner. Der Saarländer Hoffmann erinnert sich der ersten Nacht in Audierne, «die wir ‚Deutsche‘ im Freien zubringen, da die ‚Österreicher‘ alles vorhandene Stroh in der Baracke für sich beschlagnahmten»⁴. Auch im Exil waren nationale Kategorien nicht überwunden, und so hatten die Internierten von Audierne bald eine Doppelvertretung beim Lagerkommandanten, zwei sogenannte «Lagerchefs»,

1 *Flucht in Frankreich*, oben S. 163.

2 Artur Rosenberg nennt 500 Internierte (*Menschen auf der Strasse. Juni-Juli 1940 in Frankreich*, Wien 1946, S. 6), Leo Lania «mehr als tausend» (*The Darkest Hour*, a.a.O., S. 137), Leonhard Frank schliesslich 1'500 (*Mathilde*, a.a.O., S. 315), später erhöht er auf 2'000 (*Links wo das Herz ist*, a.a.O., S. 583).

3 Augustin Souchy, a.a.O., S. 126.

4 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 22.

einen österreichischen und einen deutschen, und Morgenstern zufolge auch zwei «Pressereferenten».

Allerhöchste Bedeutung hatte für die in Frankreichs äusserstem Westen gefangenen Emigranten, wie sich denken lässt, die Kriegslage, und damit die Möglichkeit, im Lager sich über den aktuellen Stand der Dinge zu informieren. Diesen zentralen Punkt spricht Hoffmann an: «Über die *Vorgänge an der Front* hören wir in den ersten Tagen so gut wie nichts. Zeitungen gibt es nicht. Nach einigen Tagen tritt jedoch eine Verbesserung ein: jede Gruppe kann jetzt täglich vier Zeitungen kaufen. Aber die Herrlichkeit dauert nicht lange. Schon nach wenigen Tagen hört die Belieferung mit Zeitungen auf. Die erteilte Genehmigung zum Kauf der Zeitungen ist zurückgezogen worden. Was ist los? Schlechte Nachrichten vom Kriegsschauplatz? Um den kursierenden wilden Gerüchten, die jetzt von Mund zu Mund laufen, Einhalt zu bieten, erlaubt man endlich, dass *ein* Zeitungsexemplar einer kleinen Kommission überlassen wird. Jeden Tag hören wir nun mit Spannung und – bald mit wachsender Besorgnis – den zusammengedrängten Bericht der Zeitungskommission.»¹ Das bereits erwähnte Tagebuch Leo Lania's spiegelt, auch im Duktus der Handschrift, die wachsende Erregung dieser Tage wider. Lania, bereits im Besitze eines USA-Visums, war wie Balder Olden mit einem Bahntransport aus dem Stade Roland-Garros, der Pariser Sammelstelle für politisch «verdächtige» Emigranten, am 9. Juni im Lager Audierne angekommen. Seine Notizen der kritischen Tage seien hier auszugsweise zitiert:

11. Juni *Italien hat Krieg erklärt*. Keine Zeitg. mehr erlaubt. Besond. Nachrichten v. Front. Aber was jetzt weiter? Wann und wie USA-Reise-Demarche zu machen? Man kann nur warten. Grässlicher Zustand.

12. Juni Sehr schlechte Nachrichten. **13. Juni** Noch schlechtere Nachrichten! Fürchte, dass in 2 Tagen Paris besetzt sein wird. **14. Juni** Paris besetzt. **15. Juni** Katastrophe und das Lager d.h. die Menschen hier grässlich: Wracks, die einem auf [die] Nerven gehen. **16. Juni** *Entschluss*, *Liste der USA-Fahrer* einzureichen. Kapitän hält fabelhafte Ansprache. Ich fürchte Kapitulation. **17. Juni** Neue Regierung. Faschistenkurs? Rätselraten über Kapitulation? **18. Juni** Grosse Erregung. Was geschieht mit uns? Petains Ansprache. Situation leider klar.

¹ A.a.O., S.24f.

Die Besetzung von Paris löste unter den Internierten Bestürzung aus: «Während der folgenden drei Tage lebten wir in einem dauernden Delirium. Es gab keine Nachrichten, nicht einmal Gerüchte. Von morgens bis abends wanderten wir um die Baracken herum, verloren und hilflos, in endlose Diskussionen verwickelt, die sich immer um die eine Frage drehten: ‚Was, wenn die Deutschen in die Bretagne vordringen und unser Lager besetzen?‘ Der Schrecken kroch durchs Lager wie ein grässliches Monster mit tausend Armen. Zu passivem Warten verurteilte Menschen sind gegen solchen Schrecken hilflos. Das Denken lässt dich in einer solchen Lage im Stich. Der Untergang Frankreichs, die Zukunft Europas, alles was dir teuer war – dein ganzer Lebensinhalt – verliert jede Wirklichkeit und Wichtigkeit. Die einzige Wirklichkeit ist Angst. Es war nicht die Angst vor dem Tode. [...] Der Tod ist etwas Fernes, Vages, Unbestimmtes. Das Leben in einem deutschen Konzentrationslager – das war konkret und erschreckend. Das war ein Bild, das dir nicht aus dem Sinn ging.»¹ Am 16. Juni wurde Marschall Pétain Regierungschef, am folgenden Tag gab er seine Bitte um Waffenstillstand bekannt. Das aber bedeutete Kapitulation vor Nazideutschland. Dies und der fortdauernde deutsche Vormarsch – am 18. Juni wird Rennes besetzt – zwang die Internierten nun, an den Lagerkommandanten ihre Forderung zu stellen: entweder Abtransport auf dem Schiffswege nach Südfrankreich oder aber sofortige Freilassung.² Der Kommandant versprach, für die Beschaffung von Schiffen zu sorgen, doch nichts geschah.

Am Morgen des 19. Juni begannen die Ereignisse im Lager sich zuzuspitzen. Beim Frühappell wurde den Internierten mitgeteilt, dass laut Rationachricht im Rahmen der Waffenstillstands Verhandlungen eine Vereinbarung getroffen worden sei, nach der alle französischen Gefangenen-

1 «We lived through the next three days in a constant delirium. There was no news, not even rumors. From morning to night we wandered about the barracks, lost and helpless, engaged in interminable discussions, always turning on a single question: ‚What if the Germans advance into Brittany and occupy our camp?‘ Terror crept through the camp like a hideous monster with a thousand arms. Against such terror men condemned to passive waiting are helpless. In such a situation, thought fails you. The downfall of France, the future of Europe, everything that has been dear to you – the entire content of your life – loses all reality and importance. The only reality is fear. It was not the fear of death. [...] death is something distant, vague, uncertain. Life in a German concentration camp – that was concrete and terrifying. That was an image that you couldn’t get out of your mind.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 132 f.)

2 Vgl. Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 27.

lager unter den Schutz des Roten Kreuzes in Genf gestellt würden. Diesen Morgenappell hat Lania genauer beschrieben. «Als wir uns am Morgen des 19. Juni zum Appell versammelten, sahen wir an Stelle der Trikolore die Flagge des Roten Kreuzes über dem Lagereingang flattern. Ein junger Sergeant verlas den Tagesbefehl: ‚Marschall Pétain hat die deutsche Regierung gebeten, die Bedingungen für einen Waffenstillstand bekanntzugeben. Frankreich ist nicht willens, bedingungslos zu kapitulieren. Wir werden die Waffen nicht niederlegen, wenn die deutschen Forderungen mit unserer Ehre unvereinbar sind. Die Ehre Frankreichs verlangt den vollen Schutz der Flüchtlinge, die in der Republik Asyl gefunden haben und die in so vielen Fällen unter der Trikolore gekämpft haben.‘ Eine bedeutungsvolle Pause. ‚Um aber die letzten Befürchtungen der Internierten zu zerstreuen, hat der Kommandant von heute an das Lager unter den Schutz des Roten Kreuzes gestellte Der Sergeant zeigte mit Pathos auf die Flagge. ‚Was immer geschehen mag, diese Flagge schützt Sie gegen jede Gefahr. Selbst für den unwahrscheinlichen Fall der Okkupation können Sie sicher sein, dass die Deutschen Sie nicht belästigen werdens Einen Augenblick lang waren wir stumm vor Staunen. Dann, fast unisono, brachen wir in Gelächter aus. [...] Plötzlich begannen wir alle zu schreien. Dieses Vertrauen in den Sinn der Nazis *für fair play* war zuviel für uns. In dem Tumult verschafften sich die Gruppenführer Gehör. Im Namen aller ihrer Kameraden verlangten sie eine sofortige Besprechung mit dem Kommandanten.»¹ Hoffmann fasst den Zweck dieser Besprechung zusammen: «Wir beauftragen unsere Sektionsführer, dem Kommandanten klarzumachen, dass wir erstens *nicht* ‚Kriegsgefangene‘ im Sinne jener

1 «As we gathered for assembly on the morning of the 19th, we saw the Red Cross flag floating over the entrance to the camp in place of the *tricolore*. A young lieutenant read the order of the day: ‚Marshal Pétain has asked the German Government to make known its conditions for a truce. France will not capitulate unconditionally. We shall not lay down our arms if the German demands are incompatible with our honor. The honor of France demands full protection for the refugees who have found asylum in the Republic, and who, in so many cases, have fought under the *tricolores*. A significant pause. ‚But in order to dispel the last fears of the internees, the commandant, as of today, has placed the camp under the protection of the Red Cross.‘ The lieutenant pointed with pathos to the flag. ‚What ever may happen, this flag guarantees you against all danger. Even in the improbable case of occupation, you can be assured that the Germans will not molest you.‘ For a moment we were dumb with amazement. Then, almost in unison, we burst out laughing. [...] All of us began to shout at once. Such faith in the Nazis’ spirit of fair play was too much for us. The group-leaders made themselves heard above the tumult. In the name of all their comrades, they asked for an immediate conference with the commandant.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 135 f.)

Vereinbarung sind, zweitens, dass wir den ‚Schutz des Roten Kreuzes unter Hitler‘ ablehnen, also drittens unsere Forderung aufrechterhalten: *Freilassung* oder sofortigen *Abtransport*»¹ Lania notierte an diesem Tag in sein Tagebuch: «Heraus! Verhandlg über Befreiung.» Die folgende Formulierung aus seinem Bericht lässt den Schluss zu, dass er der Lagerabordnung angehörte: «Unsere Besprechung mit dem Kommandanten endete mit einem Kompromiss. Er versprach, dass alle uns betreffenden Schriftstücke verbrannt werden sollten, damit sie nicht den Nazis in die Hände fielen. Darüberhinaus war er damit einverstanden, offizielle Entlassungsscheine auszustellen, die bestätigen sollten, dass wir keine Feinde Frankreichs und keines Verbrechens verdächtig seien. ‚Dies‘, sagte er, ‚wird Sie gegenüber den Behörden und der Bevölkerung ausweisen, für den Fall, dass jemand von Ihnen gezwungen sein sollte, das Lager schnell zu verlassen. Im Moment würden jedoch die Scheine weder unterzeichnet noch ausgehändigt werden; bis auf Weiteres werde niemand freigelassen. ‚Wenn Sie sehen, dass die Wachen vom Tor zurückgezogen wurden, können Sie das als Zeichen dafür nehmen, dass ich Sie nicht hindern werde zu flüchten. Bis dahin machen Sie bitte keine Dummheiten. Die Wachen haben strengen Befehl, bei jedem Fluchtversuch zu schießen.‘»² Zuletzt gab der Kommandant noch Anweisung, die Fensterscheiben der Unterkünfte zur Verdunkelung blau anzustreichen. Nach dieser Unterredung fand in der grossen Halle, wo sich alle Lagerinsassen versammelt hatten, eine lebhafte und nicht behinderte Debatte über die Situation statt.³ Doch bald sollte sich auch die Aussicht auf die versprochenen Entlassungsscheine zerschlagen. «Im Laufe des Tages hört man, die Schreibstube sei bereits mit der Fertigstellung der Entlassungsscheine beschäftigt.

1 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 28 (hier wird der Morgenappell irrtümlich auf den 18. Juni datiert).

2 «Our conference with the commandant ended in a compromise. He promised that all records concerning us should be burned to prevent their falling into the hands of the Nazis. Furthermore, he agreed to make out official certificates of discharge, stating that we were not enemies of France and were suspected of no crime. ‚These,‘ he said, ‚will identify you to the authorities and the population, in case any of you are obliged to leave the camp in a hurry.‘ For the present, however, the certificates would neither be signed nor distributed; pending further developments, no one would be released. ‚When you see that the guards have been withdrawn from the gate, you can take it as a sign that I shall not prevent you from escaping. Until then, please don’t do anything foolish. The guards have strict orders to fire in case of any attempt to escapes» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 137)

3 Vgl.ebd.

Wir überzeugen uns auch von der Richtigkeit dieser Behauptung. Wieder fassen wir neue Hoffnung – aber die Rechnung ist diesmal ‚ohne den Wirt‘, in unserem Falle: ohne den *Militärarzt* gemacht! Dieser, nach seinem sturen Gesichtsausdruck und seinem ganzen Habitus, zum waschechten Nazi geradezu prädestinierte Typ – er hätte einen naturgetreuen Seyss-Inquart oder Henlein abgeben können! – verhindert im letzten Augenblick die wohlgemeinte und einzig gerechte Aktion des Kommandanten: die Entlassungsscheine werden wieder vernichtet und damit unsere letzte Hoffnung.»¹

Nach den fruchtlosen Debatten des Tages beschlossen die besonders Gefährdeten – Schriftsteller, Journalisten, Radiosprecher –, noch in dieser Nacht zu flüchten. Hoffmann berichtet über den Ausbruchversuch: «Gegen Abend ist der grösste Teil der Wache überredet, mit dem Rest verhandeln die übrigen Soldaten. Um einhalb elf Uhr nachts, nach Ablösung der Wache, soil's über die Mauer gehen ... Das Lager liegt im ersten Schlaf. Auch wir haben uns hingelegt. Aber wir sind jede Minute marschbereit. Plötzlich, kurz vor zehn Uhr, erscheint der diensthabende Sergeant in unserer Baracke. Im Auftrage des Kommandanten teilt er mit, man habe Kenntnis davon bekommen, dass in der Nacht einige von uns fliehen wollten. Er erklärt, die Wache werde auf alle Fälle auf jeden Flüchtling schiessen. Ein Grund zur Flucht bestehe zudem nicht, wir hätten nichts zu befürchten, im Gegenteil Grund zu hoffen. Unsere Sache stünde gut: die Schiffe seien in nächster Nähe. Diesem klaren Versprechen schenken wir noch einmal Glauben und bleiben die Nacht im Lager.»² Nach Morgensterns Darstellung scheiterte die Flucht, weil der französische Fluchthelfer, ein Sergeant, ausblieb; nach Lania war die Ausführung des Plans, zumal bei hellem Mondschein, nicht möglich, weil die Lagerwachen verdoppelt und Maschinengewehre aufgestellt worden waren.³ Er notierte ins Tagebuch: «Tolle Nacht. Ausbruchversuch gescheitert. Nerven fürchterlichster Tag.»

Am folgenden Tag, dem 20. Juni, erreichten die Ereignisse im Lager Audierne ihren Höhepunkt. Beim Morgenappell wurde die Mitteilung aus der vergangenen Nacht über das Eintreffen der Schiffe noch einmal ganz

1 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 28 f.

2 A.a.O., S. 29 (die geplante Flucht ist hier irrtümlich auf die Nacht zuvor datiert).

3 Vgl. Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 141.

offiziell gemacht. «Allerdings», so Hoffmann, «enthält dieser Tagesbefehl wiederum die verdächtige Wendung: ‚Zivilgefangene unter dem Schutz des Roten Kreuzes in Genf.‘ Diese Bemerkung ruft unseren offenen Widerspruch hervor. Eine Aussprache, zu der wir den Sergeanten nach Schluss des Appells zwingen, bestätigt uns, dass alles nur Beruhigungsspielen für uns sein sollen.»¹ Kurz nach dieser letzten Eröffnung brach die Nachricht übers Lager herein, die deutschen Truppen seien in Quimper und könnten jeden Augenblick in Audierne eintreffen. «Alle Regungen versanken in Angst. Jeder suchte bei jedem noch eine Hoffnung, die es nicht mehr gab.»² Was dann folgte, hat Lania in seinem Tagebuch mit der Notiz festgehalten: «Mittag Flucht. In letzter Minute.»

Von den letzten Augenblicken vor der Ankunft der Wehrmacht im Lager liefern die Berichte eine Reihe sehr unterschiedlicher Versionen. Offenbar kam es nochmals zu einer Unterredung mit dem Kommandanten, die Leonhard Frank so beschreibt: «Im Büro des Lagerkommandanten kämpfte eine Abordnung schon seit einer Viertelstunde um die sofortige Befreiung der Internierten – ein österreichischer Journalist, dessen Artikel gegen den Nationalsozialismus in der Weltpresse gedruckt wurden, ein Berliner Kaufmann, dessen Sohn im Kampf gegen die Deutschen gefallen war, und die zwei bekanntesten Nazigegner, die sich wie viele andere sagen mussten, dass ihr Los der Tod in einem deutschen Konzentrationslager sein würde: der deutsche Historiker und der grauhaarige Mann [...]. Der Kommandant, der die Nachricht ebenfalls erst diesen Nachmittag erfahren hatte, lief wie ein Gefangener, der er schon war, in dem winzigen Büro hin und her, fassungslos, als zitterte er selbst um sein Leben.»³ Mit dem österreichischen Journalisten war Leo Lania gemeint; der «deutsche Historiker» erscheint später bei Frank⁴ wie in Lantias *The Darkest Hour* als ein jüdischer Rechtsanwalt aus Prag, der bei Lania den Namen Stern trägt. Aus dem «grauhaarigen Mann» aber ist die Hauptfigur von Franks autobiographischem Roman *Links wo das Herz ist* geworden, ein exilierter Schriftsteller, hinter dem sich der Autor Frank verbirgt und so zu ver-

1 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 29 f. (wiederum mit irrtümlicher Datierung).

2 Leonhard Frank, *Mathilde*, a.a.O., S. 316.

3 A.a.O., S.316f.

4 Vgl. Leonhard Frank, *Links wo das Herz ist*, a.a.O., S. 584.

stehen gibt, dass er selbst jener Lagerabordnung angehört hat. Seine Entscheidung fasst der Kommandant bei Frank in die prägnanten Worte: «Wir sind jetzt alle in derselben Lage. Sie haben die Ehre, das Schicksal Frankreichs zu teilen.»¹ Folgt man Leonhard Frank, so hat der Lagerkommandant von Audierne bis zuletzt keinen einzigen der Internierten freigelassen. Auch Leo Lania erwähnt eine letzte Verhandlung, allerdings mit einem Sergeanten, und nach seinem Bericht haben weder er selbst noch Frank daran teilgenommen. Lania über die Flucht: «Glücklicherweise brach in diesem Augenblick am Haupttor ein wilder Tumult aus. Der Kommandant war nicht zu finden. Eine Abordnung hatte den Sergeanten aufgefordert, uns freizulassen, und sie waren noch dabei zu verhandeln. Hunderte von Gefangenen drängten zum Tor. Der Sergeant spielte mit seinem Revolver. Die Wachen gingen mit erhobenen Gewehren gegen die Menge vor. Widerwillig wichen die Gefangenen zurück. ‚Lasst es uns an der hinteren Mauer versuchen!‘ rief ich. Mit Walter und Frank lief ich zum anderen Ende des Lagers, hinter die Baracken. Hier waren nur zwei Wachtposten. ‚Steig hinauf!‘ Ich half Frank auf die Mauer. Die Wachen legten an. ‚Zurück, oder wir schießen.‘ ‚Nur zu, schiesst!‘ brüllte ich. ‚Besser von euch erschossen werden, als den Nazis in die Hände fallen !‘ schrie ein anderer. Frank sass auf der Mauer. Walter folgte. Von allen Seiten stürzten unsere Kameraden herbei. [...] Die Wachen senkten die Gewehre. ‚Beeilt euch wenigstens !‘ riefen sie und drehten sich verlegen um. Der Weg war frei.»²

1 Leonhard Frank, *Mathilde*, a.a.O., S. 317 f.

2 «Luckily, at this moment, a wild tumult broke out at the main gate. The commandant could not be located. A delegation had asked the lieutenant to release us, and they were still negotiating. Hundreds of prisoners pressed toward the gate. The lieutenant toyed with his revolver. The guards moved on the crowd with leveled rifles. Reluctantly the prisoners fell back. ‚Let’s try the back wall!‘ I cried. With Walter and Frank, I ran to the other end of the camp, behind the barracks. Here there were only two sentries. ‚Up you go!‘ I helped Frank up on the wall. The guards took aim. ‚Stand back or we’ll shoot.‘ ‚Go ahead and shoot!‘ I roared. ‚It’s better to be shot by you than fall into the hands of the Nazis!‘ another shouted. Frank straddled the wall. Walter followed. From all sides, our comrades were rushing toward us. [...] The guards lowered their guns. ‚Hurry up, at least !‘ they cried, and turned awkwardly around. Our path lay free.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 142 f.; s. a. Leonhard Frank, *Mathilde*, a.a.O., S. 321) – Balder Olden zufolge kommandierte bei diesem Tumult die Soldaten ein Stabsarzt, von dem er ein reichlich theatralisch anmutendes Schauerbild zeichnet: «ein unheimlicher Kerl, zwei Meter lang, hager und schmal wie Don Quichote, mit spitzem Bart und Haken-nase, gespenstisch und teuflisch anzusehen.» (Balder Olden, *Stationen meines Lebens*, in: Ders., *Paradiese des Teufels. Biographisches und Autobiographisches. Schriften und Briefe aus dem Exil*, Berlin 1977, S. 50)

Wer also von den Internierten floh, tat es nach Lania und Frank ohne Einwilligung des Lagerkommandos.

Folgt man dagegen dem Bericht Johannes Hoffmanns, so gab der Kommandant im allerletzten Moment einigen revoltierenden Gefangenen nach: «Wir holen das nötigste Gepäck und gehen zum Tor. Dort steht ein Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett, obwohl man gerade vor wenigen Minuten die Rote-Kreuz-Flagge aufgezogen hat. [...] Der Arzt ruft den Sergeanten zu Hilfe. Der kommt mit geladenem Revolver herbeigeeilt. Er streckt die Rechte mit dem entscherten Revolver gegen uns aus und fordert uns auf, in die Baracken zu gehen, andernfalls werde er schießen. Wir fürchten ihn nicht mehr. Wir sind etwa fünfzehn Mann. Ohne Verabredung, aber wie auf Kommando, beantworten wir seine Drohung, indem wir alle blitzschnell die Brust frei machen und rufen: ‚Ja, schießen Sie nur auf die Väter französischer Soldaten!‘ [...] Da erscheint der Kommandant am Fenster. Er teilt mit, der Delegierte des Roten Kreuzes sei von Quimper unterwegs. Wir schenken ihm kein Gehör mehr. Nur ein einziger, immer wiederholter, markerschütternder Schrei tönt ihm entgegen: ‚Freilassung! Freilassung!‘ Da endlich, in letzter Minute, gibt er nach. Aber wir dürfen nicht durch das Tor in die Freiheit: wir müssen über die drei Meter hohe Mauer hinter der Baracke.»¹ Hoffmanns Version wird durch Balder Olden gestützt, der allerdings den Kommandanten im Alleingang zu seiner Entscheidung bewegt haben will: «Ich betrat das Büro des Capitains, ohne zu klopfen, er starrte mich an, sein Gesicht war schweissübergossen und aschfahl. Er erkannte mich, sprang auf, fasste mich an der Schulter und stammelte: ‚Monsieur, ich kenne Ihre Situation‘ – und ein verzweifelter Gestus drückte aus, er sei machtlos. Ich rief: ‚Und Ihr Ehrenwort, Capitain? Sie werden nie wieder schlafen können, wenn Sie sich zum Henkersknecht machen !‘ Er flüsterte seinem Adjutanten einen Befehl zu, ich hörte die Worte: ‚Folgen Sie mir!‘ Sekunden später stand vor einer niedrigen Mauer, die eben noch ein Doppelposten bewacht hatte, ein Tisch, über Tisch und Mauer kletterten Männer wie geängstigte Ameisen.»²

1 Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 30 u. 31. Laut Olden waren es übrigens internierte Arbeiter, die vor den Soldaten ihre Hemden aufrissen und schrien: «Schießt, vive la France!» (*Stationen meines Lebens*, a.a.O., S. 50)

2 Balder Olden, a.a.O., S. 51.

Aber es existiert noch eine dritte Version, die von Augustin Souchy, und er nun will, von einem namenlosen Gefährten begleitet, sogar die – allerdings zu späte – Öffnung des Lagers für alle erreicht haben: «Im Auftrag der Gesamtheit der Lagerinsassen ging ich mit einem Lagergenossen zum Kommandanten. ‚Wir sind Freunde Frankreichs‘, sagte ich. ‚Meine engsten Verwandten sind Franzosen. Sie werden uns nicht unserm gemeinsamen Feind Hitler ausliefern wollen!‘ Der Kommandant erklärte, er sei im Prinzip mit uns einig, könne jedoch ohne Anweisung seiner Vorgesetzten nicht die Verantwortung für unsere Freilassung übernehmen. Ich erwiderte: ‚Die Regierung existiert nicht mehr. Das Marionettenkabinett Petain kollaboriert mit dem Feinde.‘ Der Kommandant zögerte. Die deutschen Truppen waren nur noch wenige Kilometer von unserem Lager entfernt. Die Unruhe wuchs, die Nervosität drohte in eine Revolte umzuschlagen. Endlich gab der Kommandant nach. Wir durften in Fünfergruppen nacheinander das Lager verlassen. Zu spät! Schon die erste Gruppe musste umkehren, die Wehrmachttruppen waren in Sichtweite. Die Mauer des Fabrikhofes grenzte an ein Getreidefeld. Dort war unsere Rettung. Einer half dem anderen beim Klettern über die Mauer.»¹

Es galt und gilt innerhalb der Exilforschung als «ziemlich sicher, dass kein einziges Internierungslager für Emigranten von der deutschen Wehrmacht überrollt wurde»². Was jedoch das Lager von Audierne betrifft, so weiss ausser Souchy keiner der Augenzeugen von einer für alle Internierten vollzogenen Öffnung des Lagers. Zwar ist sie bei Morgenstern als vage Möglichkeit angedeutet – «in Gruppen zu je fünfzig in abgemessenen Abständen das Lager zu verlassen, draussen sich sofort zu zerstreuen und mit Befreiungsscheinen ausgerüstet sich dorthin zu begeben, wo man berufliche oder Familieninteressen habe» –, doch er lässt durchblicken, dass dieses Angebot, sollte es denn bestanden haben, wegen Zwistigkeiten zwischen der deutschen und der österreichischen Gruppe vom Kommandanten sehr bald zurückgenommen wurde.³ Was die Flucht der besonders Gefährdeten am 20. Juni angeht, so wird durch Morgensterns Ro-

1 Augustin Souchy, a.a.O., S. 127.

2 Lucien Steinberg, «*The Scum of the Earth*». Ein Beitrag zur Situation der deutschsprachigen Emigration in Frankreich zu Beginn des 2. Weltkrieges, in: Widerstand, Verfolgung, Emigration, hg. von der Friedrich Ebert-Stiftung, Bad Godesberg 1967, S. 111.

3 Vgl. *Flucht in Frankreich*, oben S. 209 u. 211 f.

manbericht die Version Lania und Franks gestützt, dass es dafür eine Einwilligung der Kommandantur nicht gegeben habe, auch nicht stillschweigende Duldung. Alle Autoren scheinen indes sicher, dass bei der hinhaltenden Weigerung des Capitaine nicht Bösartigkeit oder Auslieferungsabsicht, geschweige denn Sympathien mit dem Nazireich, im Spiele gewesen sind, so dass es sich, mit Hans-Albert Walters Worten, «vermutlich ‚nur‘ um politische Unkenntnis gehandelt hat, gepaart mit militärischer Insubordinationsangst und bürokratischer Scheu vor selbständigem Handeln»¹. Walters anschliessende Feststellung freilich, dass diese auch anderwärts anzutreffenden «Phänomene» sich in Audierne «beinahe katastrophal ausgewirkt haben», bleibt einigermassen dunkel. Schliesslich war es ja diese in der Tat vertraute mentale Konstellation, die – im Verein mit der unschwer zu erratenden Haltung des französischen Oberkommandos in Quimper – die Festgehaltenen der deutschen Wehrmacht überlassen hat, und damit der wenige Tage später eintreffenden Gestapo. Jeder der Fluchtberichte erwähnt, je nachdem, wann sein Verfasser über die Lagermauer floh, die eintreffenden deutschen Soldaten: sich dem Lager nähernd (Hoffmann, Souchy), ins Lager eindringend (Frank, Olden, Rosenberg) oder schliesslich an der Lagermauer in Aktion (Frank, Lania). Es kann also nicht die Rede davon sein², diese Quellen gäben keine Auskunft darüber, *ob* in Audierne Internierte der deutschen Wehrmacht in die Hände gefallen sind: sie lassen keinen Zweifel daran, dass nur relativ wenige fürs erste über die Mauer entkamen – ein damaliges Gerücht sprach von etwa 200 Geflüchteten, nach denen gefahndet wurde³. Der einzige Berichtende, der über diesen Zeitpunkt hinaus im Lager blieb, Morgenstern nämlich, konstatiert durch den Mund seines Erzählers denn auch: «Es stellte sich heraus, dass unser Lager in Finistère das einzige gewesen ist, das den Deutschen ausgeliefert wurde.»⁴ Über das weitere Schicksal derer, die sich nicht rechtzeitig vor Ankunft der Gestapo aus dem Lager

1 Hans-Albert Walter, a.a.O., S. 171.

2 Wie bei Hans-Albert Walter, ebd.

3 Vgl. Artur Rosenberg, a.a.O., S. 142.

4 *Flucht in Frankreich*, oben S. 352. – Ähnlich in einem Brief: «Ich habe schon erwähnt, dass ich das Pech hatte, in dem Lager in Finistère zu sein, das den anstürmenden Deutschen en bloc ausgeliefert wurde.» (Morgenstern an Gershom Scholem, 8. Januar 1973, Durchschlag im Nachlass)

retten konnten, ist nichts bekannt. Dass es für sie nur «beinahe» zur Katastrophe gekommen sei, lässt sich heute nicht mit Fug behaupten.

5

Der alte Morgenstern schrieb im Zusammenhang seiner Briefberichte über Walter Benjamin an Gershom Scholem: «ich war einer der Wenigen in Marseille, der aus dem französischen Lager in Finistère geflüchtet war, das schon drei Tage in den Händen der Deutschen war. Es war noch Krieg, und alle wollten wissen, wie die deutschen Soldaten uns behandelt haben.»¹ Im Unterschied zu Morgenstern können die sofort geflüchteten sechs anderen Autoren über die deutsche Wehrmacht im Lager naturgemäss nur wiedergeben, was sie von später Geflüchteten gehört haben. Jener Rechtsanwalt Stern aus Prag, der sich während der Flucht dann Leonhard Frank und Leo Lania anschloss, erzählte ihnen über den Augenblick der Lagerbesetzung durch die Deutschen: «Sobald sie hereinkamen, traten unsere Nazis vor mit einem ‚Heil Hitler! Da laufen die Gefährlichen!‘ Das war es, was die deutschen Soldaten auf die Mauer trieb. Es war nur eine Patrouille, etwa zwanzig Mann und ein Leutnant. Eine Anzahl Gefangener war eben hinuntergesprungen, und die meisten von ihnen kamen zurück. Die Deutschen entwaffneten die Lagerwachen und ebenso die Offiziere. Keiner leistete Widerstand. Die französischen Soldaten wurden in eine der Baracken eingeschlossen, und ein paar Nazis standen Wache.»² Über die Behandlung der Internierten erzählte Stern den vor ihm Geflüchteten: «Sie brachten uns alle im Hof zusammen, Juden auf die eine, Arier auf die andere Seite. Der Leutnant sagte, die Arier könnten das Lager in einigen Tagen verlassen, inzwischen könnten sie im Dorf Spaziergehen. Die Juden wurden im grossen Gebäude eingesperrt. Aber die Deut-

1 Morgenstern an Gershom Scholem, 21. Dezember 1972 (Durchschlag im Nachlass). Im selben Brief nennt Morgenstern als Beginn seiner Flucht den 20. Juni, ein – nach eigenem Bekunden für ihn typischer – Datierungsfehler.

2 «As soon as they, came in, our Nazis stepped forward with a ‚Heil Hitler! There go the dangerous ones!‘ That was what sent the German soldiers up on the wall. It was only a patrol, about twenty men and a lieutenant. A number of prisoners had just jumped down, and most of them came back. The Germans disarmed the camp guards, and the officers, too. No one resisted. The French soldiers were shut up in one of the barracks, and a couple of the Nazis stood guard.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 157)

schen interessierten sich nicht für sie. Sie kümmerten sich nur um die fünfzehn oder zwanzig Männer, die die Nazis als gefährliche Hitlerfeinde denunziert hatten – euch eingeschlossen.»¹ Auch Johannes Hoffmann hält fest, was ihm von vier österreichischen Internierten erzählt wurde: «Ihr Bericht ist eine Bestätigung all unserer Befürchtungen und eine Rechtfertigung unserer Flucht: die Deutschen, in Audième angekommen, entwaffneten die französische Lagerwache und übernahmen diese selbst. Ihre erste Tat war die *Verwirklichung des Nazi-Rasseprogramms*', die Juden mussten in eine Baracke zusammen, streng getrennt von den ‚Ariem', die die andere Baracke bezogen. Ein Doppelposten zwischen beiden Baracken und Höfen verhindert jede Vermischung. Die ‚Arier', so sagten die deutschen Soldaten, kommen in ein Lager nach Deutschland, wo sie auf Herz und Nieren ‚geprüft' und gesiebt werden! Die Juden kämen nach Lublin ...»² Soweit die spärlichen Berichte von dritter Seite.

Morgenstern hatte sich, will man dem Romanbericht folgen, aus einem eher zufälligen Grund, nämlich unter der Wirkung eines kurz zuvor genommenen Beruhigungsmittels, an der Flucht am Mittag des 20. Juni nicht beteiligt. Er ist zunächst im Lager geblieben, und daher kann sein Bericht als einziger über die Anwesenheit des deutschen Militärs im Lager von Audième im Detail Auskunft geben. Das Resultat ist überraschend. Nicht nur zeigte diese deutsche Truppe wenig Interesse an den Internierten, ihr Befehlshaber scheint überdies ein erklärter Nazigeegner gewesen zu sein. In einem der Briefe an Scholem heisst es: «Die Deutschen, die das Lager erobert haben, gehörten zu einer Kampfgruppe. Es war noch Krieg und der Oberleutnant, der die Deutsche Kompanie kommandierte, benahm sich tadellos, zeigte offen, dass er die Nazis nicht schätzte, und liess sogar durchblicken, dass er glaubte, der Sieg über Frankreich sei auch ein Sieg der Armee über Hitler.»³ Morgenstern hatte, wie alle seine schriftlichen Zeugnisse stets wieder belegen, nicht die ge-

1 «They mustered us all in the yard, Jews to one side, Aryans to the other. The lieutenant said the Aryans could leave the camp in the next few days, meanwhile they could go walking in the village. The Jews were locked up in the big building. But the Germans weren't interested in them. They cared only about the fifteen or twenty men whom the Nazis had denounced as dangerous enemies of Hitler – including yourselves.» (Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 157 f.)

2 Johannes Hoffmann, a.a.O., S.41 f.

3 Morgenstern an Gershom Scholem, 8. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

ringste Neigung zur Schönfärberei, auch keinerlei Anlass dafür, zumal wenn es um die Lage der europäischen Juden zur Zeit des zweiten Weltkriegs ging und er darüber einem Gershom Scholem schrieb. Und doch ist in seinem Bericht der deutsche Offizier in Audierne – durchaus zwar ein Militär – aber zugleich auch ein kritischer, zu Witz und Ironie neigender Mensch, der etwa aus Taktgefühl vor den Internierten das Wort ‚Jude‘ vermied und im Spott auf den braunen Ungeist es durch den Ausdruck ‚Neuschweizer‘ ersetzte. Dieser Offizier, der offenbar auch durchblicken liess, dass sein Kommandant mit ihm eines Sinnes war, zeigte sich Morgenstern zufolge durch die mit den Nazis sympathisierenden Internierten entschieden abgestossen, wenn er betonte, dass die Sonderung der jüdischen Emigranten von den nichtjüdischen ihn nicht interessiere, sondern eine Forderung allein der «Herren Arier» im Lager sei. Nein, dieser deutsche Offizier, wie ihn Morgenstern zeichnet, war nicht im mindesten ein Mann, dem die «Verwirklichung des Nazi-Rasseprogramms» im Sinne lag. Kaum erklärlich und schwerlich aufzulösen ist solch krasser Widerspruch zwischen Morgensterns Darstellung und den oben zitierten Passagen von Lania und Hoffmann. Vielleicht aber liegt nicht die schlechteste Empfehlung für Morgensterns Sicht darin, dass sie so gar nicht ins damals unter Emigranten herrschende Denkschema passte.

Im Unterschied zu Lania erzählt Morgenstern in seinem Romanbericht, dass die jüdischen Lagerinsassen keineswegs eingesperrt wurden, sondern gleich den anderen nun tagsüber freien Ausgang ins Dorf und ans Meer hatten. Der Bericht nimmt im Kapitel XXXII, das vom Taumel der neuen Freiheit im Lager erzählt, nachgerade märchenhafte Züge an. Morgensterns Erzähler zufolge war die tägliche Ausgangszeit zwar begrenzt, für die jüdischen Internierten auf 10 Uhr abends, für die anderen auf 11 Uhr, aber Kontrollen fanden nicht statt, die deutschen Lagerwachen waren verschwunden. Unter solchen Bedingungen verlässt der Erzähler mit zwei Gefährten das Lager, um zu flüchten, wie es das Kapitel XXXV beschreibt. Die voranstehenden zehn Kapitel sind dem Tag der Lagerbesetzung gewidmet. Legt man das durch Lantias Tagebuch gesicherte Datum dieses Ereignisses zugrunde, so ist Morgenstern also bereits am Morgen des 21. Juni – nicht erst am dritten Tag nach Ankunft der Deutschen – geflüchtet, wenn man das ungehinderte Passieren des Lagertores so nen-

nen will. Dass man aber seine Erzählung durchaus wörtlich zu nehmen hat, zeigt ein späterer Hinweis auf den vorliegenden Bericht der Flucht aus Audierne: «Ich habe an einer anderen Stelle meiner Erinnerungen genau geschildert, wie es uns dort gelungen ist, aus dem Lager zu entkommen.»¹ Nicht pure literarische Fiktion ist es demnach, es sind vor allem auch Erinnerungen an das wirkliche Geschehen jener Tage, was Morgensterns Romanbericht bietet. Dass dies nicht für jede der handelnden Personen und jedes Ereignis im Buch gleichermassen gilt, diese Einschränkung wird im Schlussabschnitt zu erörtern sein. Morgenstern rechnet jedenfalls seinen Romanbericht hier ausdrücklich unter seine Erinnerungstexte, und das Buch gibt eine atmosphärische Dichte und eine Fülle der Details wie kein anderer Bericht über Audierne.

Serge, ein guter Freund, der jüngere Bruder des etwas bekannteren Klaus Dohrn – die beiden gehörten in Paris zum katholischen Freundeskreis Joseph Roths – hatte Morgenstern überredet, mit ihm zusammen in einem Boot, das der Ortspfarrer beschaffen wollte, nach England zu flüchten. Nachdem aber das am Morgen des 21. Juni verabredete Treffen mit Serge nicht mehr zustande gekommen war, begab sich Morgenstern mit dem Wiener Alfred Reis² auf die gemeinsame Flucht. Der Romanbericht, in diesem Punkt offenkundig fiktiv, spricht von einer Flucht zu dritt und lässt den wirklichen Fluchtgefährten Morgensterns aus dem Spiel. Die folgende Stelle in einem nicht fiktiven Text gibt jedoch Aufschluss: «Ich bin aus dem Lager früher entschlüpft als Serge und versteckte mich zunächst in einem Bistro, zusammen mit einem Physiker, einem Professor Alfred Reis, der bedeutend genug war, dass ihn später Einstein nach USA hinüberretten konnte. Wir merkten gleich, dass wir vor der Bevölkerung jetzt keine Angst zu haben brauchten. Jetzt hatten sie Angst vor uns, da sie doch sahen, dass die deutschen Soldaten uns nicht sofort niederschossen. Also waren wir doch Spione. In diesem Moment hat uns diese Schande genützt. Wir gingen am hellichten Tag durch das Dorf und begegneten

1 *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 222 f.

2 Alfred J. Reis, 1882 in Wien geboren, wurde von der Universität Strassburg zum Dr. phil. promoviert und war ab 1920 in Karlsruhe, ab 1930 in Berlin ausserordentlicher Professor der Physikalischen Chemie, bis er als Jude 1933 ins Exil gezwungen wurde. Er ging an die ‚Ecole de Physique et de Chimie industrielle‘ in Paris. Nach der Flucht aus dem Lager Audierne gelang es ihm, sich in die USA zu retten, wo er seit 1941 an der Rutgers University in New Brunswick (New Jersey) arbeitete. Dort ist er im Mai 1951 gestorben.

noch anderen, die es gewagt hatten die Flucht zu ergreifen [...]. Wir warteten zwei Stunden und Serge kam nicht. Schliesslich verlor auch ich den Glauben an eine so wie eigens für uns bestellte Rettung, und wir gingen aus dem Dorf hinaus.»¹ Ihre Fusswanderung führte sie zunächst nach Quimper. Die eben zitierte Quelle gibt eine kurze Schilderung dieser ersten Wegstrecke: «Zuerst gingen wir über Felder und stahlen uns von Acker zu Acker durch, aus Angst vor den deutschen, motorisierten Patrouillen, die man überall auf den Strassen sah. Aber es waren bereits viele Franzosen auf der Flucht mit Sack und Pack auf dem Rücken und Koffern in den Händen, wie wir zwei. Wir mischten uns also unter die Franzosen, und nach kurzer Zeit fanden wir heraus, dass die deutsche Militärpolizei auf ihren Motorrädern sich für die Flüchtlinge nicht im Geringsten interessierte. Sie suchten französische Soldaten. So gelangten wir zu dem uns bereits bekannten Städtchen Quimper, wo die Bevölkerung uns ausgiebig angespuckt hatte, als wir vor einigen Wochen hier aus den Eisenbahnwagen in Autobusse aufgeladen und ins Konzentrationslager geführt wurden.»² In Quimper hielten sie sich, dem Romanbericht zufolge, für einige Tage versteckt, wohl auch aus Furcht vor der herannahenden Gestapo. Die wurde auch bald in Finistère gesichtet, und am 24. Juni, so hiess es, erschien sie im Lager Audierne.³ Dann brachen die Flüchtenden aus ihrem Versteck in Quimper auf und wanderten über Quimperle, Vannes und Savenay durch die von den deutschen Truppen besetzte Bretagne nach Nantes (das im Bericht genannte Ankunftsdatum ist angesichts des langen Weges kaum wahrscheinlich). Überall wurden sie gut aufgenommen. So kritisch Morgenstern die bretonischen Wachsoldaten im Lager sah, über die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der bretonischen Bauern ist er sich mit allen anderen Zeitzeugen einig. Nicht zufällig sollte die Bretagne bald eines der Zentren der Résistance werden. Von Nantes ging es südlich der Loire weiter in Richtung Tours. «In den Nächten schliefen wir bei Bauern, in Scheunen, in Ställen, im Heu. In den vier Wochen hat kein einziger Bauer nein gesagt, wenn wir um Nachtquartier gebeten haben.

1 *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 223.

2 A.a.O., S. 223 f.

3 Vgl. Johannes Hoffmann, a.a.O., S. 49; Artur Rosenberg, a.a.O., S. 142; Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 161.

Wir merkten bald, dass wir durch ein Land gingen, wo die Bevölkerung bereits in einer Verschwörung lebte, einverstanden mit jedem, der auf der Flucht vor den Deutschen war.»¹ Dann irrten sie in der Gegend von Tours auf der Suche nach der Grenze zum nichtbesetzten Teil Frankreichs tagelang herum. Vor der kleinen Stadt Loches konnten sie endlich mit Glück die Demarkationslinie überqueren, es dürfte um den 15. Juli geschehen sein; bereits am 7. Juli war Leo Lania² mit Leonhard Frank und dem Rechtsanwalt Stern hier vorbeigekommen, die einen Grossteil der Fluchtstrecke auf Fahrrädern zurückgelegt hatten, und am 20. Juli überschritt dann auch Balder Olden³, zusammen mit dem Schauspieler und Journalisten Alexander Maass, hier die Grenze.

Obwohl die Stadt noch keineswegs von deutschem Militär frei war, legten Morgenstern und Reis in Loches eine Ruhepause ein. Drei Tage später brachen sie wieder auf und stiessen in einem Wäldchen an der Route Nationale nach Châteauroux bald auf zwei deutsche Wachtposten. Über diesen im Bericht geschilderten Moment existiert eine Variante, aufgezeichnet im Sommer 1949, als Morgenstern auf dem Weg nach Kanada zum erstenmal seit seiner Einreise in die USA wieder eine Grenze passierte. «Ich erinnerte mich an die Abenteuer in Frankreich 1940, im Juli, in der Touraine, wo ich mich über die Grenze zwischen den zwei Zonen hinüber zu stehlen versuchte. Das war ein Abenteuer! Das waren Abenteuer! Ich sah noch die Stelle im Wald, wo ich plötzlich die zwei deutschen Wachtposten mit ihren mörderischen Waffen erblickte. Im Jahre 1940 auf meiner Flucht aus dem Konzentrationslager Finistère, sah ich oft ‚mein Ende‘. Aber nie so deutlich und nie so ruhig wie damals in dem Wäldchen hinter dem Städtchen Loches. Ich sehe auch jetzt noch deutlich den verwahrlosten vagabundierenden Hund, der an den Deutschen vorbei einfach über die Grenze in die freie Zone hinüberra[n]te, und wie ein schmerzlicher Neid mein Herz verkrampfte – wäre man doch ein Hund, wäre ich doch ein Hund jetzt – ich wäre frei und ich hätte keine Angst vor diesen zwei deutschen Sbirren! Es war kein ‚pathetischer‘ Aufschrei in

1 *Flucht in Frankreich*, oben S. 317.

2 Laut Lantias Tagebucheintrag vom selben Tag: «Mit Führung über Grenze.»

3 Balder Olden an seine Schwester Ilse Seilern, Loches, 20. Juli 1940, in: Ders., *Paradiese des Teufels*, a.a.O., S. 64.

diesem meinem Neid. Kein j'accuse. Kein stummer Vorwurf gegen die mörderische Welt. Nein. Es war einfach ein Neid von Kreatur zu Kreatur sozusagen. Ich sah den Hund: er hatte kein Gesicht. Darum war er frei. Weil er kein Gesicht hatte, brauchte er keinen Pass. Weil er kein menschliches Gesicht hatte, sahen die Deutschen in ihm keinen Feind. Wäre ich doch ein Hund ohne Gesicht, ich wäre jetzt nicht am Ende! ... Es war ein herrlicher Sommertag. Die Hitze war gross, selbst im Wäldchen. Der Hund rannte mit heraushängender Zunge in die ‚freie‘ Zone hinüber. Die grosse Hitze war meine Rettung. Die zwei deutschen Sbirren waren zu faul, um in dieser Hitze die Mühe des Mordens auf sich zu nehmen. Und so ging auch ich angesichts der Deutschen den Weg des Hundes in die Freiheit.»¹ Auf dem Weg über Châteauroux erreichten Morgenstern und Reis, vermutlich am 24. Juli, Limoges.² Trotz einer einmonatigen Aufenthaltsgenehmigung zog Morgenstern es vor, die von Flüchtlingen überfüllte Stadt möglichst rasch zu verlassen. Wohl am 27. Juli reiste er mit dem Zug allein nach Toulouse, beschaffte sich dort beim polnischen Konsulat einen Pass und fuhr sofort weiter nach Marseille, wo er am andern Morgen ankam, nach gut fünfwöchiger Flucht.

Über die in dieser Stadt um ihre Abreise nach Übersee kämpfenden exilierten Schriftsteller schreibt Morgenstern in einem seiner späten Briefberichte: «Zu erwarten, dass einer von diesen Unglücklichen seine Erlebnisse in Marseille zu schildern vermöchte, heisst etwa, von einem Irren, der in einer Anstalt eine Zeit verbrachte und geheilt entlassen wurde, einen Bericht über das Irrenhaus zu erwarten.»³ Ins selbe Bild hatte Morgenstern das Lager Audierne in den letzten Stunden vor dem Eintreffen der Deutschen gefasst.⁴ Es drückt sich darin die extreme psychische Verfassung und das von ihr bestimmte Denken und Handeln dieser Hilfe und Rettung Suchenden aus, die nach Jahren eines schwierigen Exils, zumeist mittellos und durch Internierung und Flucht vollends erschöpft, sich nun in Marseille einfanden, weil die Hafenstadt mit ihren

1 Morgenstern, *Tagebuch, Heft 13: Amerikanisches Tagebuch* (1949), S. [76-79], Eintrag August 1949 (Nachlass).

2 Morgensterns *Récépissé* enthält eine am 24. Juli 1940 ausgestellte Aufenthaltserlaubnis für Limoges, gültig bis zum 27. August. Ferner fand sich im Nachlass sein für zwei Tage geltender Passierschein vom 26. Juli 1940 für eine Zugreise von Limoges nach Marseille.

3 Morgenstern an Gershom Scholem, 12. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

4 Vgl. *Flucht in Frankreich*, oben S. 214.

Konsulaten der letzte Ort des darniederliegenden Landes war, wo sie sich noch eine reale Chance erhoffen konnten. In diesen Sommermonaten des Jahres 1940 herrschte im unbesetzten Süden Frankreichs ein politisches Chaos, in dem die Zentralgewalt Vichy so gut wie nicht präsent war.¹ Die lokale und regionale Administration war vollauf damit beschäftigt, all der Probleme irgendwie Herr zu werden, wie sie etwa die aus Belgien und Nordfrankreich eintreffenden Flüchtlingsmassen brachten, die unter zunehmend schwierigeren Verhältnissen versorgt werden mussten. Erst vom Frühherbst an normalisierte sich die Lage allmählich, und die gesetzlichen Massnahmen und Anordnungen der Vichy-Regierung begannen wirksam zu werden. Was aber die exilierten Schriftsteller mit geradezu panischen Ängsten erfüllte, das war der berühmte Paragraph 19 des Waffenstillstands Vertrages, der die französische Regierung verpflichtete, die ihr namhaft gemachten Personen an Deutschland auszuliefern. Wenn in der Folge auch kein einziger Schriftsteller ausgeliefert wurde, so genügte doch für viele die von diesem Paragraphen ausgehende Drohung, um völlig sicher zu sein, dass der eigene Name ebenfalls auf der Auslieferungsliste stehe. Morgenstern berichtet von einem Erlebnis auf der Marseiller Polizeipräfektur, das, anders als er es erinnert, wohl auf die zweite Augushälfte zu datieren ist, ein Erlebnis, das, ganz dazu angetan, die Berechtigung solcher Ängste zu demonstrieren, ihn daran erinnerte, dass auch sein Name seit 1930 auf einer Schwarzen Liste der Nazis stand, zum Glück offenbar aber mit verändertem Vornamen. «Der Beamte blätterte in meinem Dossier und fragte mich plötzlich, ohne die Augen zu erheben: «M. Morgenstern, vous connaissez par hasard une Madame Sonia Morgenstern?» Ich fühlte mein Blut in den Ohren. In meinem Leben habe ich nie Grund gehabt, mich für schlau zu halten oder für einen schlauen Mann zu gelten. Aber die Todesangst machte mich auf der Stelle schlau. ‚Ja,‘ sagte ich, ‚ich kenne Madame Sonia Morgensterne ‚Ist sie verwandt mit Ihnen?‘ ‚Nein,‘ sagte ich, ‚ich kenne sie nur par renommée ‚War sie in Paris? Wissen Sie, wo sie jetzt ist?‘ ‚Sie hatte gute Beziehungen zur englischen Presse, und ein englischer Journalist hat sie sicherlich nach England mitgenommen Er bedankte sich und notierte meine Angaben. Damit war die Sache für die Polizei erledigt. Aber nicht für mich. Jetzt hatte ich

1 Die allgemeine Situation dieser Monate ist dargestellt bei Hans-Abert Walter, a.a.O., S. 178 ff.

[...] Angst auf die Strasse zu gehn. Ich fürchtete, dass einer von den Spionen, die unter uns waren, die Gestapo, die mich als Frau Sonia auf die Schwarze Liste gesetzt hatte, gelegentlich aufklären würde, dass ich keine Frau war. Ich hatte bis jetzt schon Angst genug vor Spionen in Marseille. Jetzt grenzte meine Angst an Hysterie.»¹

Dieser Vorfall bewog Morgenstern nun, seine Ausreise nach USA mit allen Kräften zu beschleunigen. Auch in Marseille blieben die aus Hitlers Machtbereich geflohenen Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler nicht ohne Hilfe. Neben einer Reihe anderer Hilfsorganisationen arbeitete seit Mitte August 1940 im Auftrag des in den USA gegründeten Emergency Rescue Committee² (ERC) das ‚Centre Américain de Secours‘, geleitet von dem Amerikaner Varian Fry, für ihre Rettung, indem es die vielfältigen bürokratischen und finanziellen Hürden zu überwinden half. Auch Morgenstern fand hier Hilfe, und es scheint, dass er durch Hermann Kesten, der in New York für das Komitee tätig war, eines jener ‚Special Emergency Visitors‘ Visa erhielt, mit denen nach dem Zusammenbruch Frankreichs den besonders Gefährdeten, unabhängig von der Einwanderer-Quotierung und damit beschleunigt, die Einreise in die USA ermöglicht wurde. Die auch für dieses Visum geforderten Bürgschaften kamen von Freunden in Amerika: das ‚Affidavit of Support‘ stellte weiterhin László Gabor, der gleich Josef Frank, Conrad H. Lester und anderen auch jetzt mit Geld half, ein weiteres solches Affidavit kam von Morgensterns Cousine Hannah Awermann in New York, und das ‚Affidavit of Sponsorship‘ stellte Edgar Kaufmann jr., der Sohn des Warenhausbesitzers in Pittsburgh, für den Gabor tätig war. Mitte Oktober erhielt Morgenstern sein USA-Visum und beantragte, um sich nach Lissabon begeben zu können, dem letzten Ausgangshafen für Übersee, bei der Präfektur des Département Bouches-du-Rhône in Marseille sogleich eine Ausreisegenehmigung, ohne die niemand das Land verlassen durfte.² Doch die Dinge zogen sich hin. Der alte Morgenstern erinnert sich: «[...] was war das stän-

1 Morgenstern an Gershom Scholem, 12. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass); den Vorfall schildert Morgenstern auch in *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 120 f.

2 Nach einer Aktennotiz des ‚Centre Américain de Secours‘ «Morgenstern Salomo demande faite à la Préfecture des Bouches du Rhône (Marseille) 17. Octobre 1940 / Passeport polonais / visa d’Immigration pour les Etats Unis» (Die Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M., Deutsches Exilarchiv 1933-1945: ERC – EB 73/21, Bl. 21).

dige Thema in Marseille? – Visa ... Spanisches Visum. Portugiesisches Visum. Ausreisevisum. Jeder von uns hatte schon das und jenes, und zwar mehrmals, gehabt. Aber eins überlebte das andere, alles in Erwartung eines französischen Ausreisevisums, das nicht kam.»¹ Erfolglos hatte er zweimal versucht, aus Frankreich illegal über die Pyrenäen hinauszukommen. Sogar ein Visum für Shanghai besass er, auf das hin ihm ein spanisches und ein portugiesisches Transitvisum erteilt wurden. Doch die Geltungsdauer von Visen war begrenzt, irgendwann liefen sie aus. Am 20. November liess er sich auch ein Transitvisum für Brasilien ausstellen, wahrscheinlich in der Absicht, mit der eben eröffneten französischen Lateinamerika-Linie² vom Marseiller Hafen aus das Land zu verlassen, was nicht gelang, da er kein Visa de sortie bekam. Inzwischen gehörten rigide Polizeirazzien auf den Strassen Marseilles und in den Hotels zum Alltag. Morgenstern allerdings wohnte bald in einem Hotel, das von der Polizei nicht belästigt wurde, da der Inhaber ein früherer Beamter der Sûreté Nationale war, wie Ernst Josef Aufricht erzählt, der um dieselbe Zeit auch hier logierte und beim Einzug nicht einmal Papiere vorweisen musste. Es war, zwischen Bahnhof und Hafen in der kleinen Rue du Relais gelegen, das Hôtel Aumage, «dessen wenige Zimmer in der ersten und zweiten Etage eines alten schmalen Hauses lagen»³. Ausserhalb seines Hotelzimmers aber widerfuhren auch Morgenstern etliche Verhaftungen, die ohne Folgen blieben. Die Polizeirazzien richteten sich gegen illegal in Marseille lebende Personen, denn in der überfüllten Stadt war die stets engbefristete und ungewisse Aufenthaltsbewilligung ein Problem in Permanenz. Vielleicht aus diesem Grunde beantragte Morgenstern Ende November beim Innenministerium in Vichy die Anerkennung als «Staatenloser»⁴ – sein Geburtsort Budzanów war ja inzwischen von der Sowjetunion annektiert worden, und Staatenlose genossen in Frankreich Asylrecht. Dennoch erhielt er ab Mitte Dezember nur noch halbmonatige Aufenthaltsbewilligungen.

Nach einer neuerlichen Verhaftung lieferte man Morgenstern in das Marseiller Sammellager Centre de Brebaut ein, sein fünftes Lager. Er hat-

1 Morgenstern an Scholem, 8. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

2 Vgl. Hans-Albert Walter, a.a.O., S. 347.

3 Ernst Josef Aufricht, a.a.O., S. 210.

4 Durchschlag seines Schreibens vom 25. November 1940 (Deutsches Exilarchiv: ERC – EB 73/21, Bl. 24).

te nur eben sein Hotelzimmer verlassen, um Zigaretten zu kaufen. «In Gedanken, bemerkte ich nicht, dass auf der Strasse eine Razzia im Gange war. Und schon war ich verhaftet, in ein Polizei-Lastauto verladen, und nach zwei Stunden war ich, so wie ich war, in ein Konzentrationslager gebracht. Es war ein provisorisches Sammellager. Ein mir bekannter Kommunist war schon seit zwei Wochen drin, obwohl er seine Papiere bei sich hatte, als man ihn verhaftete. Aber wie Kommunisten in allen Lagern, war er schon eine Art ‚Macher‘, der alles wusste. Ich hatte das Glück, damals in Marseille die Bekanntschaft und den immer wirksamen Schutz eines französischen Abbés zu geniessen, der mir schon freundschaftlicher Weise behilflich gewesen war. Ich erzählte das dem Kommunisten, und er machte sich erbötig, ihn für mich telefonisch anzurufen. So einflussreich war er schon im Lager. Nach drei Tagen erschien der Abbé Scolardi (ein Name, den ich mir für mein Leben in Dankbarkeit erhalten habe) und befreite mich vom Lager, nicht ohne darauf zu bestehen, dass man sich bei mir entschuldige. Für diesen Abbé bedeutete selbst in den Vichy-Tagen ein *écrivain* noch etwas Schutzwürdiges. Ohne diesen Beistand hätte ich wochenlang in dem Lager verbracht, jeder polizeilichen Willkür preisgegeben.»¹ Bil Spira, der Zeichner, der sein Talent in den Dienst der Emigranten stellte und mit Pinsel und Farbe täuschend echte Stempeldrucke der Marseiller Präfektur produzierte, berichtet über das Centre de Brebaut: «Es war in einer Schule untergebracht, und auch hier diente der Turnsaal als Schlafstätte. Allerdings schlief man nicht auf der Erde, sondern jeder hatte ein Bett. Das Bewachungspersonal zeigte, soweit es die Vorschriften zuliessen, menschliches Verständnis für die Internierten. Es bestand aus Gendarmen aus dem Elsass, die vor den Deutschen geflüchtet waren. Sie sprachen sowohl Französisch mit deutschem Akzent als auch Deutsch mit französischem. Zwischen Schule und Strasse war ein freier Platz, der aber von der Freiheit durch ein Eisengitter getrennt war. Ein oder zwei Gendarmen gingen vor dem Gitter auf und ab, jedoch konnten Familienangehörige ans Gitter kommen, uns wie im Zoo

1 Morgenstern an Gershom Scholem, 17. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass). Morgensterns *Récépissé* enthält den handschriftlichen Sichtvermerk: «Vu au centre de Brebaut – le 17. 12.40. Préfecture des Bouches-du-Rhône, Le chef de service». – Auffällig ist übrigens die Namensähnlichkeit mit dem ‚Centre Le Brébant‘ am Boulevard d’Arras, wo Alfred Kantorowicz um dieselbe Zeit inhaftiert war (vgl. die Beschreibung in seinem Bericht *Exil in Frankreich. Merkwürdigkeiten und Denkwürdigkeiten*, Hamburg 1983, S. 190 ff.).

füttern und sich mit uns unterhalten.»¹ Als Morgenstern hier eingeliefert wurde, hatte die Vichy-Regierung gerade ihr Judenstatut erlassen, und dazu ein Gesetz, das für die Ausländer «jüdischer Rasse» Einweisung in «Speziallager» vorsah, ersatzweise Anordnung von Zwangsaufenthalt, und das die ohnehin allgewaltigen Präfekten bevollmächtigte, diese Ausländer gefangenzusetzen.² Die Gefahr war also realer denn je. Doch wieder half, wie schon früher, Abbé Scolardi, Leiter der ‚Œuvres catoliques pour les étrangers‘ in Marseille. Auch Ernst Josef Aufricht erhielt seine Hilfe und erinnert sich: «Das Ein-Mann-Büro des Abbé lag parterre. Bereits auf der Strasse sah man Gruppen von Hilfesuchenden. Als ich ihm Grüsse ausrichtete, fragte er, ob ich zu ihm gekommen wäre, um einen Vieux Marc zu trinken. Er goss mir ein Glas ein, ich trank, und er sagte: ‚Erzählen Sie mal.‘ Er war ein Südfranzose, klein, stämmig, mit schwarzen, kurzgeschnittenen Haaren und dunklen Augen und lief über von guter Laune und Lebenslust.»³ Dank der Hilfe dieses Abbé war Morgenstern nach wenigen Tagen wieder auf freiem Fuss.

Erst im Dezember begann Vichy mit der beschränkten Erteilung von Ausreisevisa⁴, doch Morgenstern blieb das Papier, wie die erhaltenen Dokumente in seinem Nachlass zeigen, lange versagt. Bereits Anfang September war für ihn beim American Lloyd eine Schiffspassage von Lissabon wahlweise nach Shanghai oder New York gebucht worden. Nachdem sie drei Monate später ungenutzt verfallen war, wurde für ihn Mitte Dezember von der Hicem eine neue Passage Lissabon-New York bezahlt; doch auch den für 21. Januar 1941 gebuchten Platz auf der «Lourenco Marques» konnte Morgenstern nicht wahrnehmen, weil er noch immer keine Ausreisegenehmigung hatte.⁵ Vermutlich, weil die Sekretärin eines angesehenen Freundes in Vichy sich beim Präfekten der Bouches-du-Rhône für Morgenstern verwandte, erhielt er endlich ein Visa de sortie. Inzwischen war jedoch sein spanisches Transitvisum abgelaufen. Er be-

1 Bil Spira, *Die Legende vom Zeichner*, a.a.O., S. 117 f.

2 ‚Loi sur les étrangers de race juive‘ (Gesetz über die Ausländer jüdischer Rasse) vom 4. Oktober 1940; vgl. Barbara Vormeier, a.a.O. S. 374.

3 Ernst Josef Aufricht, a.a.O., S. 211.

4 Vgl. Hans-Albert Walter, a.a.O., S. 183.

5 Nach einer Aktennotiz des ‚Centre Américain de Secours‘ vom 20. Januar 1941 (Deutsches Exilarchiv: ERC – EB 73/21, Bl. 29).

schloss nun, nicht länger in Marseille darauf zu warten, sondern nach Casablanca auszuweichen. Noch in Marseille liess er sich für den 28. Februar einen Platz dritter Klasse auf der «Serpa Pinto» für die Fahrt von Casablanca nach Lissabon zum Preis von 5'500 Francs reservieren. Am Vortag seiner Abreise war er gezwungen, sein abgelaufenes USA-Visum erneuern zu lassen. Varian Fry gab ihm auf einer – im Nachlass erhaltenen – Visitenkarte eine Empfehlung an den amerikanischen Vizekonsul Bingham: «Dear Harry – This is to introduce Mr. Salomon Morgenstern, German novelist on the ‚Mann list.‘ Mr. Morgenstern has to leave for Casablanca tomorrow (Saturday), but his immigration visa has expired. Can you renew it for him today? Many thanks, VF 14 feb.» Versehen mit einem polnischen Pass, einem USA-Visum, einem Sauf-conduit, einem «Visa de Sortie de France à destination des Etats Unis d'Amérique» und einem «Visa de Transit sans arrêt par l'Algérie et le Maroc à destination des Etats Unis» bestieg Morgenstern am folgenden Tag im Marseiller Hafen ein Schiff, das zwei Tage später im Hafen von Oran einlief.

Am 18. Februar 1941 traf Morgenstern mit dem Zug in Casablanca ein. Immer noch befand er sich im französischen Machtbereich, und die Verhältnisse der nordafrikanischen Kolonien waren für Emigranten keineswegs günstiger als im Mutterland; schliesslich gab es auch hier Internierungslager, und zwar mit Bedingungen, die noch übler waren. Es war also höchst riskant, im Hôtel Majestic in Casablanca auf ein Transitvisum für Spanisch-Marokko und Tanger zu warten, zudem dauerte es auch diesmal wieder weit länger, als Morgenstern angenommen hatte. Die reservierte Passage nach Lissabon musste er absagen, erst nach fünf Wochen konnte er seine Flucht aus Europa fortsetzen. Ende März traf er in Lissabon ein, wo es ihm glückte, für den 1. April einen Platz auf der «SS Guiné» zu bekommen. An Bord des völlig überfüllten Schiffes waren auch Hans Sahl, Henry William Katz und Valeriu Marcu. Am 15. April 1941 erreichten sie den Hafen von New York. Morgenstern war gerettet. Noch das rettende Schiff aber war nach seinem Empfinden «eher ein schwimmendes Konzentrationslager»¹.

1 Morgenstern am 1. September 1972 in seiner englisch verfassten Antwort auf einen Fragebogen John M. Spaleks: «In April 1941 I succeeded to get a boat, which was rather a swimming concentration camp [...].» («Answer to Questionnaire – Soma Morgenstern»; Durchschlag im Nachlass). Auch Al-

Zur Entstehungsgeschichte seines Romanberichts über Internierung und Flucht in Frankreich findet sich bei Morgenstern kaum ein Hinweis. Offenkundig ein fingiertes Datum ist die Angabe am Schluss des Textes: «Marseille – Casablanca 1940-1942»; bereits Ende März 1941 ist Morgenstern aus Casablanca ja abgereist. Da direkte Aussagen zur Entstehungsfrage von ihm nicht bekannt sind, ist man auf Vermutungen angewiesen. Relativ sicher dürfte noch sein, dass im Jahre 1952 der fertige Text bereits vorgelegen haben muss. Dies lässt sich aus ein paar Fingerzeigen der Korrespondenz Morgensterns mit seinem amerikanischen Verlag erschliessen, der Jewish Publication Society of America¹ in Philadelphia, die schon die Romantrilogie in amerikanischer Übersetzung herausgebracht hatte. In den Jahren 1950 und 1952 ist in diesen Briefen die Rede von einem «Buch mit drei Erzählungen», die Morgenstern dem Verlag vorgelegt hatte.¹ Der Verlag zog es aber vor, Morgensterns *Blutsäule* herauszubringen und auf die Erzählungen wegen ihrer mangelnden jüdischen Relevanz zu verzichten. Im Nachlass Morgensterns fand sich das 121 Seiten starke Typoskript einer Erzählung mit dem Titel *Der Tisch*, auf einem beiliegenden Deckblatt der Obertitel: «Hunde und Wölfe. Drei Erzählungen von Soma Morgenstern». Zu vermuten ist, dass es dieser Zyklus war, der dem Verlag damals vorgelegen hat. Die im Nachlass erhaltene Erzählung nun handelt von jener Flucht aus dem Lager Audierne, in deren Mittelpunkt der Tisch stand, von dem aus die Flüchtenden am 20. Juni 1940 die hohe Lagermauer überwand. Die Textgleichheit mit vielen, teils weit auseinanderliegenden Passagen des Romanberichts lässt darauf schliessen, dass die Erzählung vor allem durch Extraktion gewonnen wurde. Trifft dies zu, dann muss der Romanbericht damals, im Jahre 1952, in der überlieferten Fassung bereits vorgelegen haben.

fred Kantorowicz hat in seinem Exilbericht diese Formulierung gebraucht (vgl. *Exil in Frankreich*, a.a.O., S. 237).

¹ Morgenstern spricht von einem «book of three stories which we agreed to publish in 1952» (Morgenstern an Lesser Zussman, den damaligen Executive Secretary der JPS, 29. September 1952, Durchschlag im Nachlass).

Wann aber könnte er geschrieben worden sein? Andere Internierungsberichte entstanden meist nicht lange nach, manchmal noch während der Flucht. Leonhard Frank arbeitete an dem Roman *Mathilde* vor und nach den Internierungen, Walter Hasenclever schrieb seinen Roman *Die Rechtlosen* 1939/40, zwischen zwei Internierungen, Johannes Hoffmann verfasste seinen Bericht im Herbst 1940, Leo Lania begann, wie das Tagebuch zeigt, *Die dunkelste Stunde* im Oktober 1940, Lion Feuchtwanger schrieb seinen Exilbericht *Der Teufel in Frankreich* 1940/41, Balder Olden schrieb wohl zwischen 1941 und 1946, Artur Rosenberg 1944 bis 1946. Morgensterns Erzähler, der Schriftsteller Petrykowsky, sitzt, wie sein Autor selbst, erst in Marseille, dann in Casablanca auf der Flucht fest und schreibt an seinem Bericht. «Ich kaufte mir ein Schreibheft und schrieb, kitzelte hin und wieder eine Seite voll.»¹ Während der sechseinhalb Monate in Marseille, der fünf Wochen in Casablanca hat Morgenstern an der Rekonstruktion verlorener Manuskriptpartien gearbeitet; es waren Teile seiner Romantrilogie, vor allem vom dritten Roman, die gleich nach der deutschen Besetzung bei einer Haussuchung in seinem Pariser Hotel der Gestapo in die Hände gefallen waren. Morgenstern war also nach seiner Flucht von Audierne durchaus nicht untätig, und denkbar wäre, dass er schon in Marseille, wie sein Erzähler, angefangen hat, für seinen Romanbericht «hin und wieder eine Seite» niederzuschreiben, so dass der wiederkehrende Bezug des Erzählers auf seine Lage während der Arbeit in Marseille nicht reiner Fiktion entsprang. Der Grossteil des Berichtes dürfte allerdings erst in Hollywood entstanden sein, wo Morgenstern von Herbst 1941 bis Frühjahr 1943 lebte. Die wenigen Amerikanisierungen im Text könnten bei einer späteren Überarbeitung hineingekommen sein. In Briefen aus Hollywood an den Freund Karol Rathaus in New York erwähnt Morgenstern 1942 jedenfalls mehrfach seine Arbeit an einem neuen Buch, «dem ‚kleinen‘ Buch, das sich aber leider immer mehr aus wächst»². Thema oder Titel dieses neuen Buches nennen die Briefe nicht, man darf nur vermuten. Es kann sich aber zu dieser Zeit um nichts anderes gehandelt haben als eben um den Romanbericht. Wie manch anderer aus den Lagern Geflüchtete musste wohl auch Morgenstern sich die

1 *Flucht in Frankreich*, oben S. 11.

2 Morgenstern an Karol Rathaus, 3. Oktober 1942 (Rathaus Archive).

vorerst dunkelste Strecke seines Exils, die in den Lagern besiegelte europäische Enttäuschung, endlich von der Seele schreiben. Und so verzeichnen vielleicht die beiden Jahreszahlen unter dem Bericht doch seine tatsächliche Entstehungszeit.

Mit dem bedrängenden Charakter der zeitlich noch sehr nahen Erlebnisse mag es zu tun haben, dass Morgenstern, anders als bei seinen übrigen Erinnerungstexten, in diesem Falle einen fiktiven Rahmen wählte. Vor allem die Erfindung des «arischen» Erzählers Petrykowsky, der an Morgensterns Stelle in Ichform spricht, scheint sich aus dem Bedürfnis des Autors zu erklären, zwischen sich und dem zu Berichtenden eine gewisse Distanz zu schaffen. Auch die gänzliche Aussparung des Fluchtgefährten Alfred Reis und seine Ersetzung durch gleich zwei fiktive Personen ist wohl nicht allein auf die begreifliche Diskretion gegen einen Lebenden zurückzuführen. Erinnern die beiden Schriftsteller Petrykowsky und S. Morgenroth auffallend oft an Details aus Morgensterns Biographie, so ist Josef Cukiersky möglicherweise reine Erfindung. Doch man weiss es so wenig wie im Falle Friederich Neubachers alias Franz Steiner. Sicher ist jedoch, dass ein zwielichtiger Charakter von derart schillernder Intelligenz wie dieser Neubacher, die fleischgewordene Mimikry an extrem bedrohliche Verhältnisse, im blossen Report sich schwerlich so hätte entwickeln lassen. Und hierin könnte ein weiterer Grund für die Einführung des fiktiven Elements liegen. Denn Morgenstern wäre nicht er selbst, stünde nicht im Zentrum seines Lagerberichts das Interesse an der inneren Verfassung der Eingespernten, ihren Hoffnungen und Plänen, ihren Ängsten und ihrer Resignation, ihren Illusionen und Versuchungen. Doch die Masseninternierung stand der Anteilnahme an individuellen Regungen denkbar krass entgegen. In den Lagern und auf der Flucht wurde Morgenstern unterm Diktat der Willkür mit Menschen zusammengeworfen, die er, wenn überhaupt, fast ausnahmslos nur flüchtig kannte, nicht im mindesten so wie seine Verwandten und Freunde, um die in den drei Bänden seiner unvollendet gebliebenen Autobiographie alles kreist. Masseninternierung war, in der Enge des Lagers und zuletzt unter Todesdrohung, die Anonymität der Zwangsgemeinschaft. Ihrer schockhaften Erfahrung hat Morgenstern durch eine Doppelstrategie Ausdruck zu geben gesucht, im Bericht und als literarische Imagination. Letzterer fällt es in seinem Text

zu, vorzuführen, wozu unter derartigen Verhältnissen Menschen fähig sind. Der eine Exponent ist Neubacher, der andere aber, knabenhaft unschuldig, der Buchdrucker Cukiersky, und er geht durch jenen zugrunde, gleich dem siebenjährigen Lipusch in der Romantrilogie. Die fiktive Komponente in Morgensterns Romanbericht steht ganz im Bann der trostlosen Realität.

Die im Buch erscheinenden historischen Internierten von Audierne seien kurz aufgeführt. Von ihnen wird mit seinem vollen Namen als einziger Hans Prager genannt, der 1887 in Wien geborene Autor geisteswissenschaftlicher Werke, darunter das 1925 veröffentlichte Buch *Die Weltanschauung Dostojewskis*. Sein Freund in Audierne und schon im Lager von Montargis, bei Morgenstern als der «bekannte Psychoanalytiker» Dr. Herbert figurierend, war der Wiener Arzt und Philosoph Alexander Neuer, kein Psychoanalytiker, vielmehr ein enger Mitarbeiter Alfred Adlers. Seine Identität ist durch einen brieflichen Hinweis Morgensterns verbürgt: «Ich habe schon erwähnt, dass ich das Pech hatte, in dem Lager in Finistère zu sein, das den anstürmenden Deutschen en bloc ausgeliefert wurde. In dem Lager hatte ich mich mit dem bekannten Psychoanalytiker Neuer, einem Schüler von Adler, angefreundet. Er war schwer krank, und er erzählte mir einmal, dass er seit Jahren ständig Gift bei sich habe. Ein paar Stunden, ehe die Deutschen angerückt kamen, fragte ich ihn, ob er mir ein Teil von seinem Gift überlassen möchte. Er blickte mich mit seinem einzigen noch sehenden Auge lange an und sagte: ‚Ich habe genug für vier Mann. Aber ich werde Ihnen jetzt keins geben. Denn Sie haben ein lebhaftes Temperament. Sie sind imstande, es zu früh zu tun. Bleiben wir zusammen. Wenn es soweit ist, werde ich es Ihnen geben.‘ [...] Da ich aus dem Lager geflüchtet bin und Dr. Neuer zu krank und zu unbeweglich war, die Flucht zu versuchen, gab er mir das Geschenk auf die Flucht mit [..J.]»¹ Im Romanbericht heisst es, dass es Alexander Neuer, der übrigens infolge seiner Kriegsverletzung eine Augenklappe trug, mit seinem Freund gelang, sich nach Paris durchzuschlagen, wo sie bald «eines noch verhältnismässig natürlichen Todes» gestorben seien. Vielleicht haben die beiden Paris damals tatsächlich erreicht, man weiss es nicht. Alexander Neuer soll jedenfalls Ende 1940 oder Anfang 1941 in einem

1 Morgenstern an Gershom Scholem, 8. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

französischen Lager gestorben sein.¹ – Hinter dem amüsanten Zyniker Börsenrat Fopper verbirgt sich jener Rat Popper, der in Wiens jüdischer Gemeinde eine Rolle gespielt haben soll. Morgenstern war mit ihm, wie mit Prager und Neuer, schon von Montargis her bekannt und erwähnt ihn im Vorwort zur *Blutsäule* und in einem Brief an Scholem mit seinem Aperçu: «Also, Herr Doktor, wer den Krieg verlieren soll, das wissen wir. Aber wer ihn gewinnen soll, müssen wir uns noch überlegen.»² – Der «silberhaarige Dichter» ist Leonhard Frank, mit dem sich Morgenstern in Audierne anfreundete. – Hofrat Druck dürfte mit dem Hofrat Bryk in Leo Lania's Bericht identisch sein.³ – Ist die Anwesenheit der bisher Genannten im Lager von Audierne ganz unzweifelhaft, so überrascht es indes, dass hier auch der Journalist Jakob Altmaier interniert gewesen sein soll, als der nämlich der Radiosprecher Paul Alter identifizierbar ist durch seine Beziehung zu Joseph Roth wie durch den Spitznamen «der Weise von Offenbach».⁴ Bisher las man, er sei zu dieser Zeit Presseberichterstat-ter in Belgrad oder Athen gewesen.⁵ – Aus der Gruppe der «Suspekten», welche vom Pariser Stade Roland-Garros in Audierne eintraf, werden in Kapitel XVII drei Personen hervorgehoben, davon zwei ohne Namensnennung. Dem Schriftsteller und Publizisten Balder Olden könnte die Bemerkung gelten: «Auf den ersten Blick hin erkannte ich unter diesen Schwer-Suspekten: einen bekannten deutschen Schriftsteller, der abgesehen davon, dass er französischen Cognac besonders heiss liebte und Adolf Hitler besonders glühend hasste, eines der harmlosesten Menschenkinder auf dieser Welt war und hoffentlich noch ist [...]» – Der bekannte Journalist, «dessen Nationalität ihm selbst unbestimmt bleiben wird, weil er die Gewohnheit hat, gesprächsweise seine Person und Provenienz als Dokument für seine Behauptungen anzuführen und je nach Bedarf in ein anderes Ursprungsland zu verlegen», der «Dokumentarische», wie er bissig genannt wird, könnte, nach den biographischen Hinweisen, die gegeben

1 Vgl. Bernhard Handlbauer, *The Emigration of the Viennese Individual Psychologists*, in: Peter Weibel u. Friedrich Stadler (Hg.), *Vertreibung der Vernunft – The Cultural Exodus from Austria*, Wien 1993, S. 129.

2 Morgenstern an Gershom Scholem, 12. Januar 1973 (Durchschlag im Nachlass).

3 Vgl. Leo Lania, *The Darkest Hour*, a.a.O., S. 124 u. 138.

4 Vgl. *Joseph Roths Flucht und Ende*, a.a.O., S. 226 ff.

5 Vgl. *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*, Bd. I, München, New York, London, Paris 1980, S. 13.

werden, Leo Lania sein, der im Lager als ein besonders aktiver Mann auftrat, als einer der «Rädelsführer», wie es heisst, und Morgenstern offenbar ein wenig auf die Nerven ging. – Und schliesslich gehörte zu dieser Interniertengruppe der schon erwähnte «katholisch-monarchistische Jüngling» namens Joachim Dohm, der sich Serge nannte und Morgenstern in Audierne besonders nahestand; der etwa Fünfundzwanzigjährige rettete sich nach England, ist aber dort, wohl 1943, deutschen Bomben zum Opfer gefallen.

Dies die teils sicher, teils hypothetisch zu identifizierenden Gefangenen von Audierne, soweit sie im Romanbericht erscheinen. Schon ihre Zahl macht deutlich, wie sehr es Morgenstern in seinem Buch um die Realität des Lagers zu tun ist. «Da ich ein altmodischer Schriftsteller bin und demzufolge auch diese Blätter zur Belehrung und nicht etwa zur Unterhaltung beschreibe [...]», sagt sein Erzähler.¹ Und Realität ist hier für Morgenstern vor allem die Realität der ‚Lagergesellschaft‘, die Erfahrungen und Reaktionen der Menschen, die in Audierne festgehalten werden, festgehalten angesichts ihrer drohenden Auslieferung an die Deutschen, und daher, wie es im Romanbericht heisst, «geschändet mit der letzten Erfahrung ihres Lebens, mit der Einsicht, dass die Humanität des humansten Volkes in Europa: die Humanität Frankreichs, eine bürgerlich-militärische Übersetzung, eine Latinisierung des deutsch gewordenen Worts Bestialität war»². Realität meint auch die inwendige Verfassung der Gefangenen, jenen schleichenden Verfall, der sich als Erinnerungsverlust auswirkt, wie ihn der Erzähler an sich wahrnimmt: «Mit Grauen empfand ich es –: es beginnt schon die Pest aller Konzentrationslager an mir zu fressen: der Schwund des Gedächtnisses. Das ist die grosse, die unentrinnbare Gefahr der Konzentrationslager: sie zerreißen, sie zerstören, sie vernichten das zarteste Gewebe des Lebens: das Gedächtnis.»³ Diesen Prozess der Zerstörung sucht Petrykowskys Freund Morgenroth zu verstehen, und er spricht einen Sachverhalt an, der weit über die Realität des Lagers hinausgreift. «Die Zeit, die in einem Konzentrationslager alles beherrscht, ist die Gegenwart. Eine Überfülle von Gegenwart herrscht da. Nicht ein Spalt öffnet sich, um ein bisschen Vergangenheit oder Zukunft

1 *Flucht in Frankreich*, oben S. 42.

2 A.a.O., S. 276.

3 A.a.O., S. 50.

einzulassen. Darum verliert man auch das Gedächtnis. Man hat keine Zeit, der eigenen Eindrücke, der eigenen Gedanken, der eigenen Gefühle innezuwerden. Darum verfallen sie, kaum geboren, schon der Vergessenheit. Erinnern heisst finden. Finden kann man nur in der Vergangenheit. In der Gegenwart kann man nur verlieren. Und ein Konzentrationslager ist übervoll von Gegenwart. Zum Wahnsinn voll ...»¹ Wie für die Exilierten die Internierung nur eine Phase ihrer Flucht aus dem Gewaltbereich Nazideutschlands war, so war die Psyche der Flüchtenden ein besonderer Schauplatz der gesamteuropäischen Mobilmachung. Auch der Erzähler erkennt, wie sehr er Produkt dieses allgemeinen Zustandes ist: «Mein Kopf ist ein europäischer Kopf: ein Chaos. Meine Hände sind europäische Hände: die Ohnmacht. Meine Beine sind europäische Beine: die Flucht. Mein Herz ist ein europäisches Herz: ein aufgeschreckter Taubenschlag.»² Die reale Ohnmacht des Flüchtenden, der sich tausenderlei Zufällen und ebenso vielen Gefahren ausgesetzt weiss, spricht aus der Frage: «Ist es nicht würdiger, mit Sehenden zu verzweifeln, als mit Blinden zu hoffen?»³ Und radikaler noch zeigt sich ihm die Vergeblichkeit alles Flüchtens angesichts der europäischen Katastrophe: «Wenn der Himmel herunterfällt, sind alle Spatzen tot. Da hilft kein Visum.»⁴ In Casablanca gibt er auf, in der letzten Erschöpfung, so seine letzten Worte.

Morgenstern konnte sich retten, gerettet werden. Ein letzter Hoffnungswille hat ihn auch damals nicht verlassen. In seinem Zeugnis einer Flucht vor der Gewalt der Barbarei, das er den Nachgeborenen hinterlassen hat, heisst es über die Rettung einmal: «Heute weiss ich, dass, je phantastischer ein Plan ist, desto näherliegend das Gelingen [...].»⁵

1 A.a.O., S. 289f.

2 A.a.O., S. 86.

3 Ebd.

4 A.a.O., S. 66f.

5 A.a.O., S. 177.

Editorische Anmerkungen

Soma Morgensterns Buch über seine Internierungen in Frankreich und seine Flucht aus dem Lager in Audierne (Finistère) nach Marseille und Casablanca wird hier zum erstenmal veröffentlicht. Textgrundlage für den vorliegenden Band der Soma Morgenstern-Edition ist ein im Nachlass erhaltenes Typoskript (T). Die Blätter sind einseitig beschrieben; ihre durchlaufende maschinenschriftliche Paginierung zählt 540 Seiten, von denen allerdings einige, wie aus ihrer Zählung im Typoskript ersichtlich, nachträglich vom Autor entweder ausgeschieden oder aber eingefügt wurden. Das Typoskript ist undatiert, sieht man von der offensichtlich zum Text gehörigen Angabe am Schluss ab. Es weist Korrekturen, Notate und Markierungen von der Hand des Autors auf, mit Ausnahme einiger Kapitel allerdings in sehr geringer Anzahl. Der Text wurde vom Autor nicht mehr abschliessend für den Druck vorbereitet, was nicht zuletzt dadurch bestätigt wird, dass er titellos geblieben ist und lediglich die handschriftliche Kennzeichnung «Frankreich» trägt. Der Titel der vorliegenden Ausgabe: *Flucht in Frankreich*, stammt vom Herausgeber, der ihm zur Charakterisierung der Textart auch den Untertitel «Ein Romanbericht» beigegeben hat.

Orthographie und Interpunktion des Typoskripts wurden behutsam modernisiert. Die Schreibung der Eigennamen sowie der fremdsprachigen Ausdrücke und Zitate wurde überprüft und vereinheitlicht. Die wenigen im Text genannten Namen galizischer Orte stehen bei Morgenstern in ihrer polnischen Form; sie werden daher hier, anders als im Typoskript, in der korrekten polnischen Schreibung wiedergegeben.

In T enthaltene Schreibfehler wurden stillschweigend getilgt. Weitergehende Eingriffe, Korrekturen und Konjekturen, seien hier im Einzelnen dokumentiert:

Seite 9 – Korr.: an der Stelle (*statt T:* auf der Stelle)

Seite 13 – Korr.: am 28. Juni 1940 (*statt T:* am 22. Juni 1940), *entsprechend der Zeitangabe auf S. 315*

Seite 17 – Korr.: an meinem Geisteszustand kamen (*statt T:* an meinem Geisteszustand aufkamen)

Seite 18 – Korr.: sofern sie nicht schon (*statt T:* insofern sie nicht schon)

Seite 26 u.ö. - Korr.: Stade de Colombes (*statt T:* Stade Colombe)

Seite 26 – Korr.: untersuchen und ausleeren (*statt T:* untersuchten und ausleerten)

Seite 27 - Korr.: fünf Konzentrationslagern (*statt T:* vier Konzentrationslagern), *entsprechend der Angabe an drei späteren Stellen im Buch*

Seite 28 – Korr.: melden sollte (*statt T:* melden soll)

Seite 28 – Korr.: gewesen sein mochte (*statt T:* gewesen sein möchte)

Seite 29 – *Korr.:* im Inneren (*statt T:* im Innersten)

Seite 29 – *Korr.:* auf tieferer Stufe (*statt T:* in tieferer Stufe)

Seite 30 – *Korr.:* in Montargis, wohin (*statt T:* in Montargis, wo)

Seite 35 – *Korr.:* Wie einst in Wien, im Prater, im Stadion, im Jahre 1931 (*statt T:* Wie einst im Mai, in Wien, im Prater, im Stadion, im Jahre 1932 – *das von Morgenstern erinnerte Spiel im neuen Prater Stadion fand am 13. September 1931 statt und endete mit 5:0 für Österreichs «Wunderteam», das im Mai desselben Jahres in Berlin mit 6:0 gesiegt hatte*)

Seite 42 – *Korr.:* Bis dahin hatte man (*statt T:* Bis dahin hat man)

Seite 43 – mit den Köpfen: *Konj.:* den

Seite 43 – *Korr.:* Es waren da (*statt T:* Es war da)

Seite 49 – *Korr.:* auch meinen Freund (*statt T:* auch auf meinen Freund)

Seite 50 – sich über die Wirkung dieser Pest: *Konj.:* sich

Seite 59 – *Korr.:* Bänken der Tribüne (*statt T:* Bänken der Tribünen)

Seite 61 – *Korr.:* von der Hand (*statt T:* mit der Hand)

Seite 67 – *Korr.:* zu Unrecht interniert wurde (*statt T:* zu Unrecht interniert würde)

Seite 68 – *Korr.:* in Paris aufhält (*statt T:* in Paris aufhielt)

Seite 68 – *Korr.:* falsch gemacht hatte (*statt T:* falsch gemacht habe)

Seite 68 – *Korr.:* hatte mir den schönsten (*statt T:* hat mir den schönsten)

Seite 71 – *Korr.:* Den hätten Sie sich auch (*statt T:* Das hätten Sie sich auch)

Seite 71 – *Korr.:* Stimmung herrschte (*statt T:* Stimmung vorherrschte)

Seite 72 – *Korr.:* scheuchte mit einer (*statt T:* verscheuchte mit einer)

Seite 82 – *Korr.:* dass wir alle wegkämen (*statt T:* dass wir alle wegkommen)

Seite 83 – *Korr.:* Infanterie-Regiment Nr. 15 (*statt T:* Infanterie-Regiment No. 55), *entsprechend den beiden späteren Erwähnungen dieses Regiments, in dem Morgenstern an der Ost- und Südostfront des Ersten Weltkriegs gedient hat* Seite 83 – *Erinnerst du dich noch:* *Konj.:* du

Seite 84 – dass ich seinen alten Militärrang: *Konj.:* ich

Seite 88 – *Korr.:* nur sechs übriggebliebene (*statt T:* nur sechs übrig geblieben)

Seite 89 – Drinnen war es heiss ... auf die Schlafenden schlafen gelegt: *Diese Passage ist, wohl als eventuell zu streichende, in T handschriftlich in eckige Klammern gesetzt*

Seite 92 – dass ich unserem Dolfi: *Konj.:* ich

Seite 94 – *Korr.:* gekratzt habe (*statt T:* gekratzt hat)

Seite 95 – *Korr.:* weit voneinander ab (*statt T:* weit ab von einander)

Seite 98 – nehmen wir das schöne Kind: *Konj.:* schöne

Seite 99 – Hell ist er, blond und blauäugig: *Konj.:* äugig

Seite 102 – *Korr.:* wir sind die besten Feinde (*statt T:* sind wir die besten Feinde)

Seite 102- *Korr.:* Generalsbrauch (*statt T:* Generalsgebrauch)

Seite 103 – *Korr.:* koste es, was es koste (*statt T:* koste was koste)

Seite 104 – und uns von Hitler befreien würden: *Konj.:* uns

Seite 105 – *Korr.:* viele sogar als Offiziere (*statt T:* viele gar als Offiziere)

Seite 106 – machte er eine Kunstpause: *Konj.:* er

Seite 108 – fragte Dolfi kleinmütig: *Konj.:* Dolfi

Seite 113- *Korr.:* Paris begonnen hatte (*statt T:* Paris begonnen hat)

Seite 115 – *Korr.:* auf den Rasenplatz stürzte, als könnte man (*statt T:* auf den Schlafplatz stürzte, als könnten sie)

Seite 115 – *Korr.:* für wichtig gehalten hat, herzukommen (*statt T:* für wichtig gehalten hat, daherzukommen)

Seite 115 – *Korr.:* jetzt, wo die Deutschen (*statt T:* jetzt, wenn die Deutschen)

Seite 118 – *Korr.:* vierten Juni 1940 (*statt T:* neunten Juni 1940 – *Morgenstern datiert den Abtransport aus dem Stade Buffalo nach Audierne irrtümlich um einen Tag zu spät, auf den Tag nach dem Bombardement, also auf den 4. Juni 1940, wie aus dem Kontext ersichtlich; die damit unvereinbare Stelle in T wurde entsprechend geändert*)

Seite 124 – *Korr.:* 4. Juni 1940 (*statt T:* 7. oder 8. Juni 1940 – *Änderung gemäss der vorstehenden Anmerkung*)

Seite 124 – Eisenbahnwagen der III. Klasse: *Konj.:* der

Seite 124 – *Korr.:* sassen nun als Passagiere (*statt T:* assen nun als Passagiere)

Seite 125 – *Korr.:* Personenzug übrig haben (*statt T:* Personenzug übrig hatten)

Seite 127 – *Korr.:* Drei Monate vor dem Ausbruch (*statt T:* Zwei Monate vor dem Ausbruch – *Joseph Roth ist am 27. Mai 1939 im Pariser Exil gestorben*)

Seite 136 – *Korr.:* ab und zu durch die Haare (*statt T:* ab und zu angenehm durch die Haare)

Seite 137 – *Korr.:* doch keines natürlichen Todes (*statt T:* doch noch keines natürlichen Todes)

Seite 141 – hat er zu mir gesagt: ‚Prenez!‘ – ‚Prenez!‘ hat er zu mir gesagt: *Konj.:* – ‚Prenez!‘

Seite 141 – *Korr.:* vorher verunreinigt hatten (*statt T:* ab vorerst verunreinigt hatten)

Seite 141 – *Korr.:* umgesetzt werden (*statt T:* gesetzt werden)

Seite 142 – *Korr.:* über Steiner nachdachte (*statt T:* über Steiner dachte)

Seite 143 u. ö.- Capitaine (*statt T:* Kapitän); *der Rang eines Capitaine entspricht dem deutschen Hauptmann; der in T durchgehend verwendeten, doch missverständlichen Bezeichnung Kapitän wurde für die vorliegende Ausgabe die französische Form vorgezogen*

Seite 143 – *Korr.:* zuerst mit Ekel und (*statt T:* vorerst mit Ekel und)

Seite 144 – *Korr.:* Personalpapiere einträfen (*statt T:* Personalpapiere eintreffen)

Seite 145 – der kleine Hof war: *Konj.*: war

Seite 147- *Korr.*: Wenn sich diese Erkenntnis (*statt T*: Bis sich diese Erkenntnis)

Seite 147 – einrücken sollten: *Konj.*: sollten

Seite 147 – besetzen könnten: *Konj.*: könnten

Seite 147 – dieses Kapitel nur zu gut: *Konj.*: nur

Seite 147 – *Korr.*: die mit Einverständnis (*statt T*: die im Einverständnis)

Seite 148 – *Korr.*: Der Genosse sei noch (*statt T*: Der Genosse war noch)

Seite 150 – *Korr.*: aber der silberhaarige Dichter (*statt T*: während der silberhaarige Dichter)

Seite 151 – *Korr.*: liegen würden (*statt T*: liegen werden)

Seite 151 – *Korr.*: das konnte ich dann nur (*statt T*: das konnte ich nur dann)

Seite 152 – *Korr.*: konnte Steiner noch lallen (*statt T*: konnte er noch lallen)

Seite 154 – *Korr.*: ihm entgangen waren (*statt T*: ihm entgangen sind)

Seite 154 – des Kommandanten geniessend: *Konj.*: geniessend

Seite 154 – vom Fleck weg zweisprachig amtierte: *Konj.*: weg

Seite 155 – *Korr.*: als grausamen Profoss (*statt T*: auf den grausamen Profoss)

Seite 156- *Korr.*: 9 Uhr morgens (*statt T*: 9 Uhr vormittags)

Seite 158 – doch warum nicht?: *Konj.*: doch

Seite 159 – *Korr.*: streiten sich (*statt T*: stritten sich)

Seite 159 – *Korr.*: fällt es ihnen (*statt T*: fiel es ihnen)

Seite 161 – *Korr.*: Was sind Sie? Klosettfabrikant? (*statt T*: Was sind Sie? Corsettfabrikant?)

Seite 161 – *Korr.*: die von der Luft (*statt T*: dass sie von der Luft)

Seite 162- *Korr.*: Entstellung einer Nachricht (*statt T*: Entstehung einer Nachricht)

Seite 164 – *Korr.*: in die Hände spielen würde (*statt T*: in die Hände spielen wird)

Seite 165 – aus dem Vehikel steigen zu sehen: *Konj.*: zu sehen

Seite 167 – *Korr.*: Ansprache halten würde (*statt T*: Ansprache halten wird)

Seite 167 – *Korr.*: unter den Scheffel (*statt T*: hinter den Scheffel)

Seite 170- *Korr.*: unsichtbare Verkniffenheit (*statt T*: unsichtbare Verkniffung)

Seite 170- *Korr.*: bis zum 7. Juni (*statt T*: bis zum 12. Juni)

Seite 170- *Korr.*: am 9. Juni in Audierne (*statt T*: am 12. Juni in Audierne)

Seite 170- *Korr.*: verteidigt werden würde (*statt T*: verteidigt werden wird)

Seite 172 – *Korr.*: zehn Uhr morgens (*statt T*: 10 Uhr vormittags)

Seite 172 – Le Bon Blanc: *eventuell ein Irrtum in T; gemeint sein könnte Blondin, der weltbekannte französische Seiltänzer des 19. Jahrhunderts*

Seite 174- *Korr.*: selbst dem kühlfsten (*statt T*: dem selbst kühlfsten)

Seite 175- *Korr.*: uns freigelassen hatte (*statt T*: uns freigelassen hat)

Seite 176- teilte mir ein Geheimnis mit: *Konj.*: mir

Seite 177- *Korr.*: in Verbindung (*statt T*: in der Verbindung)

Seite 178- *Korr.*: er weinte im Schlaf (*statt T*: er weine im Schlaf)

Seite 179- *Korr.*: Morgen des 19. Juni (*statt T*: Morgen des 17. Juni)

Seite 179- kennt mich von Roland-Garros: *Konj.*: kennt

Seite 179- dass ich heute mitkomme: *Konj.*: ich

Seite 179- bat er mich: *Konj.*: mich

Seite 179- *Korr.*: tröstete ich ihn (*statt T*: tröste ich ihn)

Seite 182 – *Korr.*: verbleiben neuntausend (*statt T*: verblieben neuntausend)

Seite 183 – *Korr.*: Denn er war doch (*statt T*: Denn war er doch)

Seite 185 – Er hätte dich sonst nicht: *Konj.*: dich

Seite 187 – auf das Lastauto zu klettern: *Konj.*: zu

Seite 187 – sah er mich kurz an: *Konj.*: an

Seite 188 – *Korr.*: mehr lief als ging (*statt T*: mehr lief als er ging)

Seite 190 – *Korr.*: Nathan Klapper (*statt T*: David Klapper), *entsprechend der Namensform im Kap. XXIII*

Seite 190 – *Korr.*: genau ausgerichtet waren (*statt T*: genau ausgerichtet sind)

Seite 192 – *Korr.*: Blumenthal: *der insgesamt dreimal erscheinende Name lautet in T ursprünglich Jacoby; das letzte Mal ist er dort vom Autor handschriftlich durch den Namen Blumenthal ersetzt worden; die Änderung wurde vom Hg. übernommen*

Seite 193 – *Korr.*: den zwischen unseren alten Prostatikern – die ihr spannendes Nachtleben in allen Lagern führten – und den Wachsoldaten spielenden Dialog (*statt T*: den zwischen den Wachsoldaten und unseren alten Prostatikern – die ihr spannendes Nachtleben in allen Lagern führten – spielenden Dialog)

Seite 195 – *Korr.*: Auch an seinem Lager (*statt T*: Auch in seinem Lager)

Seite 199 – *Korr.*: unter unserem Rücken (*statt T*: unter unseren Rücken)

Seite 199-zu folgen, um mit ihm: *Konj.*: ihm

Seite 200 – *Korr.*: das Lager verlassen würde (*statt T*: das Lager verlassen werde)

Seite 200 – *Korr.*: nie mehr hören würde (*statt T*: nie mehr hören werde)

Seite 200 – *Korr.*: nicht so sein würde (*statt T*: nicht so sein wird)

Seite 200 – *Korr.*: Springer würden (*statt T*: Springer werden)

Seite 200 – *Korr.*: vermutlich der Pressereferent (*statt T*: vermutlich der Dokumentarische, wobei das letzte Wort handschriftlich gestrichen ist; *entsprechend vorhergehenden mehrfachen Autorkorrekturen wurde es vom Hg. ersetzt*)

Seite 200 – *Korr.*: einen persönlich eher feigen Zeitgenossen (*statt T*: einen persönlichen, eher feigen Zeitgenossen)

Seite 201 – *Korr.*: den Armen seiner Braut (*statt T*: den Armen einer Braut)

Seite 202 – *Korr.*: Der Kommandant ist ein Telefonfräulein (*entsprechend dem vorhergehenden Satz, statt T*: Der Kapitän ist ein Telefonfräulein)

Seite 203 – Und die Slowaken ... zu exekutieren verstanden: *Diese Passage ist, wohl als eventuell zu streichende, in T handschriftlich in eckige Klammern gesetzt* Seite 204 – Walter Heilbom: *hier und an einer weiteren Stelle des Kapitels hat der Autor den Namen Steiner in T handschriftlich durch Heilbom ersetzt, diese Änderung jedoch nicht bis ans Ende des Kapitels durchgeführt, so dass die entsprechenden Korrekturen vom Hg. vorzunehmen waren*

Seite 204 – *Korr.*: dem Österreicher *IQ*gen(*entsprechend dem Kontext, statt T*: dem Slovaken folgen)

Seite 207 – Ihnen, Herr Doktor: *in T ist Doktor vom Autor gestrichen und handschriftlich durch den Namen Morgenroth ersetzt – irrtümlich, denn es handelt sich hier um ein Gespräch zwischen Klapper und dem Erzähler Petrykowsky*

Seite 207 – Haben Sie irgendwelche Nachrichten: *Konj.*: irgend

Seite 209 – *Korr.*: anvertrauen wollten (*statt T*: anvertrauen wollen)

Seite 209 – *Korr.*: Familieninteressen habe (*statt T*: Familieninteressen hat)

Seite 223 – *Korr.*: fragte Klapper mich (*statt T*: fragte Steiner mich)

Seite 226 – *Korr.*: Sollte ich sie auf das (*statt T*: Soll ich sie auf das)

Seite 226 – sie ihre Hilflosigkeit erst recht fühlen: *Konj.*: sie

Seite 226 – *Korr.*: das atemberaubende Bild (*statt T*: das atemberauschende Bild)

Seite 227 – zur Mitteltür der Baracke hinein: *Konj.*: hinein

Seite 228 – Die Kriegshetzer und die Literaten: *Konj.*: und

Seite 228 – neunzig Prozent der Männer: *Konj.*: der

Seite 238 – mit vierhundert Mann: *Konj.*: mit

Seite 240 – *Korr.*: Motorradfahrer (*statt T*: Motorfahrer)

Seite 241 – einem jungen Burschen gelang es: *Konj.*: es

Seite 246 – *Korr.*: Munition (*statt T*: Amunition)

Seite 246 – *Korr.*: wenn sie herkommt (*statt T*: bis sie herkommt)

Seite 248 – so rühmlos vollzogen worden: *Konj.*: worden

Seite 249 – *Korr.*: den Satz beenden sollte (*statt T*: den Satz beenden soll)

Seite 250 – *Korr.*: Beleidigung zugefügt (*statt T*: Beleidigung hinzugefügt)

Seite 255 – «Setzen Sie sich, Herr Rat»: *Konj.*: Sie

Seite 258 – *Korr.*: mit keinem Wort (*statt T*: mit einem Wort)

Seite 261 – *Korr.*: dankbar sein musste (*statt T*: dankbar sein müsste)

Seite 270 – *Korr.*: abgehalten habe (*statt T*: abgehalten hat)

Seite 276- als die ersten darauf aus: *Konj.*: als

Seite 276 – vor so viel gesundem Menschenverstand: *Konj.*: so

Seite 282 – je im Leben wieder einen freien Schritt: *Konj.*: wieder

Seite 288 – *Korr.*: mein Nachbar (*entsprechend S. 286; statt T:* mein Bett Nachbar)

Seite 294 – *Korr.*: für seinen Halbbruder (*statt T:* für einen Halbbruder)

Seite 303 – *Korr.*: miteinander leben (*statt T:* miteinander lebten)

Seite 304 – *Korr.*: Folgen der Flucht (*statt T:* Folgen, die Flucht)

Seite 306 – *Korr.*: hat es irgendwo hier ein Nest (*statt T:* hat es wo hier ein Nest)

Seite 307 – Wenn ich solche zwei süßen Kinder hätte: *Konj.*: zwei

Seite 309 – *Korr.*: sechs Uhr morgens (*statt T:* sechs Uhr vormittags)

Seite 313 – *Korr.*: als wären es Touristen (*statt T:* als wären sie Touristen)

Seite 316- zweimalige *Korr.*: Osten (*statt T:* Westen)

Seite 318 – *Korr.*: die dritte Woche (*statt T:* die zweite Woche)

Seite 318 – *Korr.*: wo wir hinwollten (*statt T:* wo wir hinwollen)

Seite 320 – *Korr.*: rechts musste irgendwo (*statt T:* rechts musste wo)

Seite 322 – am Rande des Wegs: *Konj.*: Rande

Seite 323 – *Korr.*: dass wir unser Spiel verlieren würden (*statt T:* dass wir unser Spiel verlieren werden)

Seite 334 – und aus ebenso bewaffneten französischen Gendarmen: *Konj.*: und

Seite 336 – *Korr.*: bezaubernd verwilderten (*statt T:* bezaubert verwilderten)

Seite 338 – *Korr.*: Sein Geschäft sei gleich (*statt T:* Sein Geschäft war gleich)

Seite 339 – *Korr.*: um zehn Uhr morgens (*statt T:* um zehn Uhr vormittags)

Seite 342 – *Korr.*: standen wir zeitig auf (*statt T:* standen wir zeitlich auf)

Seite 342 – *Korr.*: nach Châteauroux-Limoges führt (*statt T:* nach Châteauroux-Limoges führte)

Seite 343 – *Korr.*: Morgenroth stieg schnell aus (*statt T:* Er stieg schnell aus)

Seite 345 – Ich gab ihm ein Streichholz: *Konj.*: ein

Seite 348 – von Châteauroux nach Limoges zu entkommen: *Konj.*: nach Limoges

Seite 349 – *Korr.*: Kollaborateur (*statt T:* Collaborationist)

Seite 349 – *Korr.*: das sind die französischen Frauen (*statt T:* das ist die französische Frau)

Seite 349 – *Korr.*: weiteren sieben Monaten (*statt T:* weiteren acht Monaten)

Seite 350 – *Korr.*: Diese sieben Monate (*statt T:* Diese acht Monate)

Seite 352 – vor dem Anmarsch der Deutschen aufgelöst worden: *Konj.*: worden

Seite 352 – *Korr.*: in Marseille angekommen (*statt T:* nach Marseille angekommen)

Seite 356 – *Korr.*: gehütet hatte (*statt T:* gehütet habe)

Seite 357 – Er empfing mich: *Konj.*: mich

Danksagung

Verlag und Herausgeber danken Prof. Dan Michael Morgenstern, USA, für die grosszügige Übertragung der Publikationsrechte an den Werken Soma Morgensterns und für freundschaftliche Hilfe und Rat bei der Hebung und Erschliessung des literarischen Nachlasses seines Vaters.

Seit 1996 befindet sich der Nachlass Soma Morgensterns im Deutschen Exilarchiv 1933-1945 der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main, mit deren Einverständnis die Edition fortgesetzt wird. Frau Dr. Brita Eckert und Frau Marie-Luise Hahn vom Exilarchiv gilt der Dank des Herausgebers für freundliche Auskünfte.

Herrn Dr. Martin Schüssler, Ostfildern, dankt der Herausgeber für die Überlassung von Kopien aus der Korrespondenz Soma Morgensterns mit dem Komponisten Karol Rathaus.

Desgleichen dankt der Herausgeber Herrn Frederick Herman, USA, für freundliche Hinweise zum literarischen Nachlass seines Vaters Leo Lania und für die Erlaubnis, aus dessen Tagebuch zu zitieren.

Schliesslich gilt der Dank des Herausgebers der State Historical Society of Wisconsin, Madison, USA, für die Übersendung von Kopien aus Leo Lantias Tagebuch des Jahres 1940.

Soma Morgenstern

Werke in Einzelbänden

herausgegeben von Ingolf Schulte

Editionsplan

(Änderungen vorbehalten)

Joseph Roths Flucht und Ende

Erinnerungen

1994,330 Seiten

ISBN 3-924245-35-5

Alban Berg und seine Idole

Erinnerungen und Briefe

1995,412 Seiten

ISBN 3-924245-36-3

In einer anderen Zeit

Jugendjahre in Ostgalizien

1995,421 Seiten

ISBN 3-924245-37-1

Funken im Abgrund

Romantrilogie I

Der Sohn des verlorenen Sohnes

1996,283 Seiten

ISBN 3-924245-38-X

Funken im Abgrund

Romantrilogie II

Idyll im Exil

1996,379 Seiten

ISBN 3-924245-39-8

Funken im Abgrund

Romantrilogie III

Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes

1996, 398 Seiten

ISBN 3-924245-40-1

Die Blutsäule

Zeichen und Wunder am Sereth

1997,200 Seiten

ISBN 3-924245-41-X

Flucht in Frankreich

Ein Romanbericht

1998,432 Seiten

ISBN 3-924245-42-8

Der Tod ist ein Flop

Roman

1999, ca. 180 Seiten

ISBN 3-924245-43-6

Erzählungen. Kurzprosa. Dramen

2000, ca. 380 Seiten

ISBN 3-924245-44-4

Essayistisches. Kritiken. Tagebücher

2001, ca. 380 Seiten

ISBN 3-924245-45-2

Die Edition hat den Charakter einer zuverlässigen Leseausgabe. Die Texte werden vom Herausgeber sorgfältig kommentiert und jeder Band mit einem ausführlichen Nachwort versehen. Die Bände erscheinen in blauem Leinen mit Schutzumschlag.